Report of the mission hospital and dispensary at Tientsin : in connection with the London Missionary Society for 1894.

Contributors

London Missionary Society.
University of Glasgow. Library

Publication/Creation

Tientsin : Tientsin Press, 1895.

Persistent URL

https://wellcomecollection.org/works/rtt5t42f

Provider

University of Glasgow

License and attribution

This material has been provided by This material has been provided by The University of Glasgow Library. The original may be consulted at The University of Glasgow Library. where the originals may be consulted.
This work has been identified as being free of known restrictions under copyright law, including all related and neighbouring rights and is being made available under the Creative Commons, Public Domain Mark.

You can copy, modify, distribute and perform the work, even for commercial purposes, without asking permission.

wellcome collection

Wellcome Collection
183 Euston Road
London NW1 2BE UK
T +44 (0)20 7611 8722
E library@wellcomecollection.org
https://wellcomecollection.org

GLASGOW UNIVERSITY LIBRARY
VIA VERITAS VITA

A 13 - h. 6

30114010097999

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/b21449247

Versöhnung

von Glauben und Wissen

in zeitgemäßer religiöser Erkenntnis.

Ein Wort an moderne Denker

von

H. Loeck,

Konrektor.

Berlin 1895

Commissions-Verlag von Gustav Schuhr

SW., Wilhelmstr. 119/20.

Vorwort.

Unsere Zeit strebt nach Erkenntnis. Aber sie will nicht mehr und kann nicht mehr in der bisherigen Weise ihre Erkenntnis auf Autorität gründen. Sie verlangt auch für religiöse Wahrheiten Beweise. Wirkliche Beweise aber giebt es für den modernen Denker nur da, wo ihm Beobachtung möglich ist, wo er durch eigene Beobachtung sich von der Wahrheit zu überzeugen vermag.

Auf dem Wege der Beobachtung, der Erfahrung und des Experiments hat das moderne Denken zu naturwissenschaftlichen Ergebnissen geführt, welche man vordem für unmöglich gehalten hätte, und welche für die Menschheit von hohem Werthe sind. Weshalb sollte auf diesem Wege nicht noch mehr möglich sein?

Können wir auch nicht die Seele selbst beobachten, so doch die zeitliche Thätigkeit derselben. Hiermit haben wir es bei der Beobachtung der eigenen Innenwelt zu thun, und durch solche Beobachtung vermögen wir zu erkennen, daß die Seele dreieinig ist. Die psychologische Wahrheit der Dreieinigkeit der Seele aber leitet hinüber zur kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, führt zu der Ueberzeugung, daß diese Lehre Wahrheit sei, versöhnt auch mit den anderen Wahrheiten der christlichen Religion und macht zugleich es möglich, diese Wahrheiten besser als bisher zu erkennen.

So kann an die Stelle des Unglaubens des auch in religiöser Hinsicht modernen Denkers der Glaube treten, indem die Erkenntnis der Dreieinigkeit der Seele weiter führt zu der Ueberzeugung, daß wir in Wahrheit — der Seele nach — Kinder Eines Vaters sind, dessen Wesen die Liebe ist. Das aber ist die

Grundwahrheit der christlichen Religion, und wer von dieser Wahrheit wirklich überzeugt ist, der ist ein wahrhaft gläubiger Christ, wie sehr seine sonstigen religiösen Ueberzeugungen zur kirchlichen Lehre auch in Widerspruch stehen mögen.

In wahrer Freiheit und Selbständigkeit, wie sie der moderne Denker für sich in Anspruch nimmt, kann man sich durch eigene Beobachtung von der Wahrheit der Dreieinigkeit der Seele überzeugen. Nicht minder, als auf naturwissenschaftlichem Gebiet, findet auch hier die Wahrheit in Experimenten ihre Bestätigung, indem man sich Gelegenheit verschafft, darauf hin das Thun der Seele unter diesen und jenen Umständen zu beobachten. — Sodann aber ist auch das, was sich von diesem Ausgangspunkte aus durch weitere Schlüsse ergiebt, soweit Wahrheit, als wir folgerichtig gedacht haben, und auch diese Wahrheit findet ihre Bestätigung in der Erfahrung, in dem eigenen inneren Erleben.

Wodurch unterscheidet sich denn religiöse Erkenntnis, wie sie auf dem angedeuteten Wege möglich ist, von naturwissenschaftlicher Erkenntnis? Dadurch, daß hier die Ergebnisse des Forschens in sinnlichen Wahrnehmungen ihre Bestätigung finden, dort nicht, da Gott und Seele nicht Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung sind. Das ist ein Hindernis des Glaubens für die auch in religiöser Hinsicht modernen Denker, solange sie mit den Wahrheiten der christlichen Religion noch nicht versöhnt sind. Das ist aber kein Hindernis mehr, wenn man über das einstweilige Zweifeln und Leugnen hinaus fortgeschritten ist zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis.

Um mit den Wahrheiten der christlichen Religion versöhnt zu werden und diese Wahrheiten in zeitgemäßer Weise — dem gereifteren Denken und der sonstigen Erkenntnis unserer Zeit angemessen, frei von den bisherigen Irrthümern, klarer, vollkommener als bisher — zu erkennen, bedarf man keiner Gelehrsamkeit und keiner hohen Bildung. Und es ist gut, das es so ist. Denn die Selbständigkeit auch auf religiösem Gebiet wird immer größer und immer allgemeiner, und es kommt endlich dahin, daß kein zu wahrer Selbständigkeit gelangter Erwachsener seine religiöse Erkenntnis mehr auf Autorität gründen will, noch

kann, sondern auf eigene Beobachtung und Erfahrung, auf eigenes, selbständiges Denken. Darum ist es gut, daß es nicht bloß Einigen, sondern Allen möglich sein wird, sich von der Wahrheit zu überzeugen, welche die auch in religiöser Hinsicht modernen Denker mit den Wahrheiten der christlichen Religion zu versöhnen vermag. Zwar ist diese Wahrheit so einfach, daß schon deßhalb wohl Mancher gegen sie mißtrauisch werden kann. Aber es ist wie mit mancher naturwissenschaftlichen Wahrheit, die auch einfach und doch Wahrheit ist, die auch zuerst mit Mißtrauen aufgenommen, dann aber allgemein anerkannt wurde. Die Vorurtheile, die der neuen Wahrheit zunächst entgegenstehen, werden schwinden, und man wird sich von ihr überzeugen können, nicht minder als von Wahrheiten über das Gebiet des sinulich Wahrnehmbaren. Das wird schon heute Vielen möglich sein, endlich aber Allen.

Der Weg zur Erkenntnis geht durch Irrthümer, auch der zu religiöser Erkenntnis. Wie sollte denn diese Schrift von Irrthümern frei sein? Aber ich weiß auch, daß sie Wahrheit enthält, auch neue Wahrheit; und auch die in der kirchlichen Lehre uns überlieferte alte Wahrheit wird in neuer, zeitgemäßer Auffassung gleichsam zu einer neuen Wahrheit. Um dieser Wahrheit willen, bitte ich, wolle man über alle Mängel dieser Schrift hinwegsehen und weder durch dieselben, noch sonst durch etwas sich hindern lassen, die Schrift ganz zu lesen. Mancher könnte wohl meinen, dies oder das thun zu müssen, was wichtiger sei. Es giebt aber nichts Wichtigeres als die christlich-religiöse Wahrheit und die Versöhnung mit dieser Wahrheit. Auch Diejenigen, welche dies nicht für das Wichtigste halten, bitte ich, diese Schrift ganz zu lesen. Das kann bei dem geringen Umfange derselben ja nicht schwer sein.

Grimmen, im April 1895.

H. Loeck.

Erstes Kapitel.

Die Dreieinigkeit der Seele, eine Versöhnungswahrheit für moderne Denker.

Vor vierzehn Jahren kam ich bei meiner Beschäftigung mit der Psychologie zu dem Ergebnis, daß die Seele dreieinig ist. In seiner Erwiderung auf eine darauf bezügliche Mittheilung sprach ein Professor der Theologie die Vermuthung aus, daß ich von der „trinitas humana" ausgegangen sei, von welcher der Kirchenvater Augustinus in seiner Schrift „De civitate Dei" gesprochen hat. Die Vermuthung lag nahe, wie ich später gesehen habe, nachdem ich die betreffende Stelle bei Augustinus gelesen. Die Vermuthung lag nahe; aber sie ist nicht zutreffend, da ich von der „menschlichen Dreieinigkeit", von welcher Augustinus gesprochen hat, zu der Zeit, als ich zur Erkenntnis der Dreieinigkeit der Seele kam, noch nichts wußte.

Der Geheime Rath Dr. Schrader sagt in der psychologischen Einleitung seiner „Erziehungs- und Unterrichtslehre", daß der Wille zu den „drei Thätigkeitsformen" — zu Geist, Phantasie und Gemüth — in keinem koordinirten Verhältnis stehe. — Nichts von Allem, wovon die Psychologie sonst noch handelt, steht dazu in einem koordinirten Verhältnis. Die Dreiheit Geist, Phantasie und Gemüth läßt sich zu keiner Vierheit, Fünfheit u. s. f. erweitern, ebenso wenig zu einer Einheit oder Zweiheit vermindern. Geist, Phantasie und Gemüth sind eine Dreiheit, die immer einheitlich verbunden thätig ist, nur daß bald der Geist, bald die Phantasie, bald das Gemüth als Hauptfaktor seelischer Thätigkeit vor den beiden anderen hervortritt. Die Dreieinigkeit der Seele läßt sich beweisen, und schon eine gute Volksschulbildung genügt, um den Beweis zu verstehen und sich von der Wahrheit des Bewiesenen durch eigene Beobachtung zu überzeugen. Hierzu ist für den nach Wahrheit und Erkenntnis Strebenden außer folgerichtigem Denken nur wahre Selbständigkeit

nöthig, die auf das, was eigene Beobachtung und Erfahrung lehrt, mehr giebt als auf die Lehren dieser oder jener Autorität.

Es ist nicht Alles wahr, was man in Lehrbüchern der Psychologie ausgesprochen findet. Aber es ist auch nicht richtig, wenn man von der Psychologie eine gar zu geringe Meinung hat. Alles menschliche Wissen hat seine Grenzen, und auf jedem Gebiet menschlicher Erkenntnis findet sich neben der Wahrheit auch der Irrthum. Daher ist es unbillig, wenn manche modernen Forscher, insbesondere naturwissenschaftliche, der Psychologie keine Daseinsberechtigung zugestehen, sie nicht als Wissenschaft anerkennen wollen. — Haben Psychologen geirrt — Naturforscher auch; hat naturwissenschaftliche Forschung zur Erkenntnis geführt — psychologische auch; ist manches Ergebnis naturwissenschaftlicher Forschung für die Menschheit von hoher Wichtigkeit — das Ergebnis psychologischer Forschung, daß die Seele dreieinig ist, ist noch wichtiger.

Die Dreieinigkeit der Seele ist eine Wahrheit, wie die Dreieinigkeit Gottes — allen heutigen Zweifeln entgegen — eine Wahrheit ist, nur daß diese Wahrheit anders als bisher aufgefaßt werden muß. Hat man gefunden, daß „die Bibel von einem dreieinigen Gott nichts weiß", so ist daran nur das wahr, daß die Verfasser der Bibel in ihrer religiösen Erkenntnis noch nicht zum Begriff der Dreieinigkeit Gottes gelangt waren, da ihnen die hierzu nöthige Klarheit der Auffassung noch fehlte, zu welcher erst weiterhin — in der Erkenntnis fortschreitend — die christliche Kirche gelangt ist. Die Klarheit muß aber noch größer, die Auffassung der Wahrheit noch vollkommener werden.

Daß die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit Gottes Wahrheit sei, können die auch in religiöser Hinsicht modernen Denker freilich nicht ohne Weiteres zugeben, da sie überhaupt nicht mehr ohne Weiteres zu glauben vermögen, was in der Kirche gelehrt wird. Gläubige Christen waren es, deren Bibelforschung zur kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit Gottes geführt hat; gläubige Christen finden auch heute diese kirchliche Lehre in Aussprüchen der Bibel begründet, und — die auch in religiöser Hinsicht modernen Denker werden das ebenfalls finden, wenn sie erst über das einstweilige Zweifeln und Leugnen hinausgekommen sind. Man wird sich zunächst von der Wahrheit überzeugen, daß Gott die Liebe ist, und dann weiter auch von der Wahrheit, daß Gott dreieinig ist. Im weiteren Verlaufe dieser Schrift wird gezeigt werden, wie nur von der Voraussetzung aus, daß Gott die Liebe ist, es begreiflich ist, daß wir trotz der allgemeinen und individuellen zeitlichen Unvollkommenheit doch der Seele nach mehr sind als Geschöpfe Gottes, mehr als das Thier, daß wir

der Seele nach „göttlichen Geschlechts" sind, „Emanationen" der Gottheit, „Kinder" Gottes. Man wird sich von der Wahrheit überzeugen, daß Gott die Liebe ist, und man wird dann diese Wahrheit auch vollkommener erkennen. Aus der vollkommener erkannten Wahrheit, daß Gott die Liebe ist, wird sich aber weiter die Wahrheit ergeben, daß Gott dreieinig ist, daß nicht bloß, wie das Kind Gottes, so auch der Vater droben dreieinig ist, sondern auch, daß die Dreieinigkeit Gottes Dreipersönlichkeit ist, während die Seele ein persönliches Wesen ist. So wird man sich auch von der Wahrheit der Dreieinigkeit Gottes überzeugen, und auch diese Wahrheit wird dann vollkommener erkannt werden als bisher.

Es war der Menschheit nicht möglich, aus sich allein zu christlich-religiöser Erkenntnis zu gelangen Dazu bedurfte sie göttlicher Offenbaruug. Andererseits aber ist neben dem offenbarenden und erziehlichen Wirken der Gottheit das eigene Denken und Forschen der Menschheit nöthig, da auch die Menschheit selber etwas thun muß, um zu wahrer religiöser Erkenntnis zu gelangen und in derselben fortzuschreiten; und so ist die durch wissenschaftliche Forschung möglich gewordene Erkenntnis der Dreieinigkeit der Seele von Wichtigkeit auch für die religiöse Erkenntnis.

Gar Manches, was dem einzelnen Menschen sonst nicht möglich wäre, ist ihm möglich mit Hülfe der Wissenschaft. Um sich durch eigene Beobachtung von der Dreieinigkeit der Seele überzeugen zu können, muß man erst wissen, worauf man bei der Beobachtung zu achten hat. Hierüber belehrt die Psychologie, nachdem die psychologische Forschung zur Erkenntnis der Dreieinigkeit der Seele geführt hat. Dadurch erst ist die psychologische Forschung zu einem Abschluß gekommen, welcher es möglich macht, einen klaren Einblick in das Seelenleben zu gewinnen und die mannigfachen Thätigkeiten — Vermögen — Kräfte der Seele in rechter Weise zu ordnen. Und man vermag nun auch weiter zu gelangen. Wie manches Andere, was vordem für unmöglich gehalten wurde, durch die Wissenschaft möglich geworden ist, so auch eine Versöhnung des modernen Denkens mit den Wahrheiten der christlichen Religion. Der heilige Geist will nicht und kann nicht zum Glauben zwingen; man muß ihn auf sich wirken lassen wollen. Hierzu verhilft dem modernen Denker die durch die Wissenschaft möglich gewordene Erkenntnis der Dreieinigkeit der Seele

Freilich können die auch in religiöser Hinsicht modernen Denker, solange sie von der Wahrheit der Dreieinigkeit Gottes noch nicht überzeugt sind, auch nicht zugeben, daß wir, um zu

wahrer religiöser Erkenntnis zu gelangen und in dieser Erkenntnis fortzuschreiten, der Hülfe des heiligen Geistes bedürfen, da sie an den heiligen Geist überhaupt nicht glauben. Man hört heute von einem „heiligen Geist in der Natur" sprechen, wie man auch von der „Liebe und Weisheit der Mutter Natur" sprechen hört, und die heutigen Zweifler und Lügner können als aufrichtige, wahrheitsliebende Menschen einstweilen nicht anders sprechen. Aber man wird dahin kommen, daß man, statt von der Liebe und Weisheit der „Mutter Natur", wieder von der Liebe und Weisheit Dessen sprechen wird, aus dessen Willen und Schöpfermacht das hervorgegangen ist, was wir „Natur" nennen. Nicht die Natur liebt und ist weise, sondern Der, dessen Werk die Natur ist. Man wird das künftig wieder erkennen, und man wird dann wieder von der Liebe und Weisheit Gottes sprechen. Und dann wird man auch wieder vom heiligen Geiste sprechen als von der „dritten" Person der Gottheit; und man wird dann das Wesen und Wirken des heiligen Geistes besser erkennen als heute, wo man immer noch von einer „Ausgießung" desselben redet, von einem Uebergehen desselben auf die Gläubigen, als wäre er eine Kraft der Gottheit und nicht eine Person. Man hat eben mit dem Begriff der Persönlichkeit hier noch nicht vollen Ernst gemacht.

Wir bedürfen, um zu wahrer religiöser Erkenntnis zu gelangen und in dieser Erkenntnis fortzuschreiten, der Hülfe des heiligen Geistes. Hinge es nur vom Willen des heiligen Geistes ab, wie weit wir in unserer religiösen Erkenntnis kommen, so käme Jeder von uns zu der höchsten religiösen Erkenntnis, die in unserer Zeit möglich ist. Das hängt aber noch von mancherlei Umständen ab, besonders aber von unserem eigenen Willen. Wir müssen für das Wirken des heiligen Geistes empfänglich sein. Das Kind wird dafür empfänglich durch die Autorität wahrhaft gläubiger Erzieher. Die auch in religiöser Hinsicht modernen Denker, die auch auf religiösem Gebiet wahrhaft selbständigen Erwachsenen unserer Zeit bedürfen dazu der Wissenschaft, die ihnen etwas beweisen muß, wovon sie sich durch eigene Beobachtung überzeugen können. Wer nun durch eigene Beobachtung sich von der Wahrheit der Dreieinigkeit der Seele überzeugt hat, der kommt in seiner Erkenntnis auch weiter.

Wir müssen vorwärts streben, über die heutigen Zweifel hinaus nach zeitgemäßer religiöser Erkenntnis. Die Kirche muß in der Erkenntnis fortschreiten, um im Glauben bleiben zu können, und der Fortschritt in der religiösen Erkenntnis ist noch wichtiger als jeder andere Fortschritt.

Zweites Kapitel.

Die christliche Kirche und die christlichen Konfessionen.

Von der Erkenntnis der Dreieinigkeit der Seele aus gelangt man zu der Ueberzeugung, daß durch Jesum Christum der Menschheit die höchste Wahrheit geoffenbart ist, und zugleich zu einer Auffassung dieser Wahrheit, bei welcher alle heutigen konfessionellen Verschiedenheiten ihre bisherige Bedeutung verlieren. Die durch Jesum Christum geoffenbarte Wahrheit kann niemals von der Menschheit absolut vollkommen aufgefaßt werden; und sie ist durchaus nicht von allen Christen und zu allen Zeiten der christlichen Kirche in gleicher Weise aufgefaßt worden. Je vollkommener die menschliche Auffassung dieser Wahrheit wird, um so vollkommener wird die christlich-religiöse Erkenntnis. Die christliche Kirche muß fortschreiten in der Erkenntnis, und sie ist fortgeschritten, und als man zum Begriff der Dreieinigkeit Gottes gelangt war, war man bereits über den Standpunkt der Apostel hinaus gekommen. — Die christliche Kirche muß noch weiter fortschreiten. Keine der heutigen christlichen Konfessionen wird fortbestehen bis an das Ende des Daseins der Menschheit. Die verschiedenen heutigen christlichen Glaubensbekenntnisse sind nur der Ausdruck einer zeitweiligen Auffassung der geoffenbarten Wahrheit. Weder was die Päpste, noch was Luther, Zwingli, Calvin und andere kirchliche Autoritäten gelehrt haben, hat Anspruch auf ewige Gültigkeit.

Nicht wird die eine oder die andere der heutigen christlichen Konfessionen die übrigen in sich aufnehmen, noch wird die heutige kirchliche Spaltung und der mit ihr verbundene konfessionelle Hader und Haß fortdauern. In einer höheren, zeitgemäßen Auffassung der durch Jesum Christum geoffenbarten Wahrheit werden Diejenigen sich zusammenfinden, die heute getrennt einander gegenüberstehen. Dann erst wird man wissen und sich völlig klar

darüber sein, was die Grundwahrheit der christlichen Religion ist, und daß es nur auf diese Grundwahrheit ankommt bei der Frage nach dem wahren Christenthum.

Die christliche Kirche muß fortschreiten in der Erkenntnis, und sie kann fortschreiten, da der heilige Geist, wie er einst auf die Apostel gewirkt hat, so auch heute noch auf uns wirken kann und will, wenn wir ihn auf uns wirken lassen wollen. Wie die Apostel in der Erkenntnis fortgeschritten sind, und wie nach ihnen die christliche Kirche fortgeschritten ist, so müssen auch wir fortschreiten. Wir sollen nicht Kinder bleiben am Verständnis, mahnt der Apostel Paulus. Nun sind wir zwar nicht Kinder geblieben, aber die heutige Auffassung der durch Jesum Christum geoffenbarten Wahrheit ist noch nicht die menschlich vollkommenste.

Welche religiösen Meinungsverschiedenheiten es auch künftig noch geben mag, so werden dieselben doch künftig nicht mehr die Menschen von einander trennen wie bisher. Die heutigen christlichen Konfessionen werden aufhören und mit ihnen der heutige konfessionelle Hader und Haß. Die christliche Kirche aber wird bleiben und wachsen und endlich die ganze Menschheit umfassen.

Drittes Kapitel.

Was ist die Seele? — Zur Dreieinigkeit der Seele: Geist, Phantasie und Gemüth — Wille und Gedächtnis.

Um zunächst zu der uns möglichen Erkenntnis der Seele, des ewigen Wesens unser selbst, zu gelangen, muß man nicht — wie es heute Mancher thut — von der Frage ausgehen: Wo ist die Seele? Das führt ebensowenig zum rechten Ziel, als wenn man in Bezug auf Gott von der Frage ausgeht: Wo ist Gott? Denn ebensowenig als Gott existirt die Seele innerhalb räumlicher Grenzen, wie sie dem menschlichen, der sinnlich wahrnehmbaren Welt entnommenen — und nur auf diese anwendbaren — Raumbegriff entsprechen. — Um zu einer Erkenntnis des ewigen Wesens unser selbst zu gelangen, muß man die Abhängigkeit der Seele von dem Leibe und der Materie überhaupt einstweilen bei Seite lassen und von der Frage ausgehen: Welche Arten von Thätigkeit kann ich in meinem Seelenleben unterscheiden, und wie verhalten sich Wille, Gedächtnis u. s. w. zu Geist, Phantasie und Gemüth?

Es lassen sich drei Arten seelischer Thätigkeit unterscheiden, die des Geistes, der Phantasie und des Gemüths, und diese sind immer einheitlich verbunden. Die Phantasie wirkt einerseits, zwischen Geist und Gemüth stehend, das Geistes- und das Gemüthsleben beeinflussend, als Gehülfin des Geistes und des Gemüths — andererseits als Hauptfaktor seelischer Thätigkeit, unterstützt von Geist und Gemüth. Wille, Gedächtnis — oder besser: dasselbe Vermögen, das als Gedächtnis dem Geiste eigen ist — u. s. w. sind der gesammten Dreiheit eigen, nicht bloß dem Einen oder dem Anderen aus dieser Dreiheit. Der Wille liegt jeder Thätigkeit des Geistes, der Phantasie und des Gemüths zu Grunde und geht als Trieb zum Handeln von Geist, Phantasie, und Gemüth aus. Der Geist will, die Phantasie will, das Gemüth

will. Das ist der Wille der dreieinigen Seele, der allerdings nicht immer harmonischer Wille aller drei Faktoren seelischer Thätigkeit ist. Und wie der Geist, so besitzen auch die Phantasie und das Gemüth das Vermögen wie zu produziren, so auch zu reproduziren. Indem man des abwesenden Freundes gedenkt, tritt zugleich dessen Bild vor „das innere Auge" und zugleich wird man sich auch der Liebe zum Freunde wieder bewußt. Das ist das Reproduktionsvermögen der dreieinigen Seele. Ohne das gleiche Vermögen der Phantasie und des Gemüths gäbe es auch ebenso wenig eine Bildung der Phantasie und des Gemüths, als es eine Bildung des Geistes gäbe ohne das Gedächtnis. Die Seele besitzt das Vermögen, wie die aus der Thätigkeit des Geistes hervorgegangenen Begriffe, so auch die aus der Thätigkeit der Phantasie hervorgegangenen Bilder und die aus der Thätigkeit des Gemüths hervorgegangenen Gefühle festzuhalten und zu reproduziren. Was dem Geiste hinsichtlich der Begriffe möglich ist, ist auch der Phantasie hinsichtlich der Bilder, dem Gemüth hinsichtlich der Gefühle möglich. Das ist das Gedächtnis und die Erinnerungskraft der dreieinigen Seele.

Hat man die Dreieinigkeit der Seele erkannt, so denkt man nicht mehr daran, die Seele begreifen zu wollen wie die Welt des sinnlich Wahrnehmbaren. Dem Geiste tritt dann die Phantasie ergänzend zur Seite mit ihren „Lichtgestalten", als welche sie uns — Seelen — nach dem zeitlichen Leben im Jenseits fortleben läßt, uns Seelen, die ohne den zeitlichen Leib — so wenig als Gott eines solchen bedürfend — der zeitlichen Thätigkeit des Geistes, der Phantasie und des Gemüths entsprechend, aber vollkommener erkennen, schauen und lieben und darin der ewigen Seligkeit theilhaftig sein werden. Das genügt uns einstweilen; und das hindert uns nicht, die Welt des sinnlich Wahrnehmbaren, der wir als Menschen einstweilen angehören, recht aufzufassen und in ihr recht zu wirken.

Nachdem man lange genug sein Forschen auf das gerichtet hat, was die Seele *thut*, muß man nun, wie früher schon, wieder auch fragen, was sie *ist*. Man wird diese Frage dann besser beantworten können als früher, sobald man die Dreieinigkeit der Seele erkannt hat und mit den Wahrheiten der christlichen Religion versöhnt ist. — Ja, wir müssen unser Denken und Forschen nicht bloß auf die Thätigkeiten — Vermögen — Kräfte — der Seele richten, sondern auch auf diese *selbst* und müssen uns fragen, was sie *ist*. Die Seele ist das, von dem diese Thätigkeiten ausgehen, dem diese Vermögen — Kräfte — eigen sind; sie ist etwas, das während seiner Verbindung mit dem Leibe von diesem und der Materie überhaupt abhängig ist, aber

nicht daraus resultirt. Die Seele ist nicht etwa bloß der Inbegriff, die Summe „sogenannter" seelischer Thätigkeiten — Vermögen — Kräfte, sie ist nicht etwas nur in und mit dem Leibe Existirendes, mit ihm Entstandenes und mit ihm Vergehendes. Die Seele ist ebenso wenig bloß die Summe seelischer Eigenschaften, als der Leib bloß die Summe leiblicher Eigenschaften ist. Geist, Phantasie und Gemüth sind drei Was, drei unbekannte Etwas, die nicht sinnlich wahrnehmbar sind und die sich daher auch nicht beschreiben lassen wie das sinnlich Wahrnehmbare, deren dreifache Thätigkeit sich jedoch von einander unterscheiden läßt. Diese drei Was, einheitlich verbunden, sind die Seele; und der Wille, das Gedächtnis u. s. w. sind gemeinsame Vermögen der drei Was, der dreieinigen Seele. Die dreieinige Seele ist ein „Kind" des dreieinigen Gottes — freilich ein dem Zeitlichen und Vergänglichen entlehnter, aber doch der zutreffendste Ausdruck für das, was die menschliche Seele ihrem Ursprung und Wesen nach ist. Und als Kind Gottes ist sie ewig.

Die Seele ist ihrem Wesen nach, was sie ihrem Ursprunge nach ist. Der Ursprung der Seele aber läßt sich durch keine naturwissenschaftliche Forschung ergründen, so sehr man heute auch geneigt ist, die Seele in das Gebiet der „Natur" zu rechnen und die Seelenlehre zu einem Zweige der Naturwissenschaft zu machen, in der Hoffnung, so das Wesen der Seele endlich erforschen zu können. — Ist es nun zunächst auch nur eine — aus der Erkenntnis der Dreinigkeit der Seele und aus der kirchlichen Lehre der Dreieinigkeit Gottes sich ergebende — Vermuthung, daß die Seele ein Kind Gottes sei, so wird doch diese Vermuthung weiterhin zur Gewißheit.

Viertes Kapitel.

Was ist die Seele nicht? Oder: Die Seele selbst und ihre von dem Leibe und der übrigen Außenwelt abhängige Thätigkeit.

Indem man von der Beobachtung physischer Vorgänge ausging und sein Forschen auf die Beziehung dieser zu parallelen psychischen Vorgängen richtete, erforschte man das Verhältnis von Leib und Seele, die Abhängigkeit der Seele vom Leibe. Kam man dabei zu dem Ergebnis, daß mit dem Menschen auch die — von dem Leibe und der Materie überhaupt abhängige — seelische Thätigkeit des Menschen aufhöre, so war das richtig; und was man auf diesem Wege über die Beziehungen zwischen Leib und Seele erforscht hat, mag für die Menschheit weiterhin noch von hohem Werthe sein. Man ging aber zu weit, wenn man folgerte: also hört mit dem Menschen auch die seelische Thätigkeit, diese Thätigkeit überhaupt auf, also giebt es kein Fortleben der Seele

Man ging von einer falschen Voraussetzung aus, wenn man von der Frage ausging: Wo ist die Seele? Diese Frage hat zur Voraussetzung, daß die Seele in den Bereich von „Kraft und Stoff" gehöre. Es giebt aber außer „Kraft und Stoff" noch etwas Anderes und Kräfte — Vermögen — Thätigkeiten dieses Anderen. Dieses Andere mit seinen Kräften und die Materie mit ihren Kräften sind im Menschen mit einander verbunden und stehen in Wechselbeziehung zu einander. Aus Beidem, der Materie mit ihren Kräften und der Seele mit ihren Kräften, Eins machend, kam man zu dem Ergebnis, daß — es nur „sogenannte" seelische Kräfte gebe und daß die Seele nicht über das Leben des Menschen hinaus fortdauere. Dies Ergebnis aber war falsch, wie die Voraussetzung, von der man ausging, falsch war.

Daraus, daß mit dem Leben des Menschen auch seine seelische Thätigkeit aufhört, folgt nicht, daß nicht die Seele auch ohne

Verbindung mit dem Leibe thätig sein kann, daß nicht an die Stelle dieser, der zeitlichen, von dem Leibe und der Materie überhaupt abhängigen Thätigkeit eine — ihr entsprechende, aber doch — andere, von dem Leibe und der Materie überhaupt unabhängige, höhere Thätigkeit treten kann, ähnlich der Gottes selbst, der in seiner Unabhängigkeit von „Kraft und Stoff" auch und vollkommener erkennt, schaut, liebt, will u. s. w. Nein, das folgt durchaus nicht; aber es folgt daraus auch nicht das Gegentheil, daß nämlich die Seele über das Leben des Menschen hinaus fortdauere. Daraus folgt nichts in Bezug auf die Frage, was die Seele sei, und ob es eine Fortdauer derselben gebe oder nicht. Die Erforschung der Beziehungen zwischen physischen und psychischen Vorgängen führt zu keinem Aufschluß über die Frage: Was ist die Seele?

Nur die Abhängigkeit der Seele von dem Leibe — und der Materie überhaupt, mit welcher als dem Ganzen der Leib als Theil dieses Ganzen in Zusammenhang steht — konnte man auf diesem Wege immer gründlicher erforschen. Zu einer Erkenntnis der Seele selbst aber konnte man auf diesem Wege nicht gelangen. Um dazu zu gelangen, muß man, wie schon gesagt, von der Beobachtung des eigenen Seelenlebens ausgehen und von der Abhängigkeit der Seele vom Leibe einstweilen absehen.

Wenn man, wie die Abhängigkeit der Seele vom Leibe, so andererseits auch die Herrschaft derselben über den Leib mit gleicher Gründlichkeit zum Gegenstand seiner Erwägungen gemacht hätte, so würde es wohl zweifelhaft geworden sein, ob die Seele wirklich nichts weiter sei als das, wofür man sie von dem einstweiligen Standpunkte des Zweifelns und Leugnens aus hält. Eine Erkenntnis in Bezug auf die Seele selbst wäre aber auch dann nicht möglich gewesen. Diese ist nur möglich, wenn man von der Beobachtung des eigenen Seelenlebens ausgeht, einstweilen nur auf die psychischen Vorgänge seine Aufmerksamkeit richtend. Dann vermag man die Dreieinigkeit der Seele und dann weiter ihre Gotteskindschaft zu erkennen.

Auch wenn sich zu jedem psychischen Vorgange ein entsprechender physischer Vorgang nachweisen ließe, wären damit die psychischen Vorgänge noch nicht erklärt. Wenn man durch den Nachweis eines Parallelismus physischer und psychischer Vorgänge die letzteren erklärt und sie nun begriffen zu haben meint, so ist das eine Selbsttäuschung, die nur auf dem einstweiligen Standpunkte des Zweifelns und Leugnens möglich ist. Ist man über diesen Standpunkt — der übrigens zugleich eine wissenschaftliche Nothwendigkeit ist, da die Wissenschaft die Auf-

gabe hat, die verschiedenen möglichen Hypothesen aufzustellen und dieselben auf ihre Richtigkeit zu prüfen — ist man über diesen Standpunkt hinaus gekommen, hat man die Dreieinigkeit der Seele und dann weiter ihre Gotteskindschaft erkannt, so ist jene Selbsttäuschung nicht mehr möglich. Dann weiß man, daß man vorhin, wenn man von der Seele sprach, nicht diese selbst im Auge hatte, sondern nur ihre zeitliche Thätigkeit und die Abhängigkeit derselben von dem Leibe und der übrigen Außenwelt. Meinte man vorhin, daß die Seele nichts Anderes sei als der Inbegriff „sogenannter" psychischer, in Wirklichkeit — so dachte man — physischer, wie auch immer von anderen physischen Vorgängen verschiedener, so doch physischer Vorgänge, so weiß man nun, daß die Seele das nicht ist.

Indem man von der Voraussetzung ausging, daß die Seele nur der Inbegriff „sogenannter" seelischer Kräfte sei, schien es so, als wäre die Seele wirklich nichts weiter als das. Ist man aber zur Erkenntnis der Dreieinigkeit der Seele gekommen, und geht man nun von der Voraussetzung aus, daß die Seele ein Kind Gottes sei, das da war, ehe der Leib da war, und das da sein wird, auch wenn der Leib nicht mehr da ist, so kommt man in seinen Schlußfolgerungen zu der Ueberzeugung, daß die Seele wirklich ein Kind Gottes ist, das fortleben wird in alle Ewigkeit. Dann weiß man, daß man sich vorhin durch den Schein täuschen ließ, und daß man erst jetzt die Wahrheit erkannt hat in zeitgemäßer Erkenntnis dessen, was uns durch Jesum Christum geoffenbart ist. Und dann weiß man auch, daß die uns geoffenbarte Wahrheit erhebender und tröstlicher ist als der frühere Irrthum, es gebe nur die sinnlich wahrnehmbare Welt, der wir als Mensch einstweilen angehören.

Fünftes Kapitel.

Jesus Christus und die kirchliche Lehre von der Gerechtigkeit Gottes.

Hat man die Dreieinigkeit der Seele und dann weiter ihre Gotteskindschaft erkannt, so hat man den rechten Standpunkt gewonnen, um in aller Freiheit und Selbständigkeit entscheiden zu können, was von den Lehren der Bibel Wahrheit ist und was nicht. — Ja, nicht Alles, was die Bibel lehrt, haben auch wir noch als Wahrheit anzuerkennen. Manches, was vordem als Wahrheit gelten konnte, wird auf dem folgenden, höheren Erkenntnisstandpunkte als Irrthum erkannt. So ist es auf anderen Gebieten menschlicher Erkenntnis, und so ist es auch auf dem Gebiete religiöser Erkenntnis. Die Bibel enthält die höchste, die wichtigste, die beste Wahrheit, die es für uns giebt, sie enthält ewige Wahrheit. Neben dieser Wahrheit aber findet sich in ihr auch der Irrthum. Ja, nicht Alles, was die Bibel lehrt, ist ewige Wahrheit.

Daß Gott die Liebe ist und wir Kinder Eines Vaters im Himmel sind, das ist die ewige gültige neutestamentliche Grundwahrheit. Aber erst wenn diese Wahrheit in zeitgemäßer Weise aufgefaßt wird, ist es möglich, aus ihr alle weiteren Wahrheiten herzuleiten, an die ein gläubiger Christ auch künftig glauben wird. — Die künftigen Gläubigen werden zwar wissen, daß hinter — ja, wie soll man von dem Uebersinnlichen und Ewigen, von dem Ewigen und Göttlichen reden? — daß hinter Jesu Christo die zweite Person der Gottheit stand, während sonst hinter der Erscheinung Mensch ein „Kind" des dreieinigen Gottes steht, und daß daher Jesus Christus mehr noch war als der vollkommenste Mensch, der je auf Erden wandelte; aber sie werden auch wissen, daß Jesus Christus, um überhaupt die christliche Kirche gründen zu können, in Bezug auf das Erkennen mit uns Menschen etwas gemein haben mußte, daß durch die „Mensch-

werdung Gottes" die zweite Person der Gottheit zur Schöpfung in das gleiche Verhältnis trat wie jede menschliche Seele. Das gehört mit zum „Stande der Erniedrigung", das war nöthig zum Heile der Menschheit, dadurch war es möglich, daß die durch Jesum Christum geoffenbarte Wahrheit von ihm so erkannt und gelehrt werden konnte, wie man sie zunächst zu erkennen und zu glauben vermochte. — Die durch Jesum Christum geoffenbarte Wahrheit mußte an die überlieferten religiösen Anschauungen der Juden angeknüpft werden, wie auch bei anderer Unterweisung das noch Unbekannte an das schon Bekannte angeknüpft, dieses nun aber durch das Neue besser erkannt wird, auch wohl geradezu als Irrthum sich erweist. An jenen Anschauungen mußte die christliche Kirche einstweilen festhalten; aber es soll nicht Alles, was in der christlichen Religionslehre alttestamentlichen Ursprungs ist, für alle Zeiten fortdauern.

Alttestamentlichen Ursprungs ist insbesondere die Lehre von der richterlichen Gerechtigkeit Gottes. Die Gerechtigkeit Gottes ist die erziehliche Gerechtigkeit eines Vaters, und das ist etwas ganz Anderes. Es giebt keine Hölle. Soweit auch künftig noch die Menschen neben der Liebe der Furcht bedürfen werden, um dem Willen Gottes gemäß zu leben, wird es die Furcht sein vor den zeitlichen erziehlichen Strafen Gottes außer der Furcht vor den Strafen menschlicher Richter und vor sonstigen üblen Folgen des Bösen. Was die Furcht vor der Hölle bisher Gutes gewirkt hat, wird mehr als bloß ersetzt werden durch eine vollkommenere Liebe, zu welcher eine vollkommenere Erkenntnis der geoffenbarten Wahrheit führen wird; und so wird bei dem Schwinden der Höllenfurcht es nicht schlechter in der Welt werden, sondern besser. — Auch werden die künftigen Gläubigen erkennen, daß die menschliche Sündhaftigkeit anderen Ursprungs ist, als man bisher gelehrt hat, daß sie die unausbleibliche Folge der Trennung der Seele von und aus der Gottheit ist, und daher eine Verdammung zu ewiger Höllenqual nicht bloß zu der Liebe Gottes in Widerspruch steht, sondern auch zu seiner Gerechtigkeit, auch wenn diese eine richterliche wäre. Die künftigen Gläubigen werden erkennen, daß die menschliche Sündhaftigkeit durch das erziehliche Wirken Gottes immer mehr beseitigt werden soll und immer mehr beseitigt wird; sie werden erkennen, daß ebenso wenig, als nach der Gerechtigkeit Gottes, nach seiner Heiligkeit der Ausschluß eines seiner Kinder von der ewigen Gemeinschaft mit ihm nöthig sein wird, da durch seine unendliche Liebe und Weisheit der göttliche Erzieher den Zweck seines erziehlichen Wirkens endlich doch vollkommen erreicht.

Sechstes Kapitel.

Entwickelung der christlichen Kirche.

Im Leben der christlichen Kirche läßt sich ein Entwickelungsgang erkennen, der ähnlich ist der Entwickelung des einzelnen Menschen. Die Botschaft von der Liebe Gottes und der Gotteskindschaft der Menschen wurde — soweit das Herz für die Liebe Gottes empfänglich war — zuerst als frohe Botschaft gern angenommen und ohne Weiteres geglaubt, wie heute noch und immer vom Kinde, dessen Herz für Liebe empfänglich ist, wie vom Kinde, wenn dieses in Eltern und Lehrern wahrhaft gläubige Erzieher hat, die ihm wahre Liebe entgegenbringen, welche im Kindesherzen Liebe weckt und dasselbe der Botschaft von der Liebe Gottes zugänglich macht. In der Liebe, die dem Kinde entgegengebracht wird, sieht dieses ein Abbild der Liebe des himmlischen Vaters, und das ist hier die beste Bestätigung der Wahrheit für das Kind. — Dann folgt eine Zeit, in welcher die Phantasie eine hervorragende Stelle im Glaubensleben einnimmt, wie sich das in der mittelalterlichen und noch in einem großen Theile der heutigen christlichen Kirche zeigt. Die Entfaltung kirchlichen Prunkes und andere auf die Phantasie berechnete Mittel wirken hier überzeugend; und je mehr solche Mittel noch so zu wirken vermögen, um so weniger noch fühlt man ein Verlangen nach Beweisen. — In einem anderen großen Theile der christlichen Kirche aber zeigt sich dieses Verlangen immer allgemeiner und entschiedener, ein Verlangen des zu wahrer Freiheit und Selbständigkeit gelangten — oder gelangenden — Erwachsenen.

Es liegt im Wesen der christlichen Religion als der Religion der Liebe, daß sie zunächst auf das Gemüth wirkt, soweit dieses für Liebe empfänglich ist. Daher kommt es, daß das Glaubensleben der ersten Zeit der christlichen Kirche solche Aehnlichkeit mit dem des Kindes zeigt, da man bereitwillig glaubte, wie ein Kind, und ebenso bereitwillig in inniger Liebe zu Gott Alles

hingab, auch das Leben. — Nun bleibt aber nicht der Mensch derselbe und nicht die Menschheit dieselbe. Es giebt eine Entwickelung nicht bloß der Individuen, sondern auch der Generationen, indem die Bildungsergebnisse der früheren Generationen auf die folgenden übergehen, obschon freilich nicht auf alle Individuen in demselben Maße. Je mehr sich nun im Laufe der Zeit der Geist mit den Lehren der christlichen Religion befaßte, je mehr man über diese Lehren nachdachte, je mehr man in der Bibel forschte, um so mehr schritt man in der Erkenntnis fort. Man kam zum Begriff der Dreieinigkeit Gottes, und das war der erste große Fortschritt in christlich-religiöser Erkenntnis. — Was zuerst gleichsam durch unmittelbare Einwirkung auf das Gemüth erreicht worden war, erreichte man weiterhin durch Einwirkung auf die Phantasie, wie sie noch heute in der vorzugsweise auf die Phantasie — und durch Vermittelung derselben auf das Gemüth — wirkenden Einrichtung des katholischen Gottesdienstes zu finden ist. Das dauerte seine Zeit. Dann — kam es zu einer großen Spaltung in der christlichen Kirche. Auf der einen Seite noch immer dieselbe Einwirkung auf die Phantasie und — Zwang, zwangweise Unterdrückung des freien Denkens und Forschens; auf der anderen Seite freies — oder doch verhältnismäßig freies — Denken und Forschen. Dort noch wahrer christlicher Glaube, soweit noch die alte Empfänglichkeit für die alte Einwirkung auf die Phantasie vorhanden ist; soweit man aber nur noch dem Zwange folgt, im besten Falle nur äußerliches Frommsein — hier einerseits auch noch wahrer christlicher Glaube, andererseits Zweifeln und Leugnen. Wie groß heute die Zahl der wahrhaft Gläubigen und wie groß die der Zweifler und Leugner hier und dort ist, läßt sich allerdings nicht nachweisen. Wer aber unsere Zeit kennt, der weiß, daß heute nicht die Zahl der Gläubigen, sondern die der Zweifler und Leugner immer größer wird; und dies hat darin seine Ursache, daß es eine Entwickelung wie der Menschheit überhaupt, so auch der christlichen Menschheit giebt, wie in anderer, so auch in religiöser Beziehung.

Daß die Entwickelung der christlichen Kirche solche Aehnlichkeit mit der religiösen Entwickelung des einzelnen Christen aufweist, ist also begreiflich. Die Menschheit entwickelt sich nach denselben Gesetzen wie der einzelne Mensch; und der einzelne Christ entwickelt sich in und mit der christlichen Kirche. Mit der fortschreitenden Entwickelung aber wird auch die — innere — Freiheit und Selbständigkeit immer größer.

Wer dem Kinde mit rechter Liebe begegnet und sich ihm sonst zur Autorität zu machen weiß, dem glaubt es gern, daß es einen Vater im Himmel habe, und es kann bei aller Abhängigkeit

von Autorität sich doch frei und selbständig fühlen, während erst der Erwachsene es wirklich ist. Der Erwachsene aber kann in den Lehren der Autoritäten, denen er bis dahin zustimmte, Widersprüche erkennen, die er früher noch nicht zu erkennen vermochte, und so kann ihm zweifelhaft werden, was er früher zu glauben vermochte.

Die Entwickelung des einzelnen Menschen kann eine abnorme sein. Die Entwickelung zu wahrer Freiheit und Selbständigkeit kann seitens menschlicher Erzieher gefördert, aber auch gehemmt oder ganz gehindert werden. Aehnliches ist — wenigstens zeitweise — auch bei ganzen Völkern und bei einem Theile der christlichen Kirche möglich, aber nicht bei der ganzen — die Individuen und die Generationen überdauernden — Menschheit, nicht bei der ganzen christlichen Kirche. Ueber den Menschen, welche auf die Entwickelung ganzer Völker, auch in religiöser Hinsicht, einen bestimmenden — heilsamen oder auch schädlichen — Einfluß ausüben, steht Gott selbst, der Lenker der Schicksale der ganzen Menschheit, das eine, wahre, unsichtbare Oberhaupt der ganzen christlichen Kirche, der Vater und Erzieher unser Aller; und endlich geschieht — bei allem menschlichen Widerstreben und bei allen Irrungen menschlicher Erzieher — doch sein Wille, und seine Erziehung der Menschheit führt endlich doch zum rechten Ziel. — Die Entwickelung der Menschheit und die der christlichen Kirche ist ähnlich der Entwickelung eines einzelnen Menschen von normaler Begabung, von hoher Begabung, der unter einer weisen Erziehung zu wahrer Freiheit und Selbständigkeit gelangt.

Es giebt eine Entwickelung der Menschheit und der christlichen Kirche; und nicht darüber können wir uns wundern, daß es eine Entwickelung auch der christlichen Kirche giebt, sondern höchstens darüber, daß diese Entwickelung eine gar so langsame ist oder doch bisher war. Dies erklärt sich aber zur Genüge daraus, daß die religiöse Erkenntnis, da die Objekte derselben die höchsten sind, die höchste menschliche Erkenntnis ist, wie auch daraus, daß die Menschen im Allgemeinen sich viel weniger mit religiösen Fragen befassen als mit anderen, auch heute, sei es aus Gleichgültigkeit, sei es, weil man seinen religiösen Standpunkt bereits für den höchstmöglichen hält, sei es weil man meint, daß für immer nichts Anderes möglich sei, als entweder Alles zu glauben, was man bisher zu glauben vermochte, oder — zu zweifeln und zu leugnen. — Es giebt eine Entwickelung der Menschheit und der christlichen Kirche. Daß schon vor Jahrtausenden der Eine und der Andere hierüber und darüber — auch über manche religiöse Frage — so gedacht haben, daß man auch in unserer Zeit sich nicht zu schämen braucht, darüber ebenso zu

denken, wie zuweilen auch ein Kind auf Gedanken kommt, deren sich kein Mann zu schämen braucht — das steht dazu in keinem Widerspruch. In keiner früheren Zeit nun war das Streben nach Wahrheit und Erkenntnis so allgemein wie heute; in keiner früheren Zeit hat der menschliche Geist das geleistet, was er auf allen Gebieten menschlichen Denkens und Forschens in unserer Zeit leistet. Auch die heutige Zeit der christlichen Kirche ist eine andere Zeit als alle früheren. Daher können die auch auf religiösem Gebiete wahrhaft freien und selbständigen Denker nicht mehr in der alten Weise überzeugt werden, nicht mehr in der bisherigen Weise sich kirchlicher Autorität unterordnen.

Jetzt ist es der — zu wahrer Freiheit und Selbständigkeit eines Erwachsenen herangereifte — Geist, der zunächst sein Recht haben will. Sprächen die heutigen Verkündiger des Evangeliums auch mit derselben innigen Ueberzeugung von der Liebe Gottes wie einst die ersten christlichen Sendboten, so würden sie das doch nicht mit dem gleichen Erfolge thun. Ist aber unserer Zeit mit ihrem gereifteren Denken erst ihr Recht geworden, läßt sich heute etwas beweisen, wodurch das moderne Denken mit den Wahrheiten der christlichen Religion versöhnt werden kann, so werden auch Phantasie und Gemüth sich wieder der geoffenbarten Wahrheit zuwenden, und dann wird die dreieinige Seele das Wesen des dreieinigen Gottes — den dreieinigen Gott und seine Liebe — vollkommener erfassen und Alles, was sich aus der Grundwahrheit der christlichen Religion ergiebt, vollkommener erkennen als zuvor.

Siebentes Kapitel.

Vernunft. — Thierseele.

Hier möchte ich einige Worte über die Vernunft sagen. Ja, was ist denn die Vernunft, und wie verhält sie sich zu Geist, Phantasie und Gemüth?

Besser als alles Andere belehrt uns darüber ein Blick der Selbstbeobachtung, wenn in Andacht sich die Seele zum Ewigen erhebt. Wenn dann der Geist sich in seinen Gedanken auf Gott richtet, die Phantasie uns das Bild Gottes vorführt — wie es in Jedem, seinem Gottesbegriff entsprechend, sich gestaltet, im Christen als das eines Vaters — und das Gemüth sich in Liebe dem Vater droben zuwendet, und wenn dann der Wille der dreieinigen — sich dem Urquell alles Wahren, Schönen und Guten zuwendenden — Seele als harmonischer Wille des Geistes, der Phantasie und des Gemüths so ganz dem Bösen abgewendet, dem Guten zugewendet ist, dann — wissen wir, was die Vernunft ist. Durch die Vernunft wird es uns möglich, zum Gottesbegriff, zum Gottesbild, zur Gottesliebe zu gelangen. Die Vernunft ist das Vermögen des Geistes, der Phantasie und des Gemüths, das Vermögen der dreieinigen Seele, sich dem Ewigen zuzuwenden, ein Vermögen, das der Menschenseele als einem Ewigkeitswesen eigen ist im Unterschied von der Thierseele.

Das ist die Vernunft, wenn man das so nennen will, wodurch menschliches Seelenleben sich vom thierischen am wesentlichsten unterscheidet. Es giebt allerdings noch andere Unterschiede zwischen Mensch und Thier, die deshalb da sind, weil menschliches Dasein einen höheren Zweck hat als thierisches Dasein, und die auch nicht unwesentlich sind. Als wesentlichster Unterschied aber zwischen Mensch und Thier ist die Vernunft das Vermögen, des Menschen, das Ewige zu vernehmen, es wahrzunehmen in einem höheren Sinne als das sinnlich Wahrnehmbare, also das Wahrnehmungsvermögen der Seele für das Ewige. Die Vernunft als Anlage ist jedem Menschen eigen, nur daß freilich auch diese seine Anlage, wie jede andere, der Entwickelung bedarf und sie, wenn die Entwickelung fehlt, nicht in die Erscheinung tritt. — Durch die Vernunft allein wäre es nicht möglich geworden, zu christlich-

religiöser Erkenntnis zu gelangen. Es ist uns aber durch sie möglich, die geoffenbarte Wahrheit zu erfassen, sie unter dem fortdauernden Wirken des heiligen Geistes recht und immer vollkommener zu erfassen.

Was ist denn aber die Thierseele? Bei aller Aehnlichkeit doch etwas ganz Anderes als die Menschenseele. Sie ist von dieser verschieden, wie etwa das Bild eines Gegenstandes und der Gegenstand selbst von einander verschieden sind. Das Bild kann dem Gegenstande täuschend ähnlich sein, wir können unter Umständen Beide mit einander verwechseln, Beide für dasselbe halten, und doch sind Beide verschieden. Ein Umstand, der uns täuschen kann, ist hier, wo uns in der Thierseele das Geheimnisvollste in der Schöpfung Gottes gegenübersteht, die Unzulänglichkeit unserer Erkenntnis, während doch der stolze Menschengeist Alles ergründen und erklären will. — Was die Thierseele ist, erfahren wir durch die geoffenbarte Wahrheit, daß die Welt Schöpfung Gottes ist. Das Thier ist, wie seinem Leibe, so auch seiner Seele nach Geschöpf Gottes, nur ein Wesen der Zeitlichkeit, weshalb es sich auch nur mit dem Zeitlichen befaßt und sich nicht auch dem Ewigen zuzuwenden vermag. Was die Menschenseele ist, erkennen wir in zeitgemäßer Auffassung der durch Jesum Christum geoffenbarten Wahrheit, daß wir Kinder Eines Vaters im Himmel sind. Nachdem wir diese Wahrheit und den wahren Unterschied zwischen Mensch und Thier recht erkannt haben, kann es uns scheinen, als wiese schon die biblische Schöpfungsgeschichte deutlich auf diesen Unterschied hin, da sie nur beim Menschen Leib und Seele unterscheidet und von der Menschenseele als vom „Odem" Gottes spricht, also von etwas, das aus der Gottheit hervorgegangen ist — während sie beim Thier zwischen Leib und Seele, als gleich Vergänglichem, keinen Unterschied macht. Doch ist nach der biblischen Schöpfungsgeschichte der Mensch Geschöpf Gottes und nicht bloß der Menschenleib. In zeitgemäßer Erkenntnis der durch Jesum Christum geoffenbarten Wahrheit aber wissen wir, daß der Mensch nur seinem Leibe nach Geschöpf Gottes ist, seiner Seele nach mehr.

Wohl müssen wir zugeben, daß das thierische Seelenleben dem menschlichen so ähnlich erscheint, daß es durchaus begreiflich ist, wenn man im menschlichen Seelenleben nur eine Fortsetzung, nur eine höhere Entwickelungsform des thierischen Seelenlebens sieht, und wenn man daher von der „Thierseele im Menschen" spricht, hinweisend auf das, was das menschliche Seelenleben mit dem thierischen gemein hat; ja, und wir müssen sagen, daß wie die Menschenseele, so auch die Thierseele dreieinig ist. Ist es aber nicht eine Gotteslästerung, von einer Dreieinigkeit auch der

Thierseele zu sprechen? — Ist es denn eine Gotteslästerung, zu sagen, daß in der Schöpfung sich etwas vom Wesen des Schöpfers widerspiegele, daß sich auch in der sinnlich wahrnehmbaren Schöpfung Gottes die Dreieinigkeit des Schöpfers erkennen lasse? Gott ist der Urquell aller Wahrheit, und was über die Schöpfung Gottes durch naturwissenschaftliche Forschung erkannt wird, ist naturwissenschaftliche Wahrheit; und je vollkommener wir die Schöpfung Gottes erkennen, um so mehr erkennen wir in ihr die Weisheit des Schöpfers. Daneben aber erkennen wir durch den „Sinn für das Schöne", durch die Phantasie auch die — wie auch von anderer Seite schon ausgesprochen ist, auf die Mitwirkung der dritten Person der Gottheit bei der Schöpfung hinweisende — Schönheit in der Schöpfung Gottes; und ferner offenbart sich dem gläubigen Gemüth bei Betrachtung der Schöpfung Gottes in dieser die Liebe des Schöpfers, die bei der Schöpfung mitgewirkt hat und ihr fort und fort zugewandt bleibt, wie auch bei dem, was der Mensch Gutes schafft, seine Liebe mitwirkt, wie auch der menschliche Schöpfer seine Schöpfung liebt. Es handelt sich hierbei um die Liebe des dreieinigen Gottes, insbesondere aber auch um die Liebe der bei der Schöpfung mitwirkenden zweiten Person der Gottheit. So vermag die gläubige Seele in der Schöpfung Gottes das Wesen des dreieinigen Schöpfers ahnend zu erfassen, auch hier das Walten der göttlichen Dreieinigkeit zu erkennen, soweit eben der Mensch das Ewige zu erkennen vermag. — Und ähnlich und noch wunderbarer als sonst in der uns umgebenden Außenwelt spiegelt sich in der Thierseele etwas wider vom Wesen des dreieinigen Schöpfers. Daher kommt es, daß man auch von einer Dreieinigkeit der Thierseele sprechen muß.

Mit der sinnlich wahrnehmbaren Schöpfung Gottes ist eine übersinnliche verbunden. Dieser gehört die Thierseele an, jener der Thierleib. Wie aber der Thierleib vergänglich ist, so ist es auch die Thierseele. Die Schöpfung Gottes als Ganzes, in allem Raum und in aller Zeit, ist ewig; denn wenn schon menschliche Schöpfungen Jahrhunderte und Jahrtausende überdauern, wie sollte das, was unendlich mehr ist als Alles, was Menschen hervorzubringen vermögen, jemals vergehen können? Die Schöpfung Gottes als Ganzes ist ewig und entwickelt sich Zielen zu, die uns unbekannt sind. Was die Wissenschaft hier zu übersehen vermag, ist nur ein Moment, wie denn die ganze Zeit des Daseins der Menschheit nur ein Moment der Ewigkeit ist, und das genügt nicht, um daraus die Ziele der Weltentwickelung zu erkennen. — Die Ewigkeit des Ganzen aber schließt die Vergänglichkeit des Einzelnen in sich. Jedes Einzelgeschöpf Gottes ist vergänglich,

so auch der Thierleib, und so auch die Thierseele. Die Menschenseele aber gehört nicht in das Gebiet des Erschaffenen und ist daher etwas ganz Anderes als die Thierseele. Die Menschenseele ist ein Kind Gottes und daher ewig, ohne daß es noch eines besonderen, umständlichen Beweises der Unsterblichkeit der Seele bedürfte, wenn man erst weiß, daß die Menschenseele ein Kind Gottes ist. — Da aber die Menschenseele etwas ganz Anderes ist als die Thierseele, so ist auch der Mensch etwas ganz Anderes als das Thier, mag auch das Göttliche im Menschen bisweilen wenig oder garnicht zu erkennen sein. Das Göttliche in uns — dieses Göttliche in seiner zeitlichen Erscheinungsform — ist während des zeitlichen Lebens von dem Leibe abhängig, und es muß von ihm abhängig und dadurch beschränkt sein, schon wegen unserer zeitlichen Unvollkommenheit in der Liebe; denn was sollte daraus werden, wenn schon der bloße Wille des hassenden Menschen genügte, um das, was er haßt, zu vernichten? — Das Göttliche im Menschen bedarf, weil es von dem Leibe abhängig ist, wie dieser, der Entwickelung, und wenn es an ihr fehlt, so kann das Göttliche im Menschen völlig unerkennbar bleiben. Das Göttliche kann aber im Menschen entwickelt werden, weil es in ihm vorhanden ist, weil der Mensch etwas ganz Anderes ist als das Thier. Und weil er etwas ganz Anderes ist, ist es den Menschen möglich, durch Sprache und Schrift einander ihre Gedanken mitzutheilen, einander zu helfen und zu fördern in Allem, was wahr und schön und gut ist, von Generation zu Generation vollkommener zu werden in der Erkenntnis, um auch vollkommener werden zu können in der Liebe.

Der Mensch ist etwas ganz Anderes als das Thier. Um sich nicht durch den Schein täuschen zu lassen, muß man nicht thierische Vollkommenheiten und menschliche Unvollkommenheiten gegenüberstellen, was heute oft geschieht, um darzuthun, daß der Mensch im Grunde nichts Anderes sei als das Thier, auch der Seele nach durch Entwickelung aus der Thierwelt hervorgegangen. Auf diesem Wege kann man den Unterschied zwischen Mensch und Thier nicht erkennen. Vielmehr muß man alle menschlichen Vollkommenheiten in einem Menschen vereinigt denken. Dann vermag man zu ahnen, was wir, von allen zeitlichen Schranken befreit, zur Vollendung gelangt, im Jenseits sein werden. Dann können wir uns das vollkommenste Thier daneben denken und Alles, worin dasselbe dem Menschen überlegen ist, vollkommen würdigen, ohne dadurch noch irre zu werden an der Wahrheit, daß der Mensch — nicht bloß durch Entwickelung, sondern schon seinem Ursprunge nach — etwas ganz Anderes ist als das Thier.

Achtes Kapitel.

Grundwahrheit der christlichen Religion. Nothwendigkeit des Fortschritts in der religiösen Erkenntnis.

Gott ist die Liebe, wir sind Kinder Eines Vaters im Himmel, die Welt ist Schöpfung Gottes — das ist die über das Wesen Gottes, unser und der Welt uns geoffenbarte Wahrheit, die Grundwahrheit der christlichen Religion. — Die Welt ist ihrem Wesen nach, was sie ihrem Ursprunge nach ist; und was sie ihrem Ursprunge nach ist, erfahren wir durch keine von Menschen erforschte, sondern durch die von Gott geoffenbarte Wahrheit. Die Welt ist unmittelbar aus dem schöpferischen Denken Gottes hervorgegangen; und das kann kein Mensch begreifen, da kein Mensch so denken kann. Wohl aber wird man auch künftig an die über den Ursprung der Welt geoffenbarte Wahrheit glauben können und von ihr überzeugt sein. — Wir sind der Seele nach Kinder Eines Vaters im Himmel, und ein Kind Gottes ist mehr als jedes Erschaffene. Gott ist die Liebe, unendliche — durch keine zu ewiger Höllenqual verdammende Gerechtigkeit eingeschränkte — Liebe; und aus seiner Liebe geht Alles hervor, was er an seinen Kindern thut. — Gott ist die Liebe, wir sind Kinder Eines Vaters im Himmel. Das ist die besondere neutestamentliche Grundwahrheit. Je vollkommener diese Wahrheit erfaßt wird, um so helleres Licht strahlt von ihr aus über die ganze religiöse Gedankenwelt des Gläubigen. Da erscheint Manches in klarem Lichte, das vorher noch dunkel und unklar war; da wird Manches hinfällig, was bisher als ewige Wahrheit galt. — Je vollkommener diese Wahrheit erfaßt wird, um so vollkommener wird durch sie unsere Liebe, um so mehr wird unsere Liebe wahre christliche Liebe, die darin besteht, daß wir zwar auch die Welt als Schöpfung Gottes lieben, aber die Kinder Gottes mehr als jedes Erschaffene und Gott über Alles.

Das wahre christliche Leben beruht auf der wahren christlichen Liebe, die wahre christliche Liebe auf der wahren christlich-religiösen Erkenntnis. Die wahre christlich-religiöse Erkenntnis aber und die wahre christliche Liebe und das wahre christliche Leben sind etwas Werdendes, etwas, das bis an das Ende des Daseins der Menschheit immer vollkommener und immer allgemeiner wird. Je vollkommener und allgemeiner die wahre christlich-religiöse Erkenntnis wird, um so vollkommener und allgemeiner wird auch die wahre christliche Liebe und das wahre christliche Leben und — die wahre christliche Glückseligkeit.

Die Völker müssen durchdringen zu der klaren Erkenntnis, daß wir — bei allen religiösen, nationalen und sonstigen — menschlichen, zeitlichen — Verschiedenheiten doch — Alle Kinder Eines Vaters sind, die alle endlich zum Vater kommen, indem das, was der heilige Geist in der Zeitlichkeit wirkt, nach dieser — und darauf weist auch die „Höllenfahrt Jesu Christi" hin — fortgesetzt wird durch die zweite Person der Gottheit, bis endlich die letzten Menschen alle gläubige Christen sein werden in menschlich vollkommenstem Erfassen der geoffenbarten Wahrheit und in menschlich vollkommenster Liebe, und dann nach Vollendung des göttlichen Erziehungswerkes auf das Ende des Daseins der Menschheit für Alle die ewige Seligkeit folgt in der ewigen Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott. Wenn die christlichen Völker zu dieser Erkenntnis durchgedrungen sein werden, so wird der Glaube an die geoffenbarte Wahrheit, wie er dem einzelnen Christen wahren Herzensfrieden giebt, endlich auch die christlichen Völker zu einem wahren und dauernden Völkerfrieden gelangen lassen.

Die durch Jesum Christum geoffenbarte Wahrheit hat zu allen Zeiten zum Heil der Menschen gewirkt, soweit sie wahrhaft geglaubt und recht erkannt wurde. Soweit dies der Fall war, hat schon bisher zwischen gläubigen Christen — wenigstens in kleineren Gemeinschaften nicht Haß und Zwietracht geherrscht, sondern Liebe und Eintracht, und hat man Streitigkeiten auf friedlichem Wege zum Austrag zu bringen gewußt. — Die christliche Kirche muß fortschreiten zu zeitgemäßer christlich-religiöser Erkenntnis. Dann wird durch die erziehliche Kraft der geoffenbarten Wahrheit den christlichen Völkern möglich werden, was der Menschheit in allen vergangenen Zeiten unmöglich war, und was auch für alle Zukunft unmöglich bleiben würde, wenn — die christliche Kirche nicht fortschritte in der Erkenntnis.

Neuntes Kapitel.

Friede auf Erden.

Ob einst ein dauernder Völkerfriede möglich sein und wie er auf die Völker wirken werde, darüber kann die Geschichte uns keinen Aufschluß geben. Aus dem Vergangenen läßt sich nicht immer ein sicherer Schluß auf das Zukünftige machen. War bisher ein solcher Friede unmöglich, so folgt daraus nicht, daß er immer unmöglich sein werde. Hat bisher ein langer Friede auf die Völker schädlich gewirkt, so folgt daraus nicht, daß auch in Zukunft und umsomehr ein dauernder, durch keine Kriege mehr unterbrochener Friede auf die Völker schädlich wirken müßte.

Der Krieg und also auch die Kriegsbereitschaft sind nothwendig, so lange nicht die menschliche Gesittung eine noch höhere geworden, als es die heutige Gesittung auch christlicher Völker ist; und man irrt, wenn man im Kriege weiter nichts sieht als Massenmord. Auf dem Schlachtfelde mit Leib und Leben für das Vaterland und die Volksgenossen einzutreten, ist wahrlich auch eines Christen nicht unwürdig; und die Volkserziehung im Heere ist allerdings geeignet, im Volke eine Reihe von Tugenden zu erhalten und zu pflegen, die auch dem Christen geziemen.

Läßt sich also dem Kriege und der Vorbereitung zu demselben ein sittlicher Zweck nicht absprechen, da wir in ihnen erziehliche Faktoren im Leben der Völker, im Leben der Menschheit anzuerkennen haben, so folgt daraus doch nicht, daß diese erziehlichen Faktoren immer bleiben müssen. Solange es nöthig ist, mit dem Schwerte das Vaterland und die nationalen Interessen zu schützen und hierzu jederzeit bereit zu sein, solange ist dies auch des Christen Pflicht. Mit dieser Nothwendigkeit aber hört auch diese Pflicht auf, und dann hat der Krieg und die Vorbereitung zu demselben keine Berechtigung.

Es wird die Zeit kommen, da die Liebe, wie sie Christen geziemt, auch die christlichen Völker dauernd mit einander ver-

binden wird, wie sie immer schon einzelne Christen mit einander verbunden hat. Dann werden die christlichen Völker mit einander in Frieden leben wollen und können. Dann wird es keinen Angreifer mehr geben, und dann wird also auch keine Vertheidigung mehr nöthig sein. So wird endlich ein dauernder Friede zwischen christlichen Völkern möglich werden; und alle Völker werden endlich christliche Völker werden und mit einander in Frieden leben.

Es wird endlich ein dauernder Völkerfriede möglich werden, so gewiß Gott selbst der Erzieher der Menschheit ist, der die Menschheit zu einer noch höheren Gesittung führen wird, als es die heutige Gesittung auch christlicher Völker ist. Was ohne die geoffenbarte Wahrheit – und ihre erziehliche Kraft, für die sich kein Ersatz finden läßt — keinem menschlichen Bemühen möglich werden würde, wird endlich dem erziehlichen Wirken Gottes möglich werden.

Mit den Kriegen werden nicht auch Heldenmuth und Opferwilligkeit aufhören, wie heute Mancher meint. Alles, was der Krieg und die Vorbereitung zu demselben Gutes gewirkt haben, wird in Zukunft auf anderem Wege erreicht werden. Alle Tugenden, die je ein Kriegsheld bewährt hat, werden auch in Zukunft bewährt werden. Man wird sie in der treuen Pflichterfüllung eines wahren Christen auch künftig bewähren, wenn auch nicht mehr auf dem Schlachtfelde.

Wir müssen nicht erst Engel oder Heilige werden, ehe ein dauernder Völkerfriede möglich wird. Auch ein sündhafter Mensch kann den Frieden lieben, kann in Frieden leben wollen. Auch ein Volk kann in Frieden leben *wollen*. Um aber mit einander in Frieden leben zu können, ist es freilich nicht genug, wenn nur *ein* Volk in Frieden leben will. Wenn aber *alle* Völker mit einander in Frieden leben *wollen*, so werden sie es auch *können*. — Viele schon haben erkannt und es ausgespochen, daß die nationalen Interessen zwar hohe Interessen sind, aber nicht die höchsten, daß über den Nationen die Menschheit steht und daher nöthigenfalls die nationalen Interessen denen der Menschheit untergeordnet werden müssen, wie der Einzelne seine Interessen oft denen der Familie, wie der Einzelne und die Familie oft ihre Interessen denen des Staates unterordnen müssen, wie Sonderinteressen überhaupt den Gesammtinteressen unterzuordnen sind zum Wohle der Gesammtheit. Daß es aber im Interesse der Menschheit liegt, daß die Völker mit einander in Frieden leben, wer wollte das bestreiten? So haben sich denn Vereinigungen gebildet zu dem Zweck, einen dauernden Völkerfrieden anzubahnen. Ein solcher Friede aber ist nicht möglich, so lange nicht eine bessere *religiöse Erkenntnis* an die Stelle

der bisherigen getreten ist. — Die Wahrheit, daß wir Alle „Kinder Eines Vaters im Himmmel" sind, muß in zeitgemäßer Weise klar aufgefaßt und erkannt werden. Je weiter sich dann diese Erkenntnis verbreiten wird, um so mehr wird nationaler Haß schwinden, so daß man endlich nicht mehr von einem Haß der Völker gegen einander wird sprechen können, wie er heute immer noch bei gegebener Gelegenheit zum Ausbruch kommt. Zwar wird es auch dann noch, wie zwischen einzelnen Christen, so auch zwischen christlichen Völkern Streitigkeiten geben; aber man wird dann nicht mehr das Schwert entscheiden lassen. Man wird dann klar erkennen, daß dieselben Gebote, welche für die einzelnen Christen gelten, auch für die christlichen Völker Gültigkeit haben, daß z. B. das fünfte Gebot von christlichen Völkern ebenso wenig übertreten werden soll als von einzelnen Christen. Und die Völker werden dann Zeit und Gut und Kraft auf Besseres verwenden können als auf den Krieg und die Rüstung zum Kriege.

Der „bewaffnete Friede", der auf dem Grundsatze beruht, daß wer den Frieden wolle, sich zum Kriege rüsten müsse, ist noch nicht das, was den Völkern noth thut. Das ist noch kein wahrer Friede, wie es heute auch noch keinen wahren konfessionellen Frieden giebt. Die Völker seufzen unter diesem „bewaffneten Frieden", da sie die Last der Kriegsrüstung kaum noch zu tragen vermögen, und diese Last wird immer noch drückender. Nur durch zeitgemäße religiöse Erkenntnis kann es anders werden. Was wir heute in den Kirchen hören, war zeitgemäß, ist es aber nicht mehr. Zwar wird dort immer noch ewige Wahrheit verkündigt, daneben aber Manches, was heute nicht mehr als Wahrheit zu gelten hat und immer weniger noch geglaubt werden kann. Vergebens ergeht daher an zweifelnde moderne Denker die Mahnung, sich in Demuth dem Worte Gottes unterzuordnen und zu glauben. Man kann nicht mehr Alles glauben und glaubt daher einstweilen nichts. Das vermag die Geistlichkeit nicht zu ändern, und auch der heilige Geist — über dessen Wesen und Wirken man noch ebenso falsch denkt wie über manches Andere — kann das nicht ändern; er kann das so wenig, als er es will, da Gott vielmehr will, daß die Menschheit auch in religiöser Erkenntnis fortschreite. Die Geistlichkeit vermag zweifelnde moderne Denker nicht zu überzeugen von dem, was sie heute lehrt; und daher nützt es nicht, mehr Kirchen zu bauen und mehr Geistliche anzustellen, so lange nicht die Geistlichkeit anders lehrt. — Es muß in der Welt erst besser werden, ehe die Völker daran denken dürfen, ihre Kriegsrüstung abzulegen oder auch nur leichter zu machen. Damit es aber in der Welt besser wird, müssen wir besser werden, und dazu ist zeitgemäße religiöse Erkenntnis nöthig.

Wann ein wahrer und dauernder Völkerfriede möglich sein wird, läßt sich freilich nicht vorhersagen, da man nicht wissen kann, wie lange Zeit noch darüber hingeht, ehe die Völker zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis durchdringen, oder wie bald schon dies geschieht. Der Gang der Wahrheit kann nun zwar nicht gehindert, wohl aber gehemmt werden. Er kann aber auch gefördert werden; und man wird gut daran thun, wenn man ihn fördert. Das können die Regierungen und Volksvertretungen, indem sie den Völkern in religiösen Dingen volle Freiheit lassen, zugleich aber es ihnen möglich machen, bald zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis zu gelangen.

Es ist ein Irrthum, daß die Kriege zu der ewigen Weltordnung Gottes gehören, wie — wenigstens zum großen Theil — auch die heutige Geistlichkeit lehrt. Die Kriege müssen endlich aufhören, und sie werden aufhören. Es kommt die Zeit, wo solche blutigen Vorgänge im Leben christlicher Völker nicht mehr nöthig und nicht mehr möglich sein werden. Wer, was er vermag, dazu beiträgt, daß diese Zeit möglichst bald kommt, der thut für das Wohl der Menschheit und des eigenen Volkes das Beste, das er thun kann.

War ein dauernder Friede auch zwischen christlichen Völkern bisher nicht möglich, da die bisherige religiöse Erkenntnis und die bisherige Gesittung ihn noch nicht möglich machten, so wird er doch möglich werden, da an die Stelle der bisherigen religiösen Erkenntnis und der bisherigen Gesittung eine höhere religiöse Erkenntnis und eine höhere Gesittung treten wird. Hat ein langer Friede bisher auf die Völker schädlich gewirkt, da das Gute, das Kriege bisher für das Leben der Völker hatten, fehlte, so wird es doch in Zukunft nicht so sein. Vollkommener als bisher der Lehre und dem Beispiel Jesu Christi folgend, seinem Heldenthum, das ein noch höheres war als das irgend eines Kriegshelden, vollkommener als bisher nacheifernd, wird man immer mehr ein thätiges Leben in wahrer, opferwilliger Liebe führen. Die Jugenderziehung wird besser werden, und neben der geoffenbarten ewigen Wahrheit werden die Ergebnisse menschlichen Forschens, wird die Wissenschaft, werden die menschlichen Schöpfungen auf dem Gebiete der Kunst, werden die Werke christlicher Nächstenliebe das Leben der Völker besser gestalten als in den bisherigen Zeiten, in denen Kriege noch möglich und noch nöthig waren.

Zehntes Kapitel.

Weitere Wahrheiten der christlichen Religion, wie sie sich aus der Grundwahrheit derselben ergeben.

Gott ist die Liebe, wir sind Kinder Eines Vaters im Himmel. Von dieser Wahrheit aus, in zeitgemäßer Weise aufgefaßt, ergeben sich alle weiteren Wahrheiten der christlichen Religion in zeitgemäßer Auffassung.

Ist das Wesen Gottes die Liebe, nicht Selbstliebe, wie sie auf Erden zu finden ist, nicht dem eigenen Ich, sondern etwas Anderem sich zuwendende Liebe, von Ewigkeit her waltende Liebe — die da war, bevor noch außer Gott etwas da war, dem sich die Liebe zuwenden konnte — so kann Gott nicht eine „Person" sein. Wäre hier Subjekt und Objekt des Liebens eine und dieselbe Person, so wäre die Liebe Gottes Selbstliebe, und das ist sie nicht. Die Möglichkeit der Liebe Gottes als einer ewigen, allem Andern vorangehenden Liebe setzt eine Mehrheit von göttlichen Personen voraus. Die Liebe der drei Personen der Gottheit zu einander ist die von aller Ewigkeit her in der Gottheit selbst waltende Liebe. Diese Liebe muß in der Gottheit selbst von Ewigkeit her so walten, wie sie gegenüber dem waltet, was außer ihr da ist; denn sie ist nicht etwas Gewordenes, sondern sie ist von Ewigkeit her vollkommen, während menschliche Liebe es wird, indem diese, zunächst sich auf den Liebenden zurückbeziehend als Selbstliebe, immer mehr sich auf das richtet, was außer dem Liebenden da ist. — In der Liebe der drei Personen der Gottheit zu einander und zur Menschheit kann der Christ die Liebe Gottes vollkommener erkennen, und daher kann er zu einer vollkommeneren Liebe zu Gott gelangen als Bekenner anderer Religionen; und er gelangt zu einer vollkommeneren Liebe zu Gott, wenn er von der Liebe Gottes wahrhaft überzeugt ist und die geoffenbarte Wahrheit recht auffaßt, immer

mehr die Liebe Gottes als eine über jeder zeitlichen Liebe erhabene, jede Selbstliebe und jeden Haß völlig ausschließende, unendliche Liebe erkennend.

Nun ist aber noch nicht die Frage beantwortet, weshalb Gott gerade dreieinig ist. — Wir können das Wesen Gottes nicht begreifen wie dies oder das in dem Bereiche seiner Schöpfung. Er ist noch wunderbarer und unbegreiflicher als Alles, was er erschaffen hat; und niemals können wir uns in die Betrachtung seines Wesens so versenken, daß wir dasselbe zu ergründen vermöchten. Hier stehen wir vor dem Allerheiligsten, und wenn irgendwo, so müssen wir hier Halt machen. Aber doch vermögen wir ahnend — dem künftigen Schauen und Erkennen vorgreifend — zu erfassen, daß auf der Dreieinigkeit Gottes die Harmonie im Wesen der Gottheit beruht, wie die Harmonie im Seelenleben des Menschen auf dem rechten Zusammenwirken von Geist, Phantasie und Gemüth. — „Begreifen", wie das sinnlich Wahrnehmbare, können wir die Vollkommenheit Gottes nicht; und daher können wir auch nicht begreifen, weshalb Gott gerade dreieinig ist. Bedenken wir aber, daß das eheliche Glück, das auf gegenseitiger wahrer Liebe zwischen Mann und Weib beruht, noch erhöht wird durch die gemeinsame Liebe Beider zum Kinde und durch dessen Gegenliebe; vermögen wir in der dreifachen gegenseitigen Liebe zwischen Mann und Weib und Kind eine menschlich vollkommene Liebesgemeinschaft zu erkennen: so vermögen wir auch zu ahnen, weshalb es nicht bloß zwei Personen der Gottheit giebt, weshalb Gott gerade dreieinig ist.

Da das Wesen Gottes die Liebe ist, so ist auch das Wesen der Menschenseele als des Kindes Gottes die Liebe. Auf seinem Gemüth, auf seiner Liebe beruht der „Seelenadel" eines Menschen. Wie das Wesen der Gottheit die Liebe ist, so ist das Höchste in der Menschheit die in ihr waltende Liebe. Könnte die Liebe je aus der Menschheit schwinden, was wäre dann die Menschheit? Sie könnte nicht fortbestehen, wenn Jeder nur sich liebte. Sie wäre unmöglich ohne die Liebe. — Gott ist gut, da seine Liebe vollkommen ist; der Mensch ist gut, soweit in ihm wahre Liebe ist. Daß der Mensch gut sei und immer besser werde, ist mehr als Alles, was er sonst sein oder werden kann. Wir werden immer besser, indem wir immer vollkommener werden in dem, was das Wesen unserer Seele ist, in der Liebe.

Nach ihrer Trennung von und aus der Gottheit gab es für die Seele zunächst nichts, dem sich ihre Liebe zuwenden konnte, da sowohl Gott, als die Schöpfung Gottes, die Welt, erst weiterhin Objekt ihres Denkens und Liebens werden konnte. Die Seele mußte aber ihrem Ursprung und Wesen gemäß lieben;

wie in unserm zeitlichen Leben, während der Verbindung der Seele mit dem Leibe, so auch vor dieser Verbindung. Die Seele mußte lieben, und sie konnte lieben — ohne dazu eines zeitlichen Leibes zu bedürfen, wie sie auch lieben wird, nachdem die Verbindung mit diesem Leibe aufgehört hat; aber sie hatte zunächst nichts zu lieben außer sich. So wurde denn die Seele selbst sich Objekt ihrer Liebe — ein Vorgang eines Momentes der Ewigkeit, des Momentes, der dem zeitlichen Leben voranging; und wer vermöchte zu begreifen, was in einem solchen Momente vorgehen kann, was hier vorgehen mußte? — So kam es zur Selbstliebe der Seele. Dadurch trat das Lieben der Seele und ihr Wille in einen Gegensatz zu Gott. Diesen Gegensatz zum Wesen und Willen Gottes, das Dämonische in uns, das uns zum Bösen treibt, und dessen Jeder, der je schon einen tieferen Blick in sein Inneres gethan, sich bewußt ist — diesen Gegensatz zu beseitigen, ist der Zweck des erziehlichen Wirkens Gottes; und der erste göttliche Erziehungsakt ist die Verbindung der Seele mit der Schöpfung Gottes. Nun findet die Seele etwas zu lieben außer sich, zunächst den Leib, mit dem sie verbunden ist. So kommt es zunächst zur Selbstliebe des Menschen, dann weiter zur Liebe des Menschen, die unter dem weiteren erziehlichen Wirken Gottes immer vollkommener wird; und so vollzieht sich die Umwandlung widergöttlich gewordenen Liebens zu wahrer Liebe der Seele. — Wahre Liebe der Seele ist schon die Selbstliebe des Menschen, sofern diese nicht, durch die Selbstliebe der Seele verderbt, sich als Selbstsucht zeigt. Soweit dies nicht der Fall ist, ist auch die Selbstliebe des Menschen wahre Liebe der Seele; denn auch hier liebt die Seele etwas außer ihr. Daher hat und behält die Selbstliebe des Menschen für das zeitliche Leben ihre volle Berechtigung neben seiner Liebe. Nur soll auch die Selbstliebe des Menschen immer reiner, immer vollkommener werden; und das wird sie, wenn wir unseres Ewigkeitszweckes nicht vergessen und immer mehr dahin gelangen, daß wir Gott über Alles lieben und unsern Nächsten wie uns selbst.

Ein Kind Gottes muß ewig sein. Daher giebt es eine — persönliche, ja, eine persönliche Fortdauer der Menschenseele. Wäre die Menschenseele nicht ein Kind Gottes, so wäre sie vergänglich wie die Thierseele, wie jedes erschaffene Einzelwesen. Der Mensch ist vergänglich, da die Verbindung von Seele und Leib aufhört; aber die Menschenseele, die mit diesem Leibe verbundene Seele ist ewig.

Als der Welt des sinnlich Wahrnehmbaren zugehörig, an die sinnlichen Erscheinungen des zeitlichen Lebens gewöhnt, mußte der Mensch sich das ewige Leben zunächst dem entsprechend

vorstellen. Auch die christliche Vorstellung vom Jenseits war bisher noch eine sich an die sinnlichen Erscheinungen des zeitlichen Lebens eng anlehnende. Es ist aber je länger, desto weniger noch möglich, an die Lehre von der „Auferstehung des Fleisches" zu glauben, die einer Zeit angemessen war, da man in religiösen Dingen noch minder klar dachte, um so mehr aber die Phantasie sich in sinnlicher Ausmalung des Uebersinnlichen erging. Unsere Zeit verlangt eine geistigere Auffassung vom Jenseits. — Gott ist ein Geist, der Urgeist, dem unsere Seele entstammt. Er ist ein Geist und lebt und wirkt. Begreifen können wir ein rein geistiges Dasein freilich nicht. Ein Erkennen ist uns auch in Bezug auf das Ewige möglich, da wir vernünftige Wesen sind; aber wir können das Uebersinnliche und Ewige nicht begreifen wie das Zeitliche und Vergängliche, wie das sinnlich Wahrnehmbare, und darum müssen wir es auch nicht begreifen wollen. Begreifen können wir ein rein geistiges Fortleben der Seele ebenso wenig, als wir Gott zu begreifen vermögen; weshalb aber sollte nicht, wie Gott selbst, so auch die Seele, als das Kind Gottes, in einem rein geistigen Dasein fortleben können? Die Seele kann nicht, wie in diesem, so auch in jenem Leben von einem Leibe abhängig und dadurch beschränkt sein. Solche Beschränkung ist in der Zeitlichkeit nöthig, aber nicht in der Ewigkeit.

Wer in dem Streben nach Wahrheit und dem Wachsen an Erkenntnis auf dem Gebiete der Wissenschaft, wer in der Beschäftigung mit dem Schönen auf dem Gebiete der Kunst, wer in einer reinen, wahren Liebe hier sein Glück und schon hier in den Wahrheiten der christlichen Religion seine Beseligung zu finden vermag, der kann sich denken, daß ein rein geistiges Dasein im Jenseits mit seiner Beseligung durch noch höhere Wahrheit und Erkenntnis, höhere Schönheit und höhere Liebe, als sie hier je zu finden sind, etwas noch ganz Anderes ist als Alles, was das zeitliche Leben uns zu bieten vermag. Die höheren Freuden des ewigen Lebens werden uns keine zeitlichen Freuden vermissen lassen, auch wenn wir uns ihrer in einer Rückerinnerung bewußt wären. Die Seligkeit des ewigen Lebens ist noch mehr als alle Glückseligkeit des zeitlichen Lebens. Uebrigens aber können wir getrost es dem Vater droben überlassen, wie er das jenseitige Leben uns gestalten will, und dürfen gewiß sein, daß es uns an nichts fehlen wird. Ist nicht schon die Seele selbst Leib, bedarf sie dort noch eines „verklärten" Leibes, um thätig sein zu können, so wird ein solcher da sein. Wozu ergründen wollen, was zu ergründen uns Menschen unmöglich ist? Genug, wenn wir überzeugt sind, daß auf das Diesseits ein Jenseits folgt, in welchem die Seele zum Vater kommt.

Wie wir mit Recht Gott unsern „Vater“ nennen und die Menschenseele das „Kind“ Gottes ist, so ist es auch richtig, wenn man von einem „persönlichen“ Gott, von den drei „Personen“ der Gottheit spricht. Solange man aber noch von der „Ausgießung“ des heiligen Geistes redet, von einem Uebergehen desselben in die Menschenseelen, solange man noch von ihm redet als von etwas, das in uns sein oder werden kann, solange hat man mit dem Begriff der Persönlichkeit hier noch nicht vollen Ernst gemacht. Der heilige Geist ist nicht bloß eine dem Worte Gottes innewohnende erleuchtende Kraft, sondern eine Person wie die erste und die zweite Person der Gottheit. Er wird in seinem Wirken mitbestimmt durch das, was die erste Person der Gottheit als Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt und als Erzieher der Menschheit wirkt — wie durch das, was die zweite Person der Gottheit durch Jesum Christum gewirkt hat, und was sie in der Lehre Jesu Christi fortdauernd wirkt; er wirkt in absoluter, göttlicher Harmonie mit den beiden anderen Personen der Gottheit, ist aber gleich ihnen Person und nicht von ihnen ausgehende Kraft. Der nach Wahrheit und Erkenntnis strebende gläubige Christ kann sich des Wirkens des heiligen Geistes bewußt werden, freilich ohne diese Hülfe begreifen zu können wie andere, menschliche Hülfe. Unter dem fortdauernden Wirken des heiligen Geistes gelangt die Menschheit zu immer vollkommenerer Erkenntnis der durch Jesum Christum geoffenbarten Wahrheit; aber der heilige Geist konnte nicht schon die Apostel zur menschlich vollkommensten religiösen Erkenntnis führen. Das konnte er ebenso wenig, als er schon in der Zeitlichkeit aus uns sündhaften Menschen Engel oder Heilige machen kann. Auch was Gott in der Zeitlichkeit wirkt, bedarf seiner Zeit, um zum Ziele zu führen.

Die heutige Auffassung von der göttlichen Dreieinigkeit ist noch keine unserer Zeit angemessene, da ihr noch die Klarheit fehlt, die dem modernen Denken eigen ist, und die auch auf religiösem Gebiete zur Geltung kommen muß. — Ebensowenig ist es unserer Zeit angemessen, die menschliche Sündhaftigkeit aus einer von Gott verliehenen Willensfreiheit und der Sünde der ersten Menschen zu erklären. — Unser Wille und seine Freiheit ist nicht etwas von Gott Verliehenes, sondern etwas der Menschenseele als dem Kinde Gottes ursprünglich Eigenes; und es widerspräche der Liebe Gottes, wenn er seinem Kinde eine solche Willensfreiheit verliehe, nach welcher es wie das Gute, so auch das Böse wollen und thun kann, wie es der Liebe eines irdischen Vaters widerspräche, wenn er seinem unmündigen Kinde eine gefährliche Waffe in die Hand gäbe, um — des Kindes Gehorsam

zu prüfen. Es widerspräche auch der Heiligkeit Gottes, wenn er uns mit solcher Willensfreiheit zugleich die Möglichkeit verliehe zu sündigen. — Auch der Wille Gottes ist ein freier Wille, und Alles, was aus seinem freien Willen hervorgeht, ist gut. Bei uns wäre es ebenso, wenn nicht bei der Trennung von und aus der Gottheit, da aus der Gottheit das Kind Gottes hervorging, eine Wandlung zu widergöttlichem Lieben und Wollen vorgegangen wäre, dessen Rückwandlung zu wahrer, göttlicher Liebe und zu wahrer, göttlicher Willensfreiheit der Zweck des erziehlichen Wirkens Gottes ist.

Nach der alttestamentlichen Lehre sind wir „zum Bilde Gottes" erschaffen. Daher stellt man sich Leib und Seele als für immer zusammengehörig vor, indem dereinst aus dem zeitlichen Leibe ein ewiger Leib hervorgehen soll. Aus dem Zeitlichen aber kann nicht etwas Ewiges werden. Wären wir nur Geschöpfe Gottes, so könnten wir nimmermehr Kinder Gottes werden. Wir sind aber nach der durch Jesum Christum uns gewordenen Offenbarung Kinder Gottes. Es ist nicht wahr, daß, wie in der christlichen Kirche auch heute noch gelehrt wird, Gott um Jesu Christi willen es so ansehen wolle, als wären wir Kinder Gottes. Wir sind seine Kinder. Nicht bloß wir Christen sind es, sondern nicht minder alle anderen Menschen. Und in zeitgemäßer Auffassung der durch Jesum Christum uns gewordenen Offenbarung erkennen wir, daß unsere Seele das Kind Gottes ist. Als Kinder Gottes werden wir auch nach diesem Leben, auch ohne den zeitlichen Leib, leben und thätig sein; und unser Leben und unsere Thätigkeit werden höherer Art sein, als sie es hier sind. Das vermögen wir zu erkennen, obschon wir nur zu ahnen vermögen, was wir im Jenseits sein werden, und welches unsere Thätigkeit im Jenseits sein wird.

Gewiß möchten wir gern einen Blick in das Jenseits thun und schon hier absolut klar erkennen und klar schauen. Das aber ist und bleibt uns hier unmöglich. Wir müssen uns an dem genügen lassen, was wir hier zu erkennen vermögen; und wir können uns um so mehr daran genügen lassen, je mehr wir zu erkennen vermögen, was durch Jesum Christum uns geoffenbart ist. Es wird heute gar oft so geredet, als hätten, was Jesus Christus gelehrt hat, vor ihm schon Andere gelehrt. Man hat aber die Lehre Jesu Christi noch zu wenig verstanden, so lange man noch so zu urtheilen vermag, so lange man noch nicht klar erkannt hat, daß die durch Jesum Christum geoffenbarte Wahrheit eine neue Wahrheit ist. — Wohl sprechen auch die Heiden von der Liebe ihrer Götter, daneben aber auch von ihrem Haß. Auch nach der alttestamentlichen Lehre der Bibel ist der eine,

wahre Gott nicht nur ein liebender Gott, sondern auch ein hassender. Ja, auch in der christlichen Kirche wird immer noch wie einerseits von der Liebe Gottes gesprochen, so andererseits auch von seinem Haß. Der Haß aber ist nur in dieser Welt möglich und hat in gewissen Grenzen auch beim Menschen seine Berechtigung. Wir sollen das Böse hassen. Wir hassen aber zugleich auch den Bösen, indem wir das Böse und den Bösen aus menschlicher Unvollkommenheit zunächst nicht von einander unterscheiden, falls nicht etwa durch Bande des Blutes oder sonst der böse Mitmensch uns nahe steht. Erst nachdem wir die Umstände erkannt haben, die aus dem Mitmenschen das machten, was er wurde, und in dem Maße, als wir sie zu erkennen vermögen, können wir auch den bösen Mitmenschen — auch wenn er zu uns in keiner besonderen, engeren Beziehung steht — lieben. Unser menschliches Erkennen aber ist immer nur ein unvollkommenes gegenüber dem absolut klaren Erkennen Gottes; und schon deshalb können wir Menschen nicht zu vollkommener Nächstenliebe gelangen, während Gott immer auch den Bösen liebt, absolut klar erkennend, wodurch sein Kind böse wurde, und niemals aufhörend, auch in dem verirrten Kinde sein Kind zu sehen. — In der Gottheit waltet nur die Liebe, nicht auch neben der Liebe der Haß, obschon wir in der Schöpfung Gottes überall neben der Liebe auch den Haß finden, da die Vollkommenheit der Schöpfung nicht die Vollkommenheit des Schöpfers ist, und da die Schöpfung nicht sowohl vollkommen ist als vielmehr es wird. Daher kann auch der Gläubige Gott aus der Natur, die Liebe Gottes aus seiner Schöpfung nicht hinlänglich erkennen. Ebenso wenig aus seiner Weltregierung. Gott kann Alles, was er will, aber nicht Alles, was wir wollen. Denn er ist weise, wir oft so unweise; er hat die Ewigkeit im Auge, wir so oft nur die Zeitlichkeit; er denkt an die Menschheit, wir so oft nur an uns selbst. Ja, wie sollten wir Zöglinge denn auch im Stande sein, den göttlichen Erzieher der Menschheit immer zu verstehen, seine erziehlichen Maßnahmen und ihre Zweckmäßigkeit immer zu begreifen, seine Liebe immer zu erkennen? Wir bedürften dann wohl keiner Erziehung mehr. — Gott liebt Alles. Er liebt seine Schöpfung. Er liebt uns nach dem, was an uns vergänglich ist, als Schöpfer; er liebt uns nach dem, was an uns ewig ist, als Vater. Seine Liebe gilt allen seinen Kindern, mögen sie mehr oder minder gut oder böse sein. Gottes Liebe ist unendlich. — Je klarer und allgemeiner das erkannt wird, um so besser ist es für uns, um so besser wird es in der Welt. Die rechte Erkenntnis der Liebe Gottes ist mehr werth als alles Andere, wonach wir streben

mögen. In rechter Erkenntnis der Liebe Gottes und unserer Gotteskindschaft leben wir gern, da wir zugleich den Zweck des zeitlichen Lebens recht erkennen und schon in diesem Leben uns wahre Liebe beseligt, und sterben wir gern, da wir zugleich erkennen, daß der Tod für uns nichts Anderes ist als der Eingang zu einem besseren Leben.

Wir sollen vollkommen werden in der Liebe, wie der Vater im Himmel vollkommen ist. Das ist der Zweck des erziehlichen Wirkens Gottes, und das höchste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ist die uns geoffenbarte Wahrheit, daß Gott die Liebe ist und wir Kinder Eines Vaters im Himmel sind. Wer von dieser Wahrheit wahrhaft überzeugt ist und sie recht auffaßt, der liebt auch Gott und die Mitmenschen; und diese Liebe wird um so vollkommener, je vollkommener unsere Erkenntnis der geoffenbarten Wahrheit wird. Neben dem aber, was Gott durch diese Wahrheit und sonst als Erzieher der Menschheit an uns thut, bedarf es auch rechter menschlicher Erziehung, damit wir gute und immer bessere Menschen werden. Und wir selber müssen fort und fort an uns arbeiten, wie es bisher gläubige Christen thaten, und müssen immer wieder unsere Gedanken auf das Ewige richten, um darin immer neue Kraft zu finden zum Kampf gegen das Böse. So werden wir immer vollkommener; aber doch bleiben wir unvollkommen. Der Kampf zwischen dem bösen und dem guten Willen in uns dauert fort, und immer wieder noch erliegen wir in diesem Kampfe den eigenen bösen Trieben und den von außen an uns herantretenden Versuchungen. Und doch brauchen wir in diesem Kampfe nicht zu verzagen, nicht mit Schrecken dem Tode entgegen zu sehen. Es giebt kein „jüngstes Gericht“ und keine ewige Verdammnis. Wir werden dort nicht einen Richter finden, der unsere zeitlichen Vergehen mit endloser Höllenqual strafen könnte, sondern unsern Vater.

Ob schon unmittelbar auf dieses Leben die ewige Gemeinschaft mit Gott folge — zunächst mit der zweiten Person der Gottheit — darüber kann nichts Anderes entscheiden als des Menschen Liebe. Nur wer hier zu wahrer christlicher Liebe gelangte — zu wahrer Liebe zu Gott und den Mitmenschen, wie sie dem Christen geziemt — darf hoffen, darf dessen gewiß sein, daß für ihn unmittelbar auf dieses Leben das ewige Leben folgt. Im anderen Falle ist wohl nichts Anderes anzunehmen, als daß für ihn auf dieses Leben ein neues zeitliches Leben folgt, und wenn er auch in diesem nicht zu wahrer christlicher Liebe gelangt, ein weiteres zeitliches Leben und so fort, bis endlich die ewige Gemeinschaft mit Gott möglich ist. — Hört nun bei einer zeitgemäßen Auffassung der geoffenbarten Wahrheit zwar die Furcht vor einer

ewigen Verdammnis auf, so bleibt doch immer noch genug zu fürchten. Soweit zu einem wahren christlichen Leben außer der Liebe noch Furcht nöthig ist, braucht man nur sich und Anderen die Folgen ernstlich vor Augen zu halten, die das Böse in diesem Leben nach sich zieht, wenn nicht noch weiter in einem neuen zeitlichen Leben, das in keinem Falle himmlische Seligkeit ist, unter Umständen aber eine zeitliche Hölle sein kann. Alles „Glück", daß wir im Zeitlichen und Vergänglichen finden mögen, ist nichts ohne die Beseligung durch die geoffenbarte ewige Wahrheit. Nur dem wahrhaft gläubigen Christen ist es möglich, in wahrer Glückseligkeit zu leben und selig zu sterben. Darum ist für uns nichts wichtiger und nichts besser, als nach wahrer christlich-religiöser Erkenntnis zu streben.

Wir müssen fortschreiten zu einer zeitgemäßen Auffassung der durch Jesum Christum geoffenbarten Wahrheit, zu zeitgemäßer christlich-religiöser Erkenntnis. Das ist die wahre christlich-religiöse Erkenntnis für unsere Zeit. Was der Vergangenheit, was der bisherigen Zeit der christlichen Kirche angemessen war, ist nicht allen Zeiten angemessen. Die bisherige Auffassung der geoffenbarten Wahrheit wird zweifelhaft und mit ihr die geoffenbarte Wahrheit selbst. Nur in einer neuen, dem modernen Denken — d. i. dem nicht nur freieren und selbständigeren, sonderen auch klareren Denken unserer Zeit — angemessenen Auffassung kann die geoffenbarte Wahrheit wieder Gegenstand des Glaubens werden für die auch in religiöser Hinsicht modernen Denker, deren Zahl immer größer wird, da die Menschheit, da die christliche Kirche fortschreitet. — Die Auffassung, zu der wir fortschreiten müssen, gehört der Zukunft an. In der Gegenwart aber berühren sich die Vergangenheit und die Zukunft, die Gegenwart ist der Uebergang von der Vergangenheit zu der Zukunft; und wer über die heutigen religiösen Zweifel hinaus fortgeschritten ist zu einer dem modernen Denken angemessenen Auffassung der geoffenbarten Wahrheit und zum Glauben an diese Wahrheit in dieser Auffassung, der besitzt zeitgemäße religiöse Erkenntnis, der steht mit seiner religiösen Erkenntnis bereits auf dem Boden der Zukunft.

Elftes Kapitel.

Autoritätsgläubigkeit und wahrhaft selbständige Gläubigkeit.

Die religiösen Ueberzeugungen der heutigen — bei der überlieferten Auffassung der geoffenbarten Wahrheit verbleibenden — gläubigen Christen gründen sich auf Autorität. Der Autoritätsgläubige erblickt in jedem Zweifel an der einen oder anderen Lehre seiner Autorität ein Vergehen gegen diese. Das ist sein Schutz gegen den Unglauben. Er will im Glauben bleiben, mit einer Lehre der Autorität aber würden ihm alle Lehren derselben zweifelhaft werden, und so würde sein Glaube überhaupt aufhören. Er glaubt an die überlieferten religiösen Lehren, weil er an die Autorität glaubt. Der gläubige Christ glaubt an die Lehren Christi, der gläubige Muhamedaner an die Lehren Muhameds, weil Beide an das Prophetenthum des Stifters ihrer Religion glauben. Der gläubige Christ glaubt, was in der Bibel steht, weil — es in der Bibel steht; und was er glaubt, „erweist" sich seinem Gemüth als Wahrheit. Dieser „Erweis" für den Gläubigen aber ist kein Beweis für den modernen Zweifler.

Wenn dagegen bewiesen ist, daß die Seele dreieinig ist, und man sich durch Beobachtung des eigenen Seelenlebens von der Wahrheit der Dreieinigkeit der Seele überzeugt hat, und wenn man dann weiter gelangt zum Glauben an die Grundwahrheit und die aus dieser sich ergebenden weiteren Wahrheiten der christlichen Religion, so ist das kein Weg zu religiöser Autoritätsgläubigkeit. Dies ist der Weg zu einem wahrhaft freien und selbständigen Glaubensleben, indem man auch der Autorität gegenüber in seinen Ueberzeugungen wahrhaft frei und selbständig ist und bleibt, und indem man immer mehr auch in seinem Handeln wahrhaft frei und selbständig wird.

Die ganze bisherige Zeit der christlichen Kirche war die Zeit der Autoritätsgläubigkeit. Wer der Autorität gern und willig folgt, kann sich frei und selbständig fühlen, ohne es wirklich zu sein. So konnten auch bisher schon gläubige Christen sich frei und selbständig fühlen. Im Mannesalter der christlichen Kirche aber wird man wirklich frei und selbständig sein. Es wird dann keine Glaubenssatzungen mehr geben, keine zum Glauben verpflichtenden Glaubensvorschriften, keinen Glaubenszwang, obschon auch Glaubenssätze als zeitgemäßen Ausdruck für zeitgemäße Erkenntnis.

Erst im Mannesalter der christlichen Kirche ist es möglich, ein auch auf religiösem Gebiete wahrhaft freier und selbständiger Denker und zugleich ein wahrhaft gläubiger Christ zu sein; erst im Mannesalter der christlichen Kirche ist das möglich in einer — rein christlichen religiösen Erkenntnis. Die heutige christliche Glaubenslehre beruht auf einer Verbindung alttestamentlicher und neutestamentlicher Lehren, wie sie bisher nothwendig, der bisherigen Zeit angemessen war. Diese christliche Glaubenslehre hat ihren Zweck erfüllt; und die künftige christliche Kirche wird die durch Jesum Christum geoffenbarte Wahrheit, daß Gott die Liebe ist und wir Kinder Eines Vaters im Himmel sind, diese Wahrheit allein, diese Wahrheit in zeitgemäßer Auffassung, zum Fundament für eine neue christlich-religiöse Erkenntnis machen, und erst diese wird eine rein christliche sein.

Menschen können von Menschen auch Unmögliches verlangen, aber nicht Gott. Man kann ebenso wenig aus Gehorsam glauben, als man aus Gehorsam lieben kann; und nicht zur Prüfung unseres Glaubensgehorsams ist uns die Offenbarung durch Jesum Christum geworden, sondern zu unserer Vervollkommnung in wahrer Liebe. Wer an die geoffenbarte Wahrheit in der überlieferten Auffassung wirklich noch glaubt, der kann es eben noch, da er mit seinem religiösen Denken noch auf dem Boden der Vergangenheit steht. Wer aber nicht mehr glauben kann, der muß zunächst zweifeln. In Sachen des Glaubens wirkt — wenigstens auf moderne Denker — kein Gebot und kein Vorbild; und man kann wohl zur Heuchelei zwingen, aber nicht zum Glauben. Die Forderung des Glaubens ist für uns eine Mahnung, nicht bloß nach anderer, sondern auch nach religiöser Wahrheit und Erkenntnis zu streben, aber keine Verpflichtung, bei der überlieferten Auffassung der geoffenbarten Wahrheit zu verbleiben.

Zwölftes Kapitel.

Wie gelangt man zur Erkenntnis der Dreieinigkeit der Seele und dann weiter zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis?

Im Mannesalter der christlichen Kirche wird man in seinen religiösen Ueberzeugungen freier und selbständiger sein als je zuvor. Das Kind freilich wird zwar auch dann seine Ueberzeugungen auf Autorität gründen; aber schon des Kindes religiöse Erkenntnis wird eine rein christliche sein. Man wird dem Kinde von Gott sprechen, aber nicht mehr vom Teufel, von der göttlichen Liebe, aber nicht mehr von einer zu ewiger Höllenqual verdammenden Gerechtigkeit, vom jenseitigen Leben, aber nicht mehr von einer Auferstehung des Fleisches. Es wird genug sein, daß das Kind Gott und die Mitmenschen liebe, daß es Gott als den Vater fürchte, aber nicht als den Richter, und daß es glaube, daß die Kinder Gottes einst als „Engel" bei dem Vater droben sein werden. Das ist zunächst genug neben rechter Belehrung darüber, wie ein Christ sein Christenthum auch im Leben beweisen muß, und daß das Böse immer seine bösen Folgen nach sich zieht.

Den Glauben, den Eltern und Lehrer als gläubige Erzieher in das Kindesherz pflanzten, im Erwachsenen zu erhalten, wird die besondere Aufgabe der Geistlichen als der Seelsorger der Erwachsenen sein; und sie werden diese Aufgabe besser erfüllen können als heute. Man wird sich des Segens gemeinsamer Andacht wieder bewußt werden und gern sich auch belehren lassen an den Stätten, die heute immer mehr gemieden werden, weil man dort nicht mehr überzeugt wird. Auch die künftigen Gläubigen werden sich kirchlicher Autorität willig unterordnen, sofern diese, die Freiheit und Selbständigkeit der erwachsenen Glieder der Kirche achtend, ihnen nicht das Recht streitig zu machen sucht, selber zu urtheilen und zu entscheiden.

Während man bei solcher Wahrheit, zu deren Erkenntnis eine besondere Begabung und eine besondere Bildung nöthig ist, wie bisher so auch künftig mehr oder weniger auf die Entscheidung von Autoritäten angewiesen sein wird, wird es bei der Wahrheit, zu deren Erkenntnis Alle kommen sollen, künftig jedem zu wahrer Selbständigkeit gelangten Erwachsenen möglich sein, selber zu urtheilen und zu entscheiden. Dazu wird keine Gelehrtenbildung nöthig sein, sondern nur eine gute Volksschulbildung neben wahrer Freiheit und Selbständigkeit, an der es den künftigen Gläubigen nicht fehlen wird. – So sehr auch die allgemeine Bildung der Menschheit noch fortschreiten mag, so wird es doch niemals dahin kommen, daß alle Menschen Gelehrte werden. Das wird immer nur verhältnismäßig Wenigen möglich sein, da immer nur verhältnismäßig Wenige die dazu nöthige Begabung besitzen werden, und da immer nur verhältnismäßig Wenigen die nöthigen Mittel zu Gebote stehen werden, um sich das zur Gelehrtenbildung erforderliche Wissen zu erwerben. Der Unterschied zwischen Gelehrten oder Ungelehrten wird fortbestehen, wie manche andere Verschiedenheit unter den Menschen, die im Erziehungsplane Gottes begründet ist. Anders aber ist es mit der Wahrheit, die für Alle bestimmt ist. Es wird dahin kommen, daß Jeder, der klar und folgerichtig zu denken vermag, ein wahrhaft selbständiger und wahrhaft gläubiger Christ werden kann.

Man wird sich zunächst von der Wahrheit der Dreieinigkeit der Seele überzeugen können, ohne dazu psychologischer, erkenntnistheoretischer u. s. w. Gelehrsamkeit zu bedürfen. Man wird sich durch eigene Beobachtung von dieser Wahrheit überzeugen können, wie man — ohne daß man ein Gelehrter zu sein brauchte — sich durch eigene Beobachtung von so mancher anderen Wahrheit zu überzeugen vermag, welche durch die Wissenschaft zu Tage gefördert wurde, die ja nicht bloß um der Gelehrten willen da ist, sondern um der Menschheit willen.

Es ist genug, wenn man weiß, daß das Denken etwas Anderes ist als das Lieben und Hassen, daß die Thätigkeit des Geistes und die des Gemüths zwei verschiedene Arten seelischer Thätigkeit sind; und es ist nicht nöthig, über jede Funktion der Denkkraft und über jeden Vorgang im Gemüthsleben unterrichtet zu sein und zu wissen, wie diese und wie jene Autorität darüber geurtheilt haben. — Es ist genug, wenn man dann weiter neben der Thätigkeit des Geistes und des Gemüths noch eine dritte Art seelischer Thätigkeit zu erkennen vermag, welche wir „Phantasie" nennen. — In wahrer Freiheit und Selbständigkeit wird man zu der eigenen Beobachtung das rechte Vertrauen haben; und es

wird nicht nöthig sein, fort und fort Beobachtungen anzustellen. Es wird genügen, wenn man das bei dieser und jener Gelegenheit thut, zum Beispiel beim Lesen einer Erzählung, indem man dabei bisweilen einen Blick der Selbstbeobachtung auf das richtet, was in uns vorgeht, — nur bisweilen einen Blick, da — wie die Erfahrung lehrt — hier eine andauernde Beobachtung störend wirken, eine Thätigkeit hier die andere aufheben würde.

Man muß hier — um bei dem gewählten Beispiel zu bleiben, beim Lesen einer Erzählung zunächst verstehen, was man liest, und das ist Sache des Geistes. Versteht man das Gelesene — was z. B. bei einer fremden, unbekannten Sprache nicht möglich ist, da hier die Begriffe fehlen — so wirkt das Gelesene in dieser oder jener Weise auf das Gemüth, indem dieses sympathisch oder antipathisch berührt wird, so daß daraus diese oder jene Gefühle hervorgehen, Liebe oder Haß oder irgend welche Modifikation der einen oder anderen dieser beiden Grundrichtungen der Gemüthsthätigkeit in ihren mannigfachen Beziehungen zur Welt der Begriffe, in ihren mannigfachen Beziehungen zu den Objekten unseres Denkens. — Man wird nun weiter aber gewahr, daß im Anschluß an die Thätigkeit des Geistes auch die Phantasie thätig ist, indem sie von den Personen, Vorgängen u. s. w., von denen die Erzählung handelt, Bilder gestaltet — Bilder, nicht so willkürlich und nicht gleichsam handgreiflich vor das Auge tretend, wie im Traume oder in einem krankhaften wachen Zustande, sondern aus einer an den Inhalt der Erzählung gebundenen, durch die Thätigkeit des Geistes mitbestimmten, geregelten Thätigkeit der Phantasie hervorgehende Bilder, die gleichsam im Hintergrunde des Seelenlebens sich gestalten, so daß durch sie die Thätigkeit des Geistes nicht gestört wird. — Man wird sich dieser Thätigkeit der Phantasie bewußt und erkennt, daß durch sie die Thätigkeit des Geistes gefördert wird, da erst durch sie uns eine klare Vorstellung von dem möglich wird, wovon die Erzählung handelt; und man erkennt, daß diese Thätigkeit der Phantasie zugleich mit der des Geistes auf das Gemüth wirkt, und daß wiederum die Thätigkeit des Gemüths zurückwirkt auf die des Geistes und der Phantasie.

In solcher Weise wird man sich schon durch eine geringe Anzahl von Beobachtungen von der Wahrheit der Dreieinigkeit der Seele überzeugen können. Man läuft dabei keine Gefahr, in selbstbeschauliche Träumerei zu versinken und am Thatwillen Einbuße zu erleiden, wie Mancher befürchten könnte.

Daß man einen Unterschied macht zwischen Geist und Verstand, Phantasie und Einbildungskraft, ist hier Nebensache. Es handelt sich dabei um dieselben Faktoren seelischer Thätigkeit, nur daß

man sie in verschiedenen Beziehungen verschieden benennt. Nicht sowohl auf Namen kommt es hier an, als vielmehr auf die Sache, nicht sowohl auf begriffliche Definitionen, als vielmehr auf das, was Beobachtung hier lehrt.

Wie wenig man hier auf Namen geben darf, zeigt schon der Name „Einbildungskraft", der sich nur auf das bezieht, was die Seele von der sinnlich wahrnehmbaren Außenwelt durch das Auge wahrnimmt. Man kann den Namen weiter zutreffend finden auch für das, was man durch das Ohr wahrnimmt, wie sich ja nichts dagegen sagen läßt, wenn man auch von einer Malerei in der Musik, von Tonbildern, von Tongemälden spricht. Weiter aber reicht der Name Einbildungskraft nicht. Und doch steht die Einbildungskraft in der gleichen Beziehung zu den Wahrnehmungen des Geruchs, des Geschmacks und des Gefühls. Hier wäre ein Erkennen und Wiedererkennen ohne die Mitwirkung der Einbildungskraft ebenso wenig möglich als bei dem, was man sieht oder hört; und es ist nichts in der Schöpfung Gottes für die Seele — und also auch für die Einbildungskraft oder Phantasie — zu gering, um sich damit zu befassen, auch nicht das, was wir vielleicht nur riechend oder schmeckend oder durch den allgemeinen, über den ganzen Leib verbreiteten Gefühls- oder Tastsinn wahrzunehmen vermögen. Für die Mitbetheiligung der Phantasie hierbei haben wir aber in dem Namen „Einbildungskraft" keinen zutreffenden Namen.

Mit überlieferten Definitionen ist es ebenso. Namen und Definitionen können höchstens soweit zutreffend sein, als die Erkenntnis reicht. Daher muß man auf sie nicht gar zu viel geben, ihnen nicht bleibende und unbedingte Gültigkeit zuerkennen. — Weiß man erst, worauf man bei der Beobachtung zu achten hat, so belehrt die eigene Beobachtung besser als alle Definitionen und alle gelehrten Auseinandersetzungen. Die Gelehrten wollen oft gar zu viel erklären und gerathen dadurch oft in Irrthümer. Es ist ein Irrthum, wenn man in der Thätigkeit der Einbildungskraft nur eine besondere Seite der Thätigkeit des Geistes sieht. Die Thätigkeit der Einbildungskraft ist von der des Geistes ebenso verschieden, wie die Kunst von der Wissenschaft verschieden ist. Der forschende Geist mag seine eigene Thätigkeit wohl besser ergründen können als die der Phantasie und des Gemüths, obzwar er zu erkennen vermag, daß diese von seiner eigenen Thätigkeit verschieden ist. Daher könnte, wo es sich um die Phantasie handelt, ein Maler oder Bildhauer oder sonst ein Vertreter der schaffenden Kunst wohl eher als Autorität gelten, als ein Vertreter der Wissenschaft. Wer aber wahre Selbständigkeit besitzt, der braucht hier nicht erst Autoritäten zu befragen. Eigene selbständige Beobachtung wird ihn belehren, daß Geist und

Phantasie zwei verschiedene Faktoren seelischer Thätigkeit sind, daß die Dreiheit Geist, Phantasie und Gemüth sich nicht auf eine Zweiheit zurückführen läßt, daß die Seele dreieinig ist.

So wenig man nun zur Erkenntnis der Dreieinigkeit der Seele psychologischer Gelehrsamkeit bedarf, so wenig ist zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis theologische Gelehrsamkeit nöthig. Heute, wo man noch daran gewöhnt ist, in jeder Lehre der Bibel ewige Wahrheit zu sehen, und wo die Bibelforschung im Kombiniren und Interpretiren der Aussprüche der Bibel als gegebener ewiger Wahrheiten besteht, denkt man sich freilich religiöse Erkenntnis mehr oder weniger abhängig von dem Umfang der Bekanntschaft mit dem Bibelinhalt und dem, was zur Erklärung desselben geschrieben ist. Im Mannesalter der christlichen Kirche wird es anders sein, da man wissen wird, daß, wer von der Grundwahrheit der christlichen Religion — daß Gott die Liebe ist und wir Kinder eines Vaters im Himmel sind — wahrhaft überzeugt ist, ein wahrhaft gläubiger Christ ist, und daß von dieser Wahrheit in zeitgemäßer Auffassung aus sich ergiebt, was sonst noch zu religiöser Erkenntnis gehört. Um aber aus der Grundwahrheit die übrigen Wahrheiten herzuleiten, bedarf man keiner theologischen Gelehrsamkeit, sondern nur klaren Denkens und wahrer Selbständigkeit. Wird nun zwar auch künftig nicht Jeder die Neigung und den Beruf in sich fühlen, auf religiösem Gebiete selber zu forschen, so wird man doch das eigene Urtheil darüber entscheiden lassen, ob und wie weit man den Forschungsergebnissen Anderer zustimmen kann oder nicht.

In wahrer Freiheit — nicht nur des Herzens, sondern auch in wahrer Geistesfreiheit — wird man ein wahrhaft gläubiger Christ sein. Man wird in seinen religiösen Ueberzeugungen von keiner menschlichen Autorität — auch nicht von der Autorität der Bibel — mehr in bisheriger Weise abhängig sein; man wird den Muth haben, selber zu urtheilen und zu entscheiden, was Wahrheit ist, und was nicht. Und die geoffenbarte Wahrheit wird dann in der neuen Auffassung als rein christliche Wahrheit noch mehr zu wirken vermögen als zuvor; und dem, was sie in uns zu wirken vermag, wird immer weniger noch von anderer Seite entgegengewirkt werden, je allgemeiner zeitgemäße christlich-religiöse Erkenntnis wird. — Eltern und Lehrer werden dann ihre Pflichten als Erzieher immer vollkommener erfüllen; und Alles, was Menschen an Menschen thun, wird immer mehr dazu dienen, daß es in der Welt immer besser wird. So wird die Zeit des Mannesalters der christlichen Kirche die beste und glücklichste Zeit der Menschheit sein.

Dreizehntes Kapitel.

Intellektuelle Zweifel und Schwachheitszweifel. — Etwas über Jugenderziehung. — Der Irrthum von der Gleichheit der Menschen und die Wahrheit von der Gleichheit der Seelen.

Außer den intellektuellen Zweifeln, die dem Fortschritt in der Erkenntnis dienen — da das Alte zweifelhaft wird, ehe das Neue an seine Stelle tritt — giebt es auf religiösem Gebiete freilich noch Zweifel anderer Art. Wenn man zu der Erkenntnis gekommen ist, daß man einen Vater im Himmel habe, und dann im Unglück an der Vaterliebe Gottes irre wird — oder wenn man zweifelt, um sich den sittlichen Verpflichtungen, die sich aus der geoffenbarten Wahrheit für uns ergeben, zu entziehen — so sind das Zweifel anderer Art. Man kann solche Zweifel ja Schwachheits- und Sündhaftigkeitszweifel nennen. Oder, da unsere Sündhaftigkeit im Grunde auch menschliche Schwachheit ist, so ist es wohl besser, kurzweg von Schwachheitszweifeln zu sprechen Jedenfalls ist es nicht richtig, alle religiösen Zweifel als sündlich zu verdammen, wie es von den Kanzeln herab zu geschehen pflegt.

Auch der gläubige Christ ist Schwachheitszweifeln ausgesetzt. Denn auch er ist und bleibt ein sündhafter Mensch, inneren und äußeren Versuchungen zum Bösen unterworfen; und auch bei ihm hat die Fähigkeit, zeitliches Ungemach zu ertragen, ihre Grenzen. Er braucht zwar zu dem Glück, das wir im Zeitlichen und Vergänglichen finden, weniger als der, dessen Sinnen und Trachten nur auf das Zeitliche und Vergängliche gerichtet ist, und er findet sein Glück zum Theil in Anderem. Wird ihm aber sein Glück vernichtet, so kann zugleich auch sein Glaube vernichtet werden und seine Glückseligkeit. Wohl haben Glaubenshelden ihren Glauben mit dem Tode besiegelt. Doch es giebt Manches, das

schlimmer ist als der Tod. — Mit den Schwachheitszweifeln nun können sich intellektuelle Zweifel verbinden; und so sind auch die heute immer allgemeiner werdenden religiösen Zweifel theils Schwachheitszweifel, theils intellektuelle. Wenn man aber über die heutigen intellektuellen und sich gegen die Grundwahrheit der christlichen Religion richtenden Zweifel hinaus zu einer rein christlichen religiösen Erkenntnis fortgeschritten sein wird, so werden auch die Schwachheitszweifel immer mehr schwinden. Je vollkommener die religiöse Erkenntnis wird, um so mehr ist man im Hinblick auf die Ewigkeit im Stande, zeitliches Ungemach zu ertragen, und um so weniger noch vermag dieses unsern Glauben zu erschüttern. Je vollkommener die geoffenbarte Wahrheit erfaßt und je vollkommener dadurch unsere Liebe wird, um so mehr werden wir von der Macht der Sünde erlöst, und um so weniger noch vermag der eigene Trieb zum Bösen und die von außen kommenden Versuchungen uns zum Unglauben zu verleiten.

Die christliche Kirche geht nicht ihrem Ende entgegen, wie heute Mancher meint. Die Wahrheit, die heute immer mehr Gegenstand des Zweifelns und Leugnens wird, wird immer mehr wieder Gegenstand der Ueberzeugung werden. So wird ein neues Glaubensleben auf christlichem Grunde aufblühen. Mit der Erkenntnis wird auch die wahre Liebe wachsen; und je mehr das Gute, das Menschen an Menschen thun, aus wahrer Liebe hervorgehen wird, um so mehr wird es wieder Gutes wirken. Neben rechter Liebe aber wird auch rechte Einsicht walten, mit wahrer religiöser Erkenntnis wird wahre Welterkenntnis verbunden sein, Religion und Wissenschaft werden versöhnt sein, und Beide vereint werden die Menschheit immer besseren Zeiten entgegen führen.

Vor allem wird die Jugenderziehung eine bessere werden. Der heutigen Jugenderziehung fehlt noch die Harmonie in der Pflege des Leibes und der Seele, die Harmonie in der Bildung des Geistes, der Phantasie und des Gemüths. Für die leibliche Ausbildung der heranwachsenden Jugend muß noch mehr geschehen, und das Urtheil der Aerzte als der Sachverständigen auf diesem Gebiete muß noch mehr beachtet werden, und insbesondere muß eine Nervenüberreizung des Zöglings seitens der Schule noch sorgfältiger verhütet werden als bisher. Sodann steht die Bildung der Phantasie und noch mehr die des Gemüths hinter der des Geistes zurück; und was letztere betrifft, so wird meistens mehr auf möglichst umfangreiches „Wissen" hingearbeitet als auf Entwickelung des Denkvermögens, und fehlt es meistens noch zu sehr an Erziehung zu wahrer Freiheit und Selbständigkeit im Denken und daher auch im Handeln. Eine wirklich harmonische

Pflege des Leibes und der Seele und wirklich harmonische Bildung des Geistes, der Phantasie und des Gemüths ist zugleich rechte Bildung des Willens, rechte Bildung des Charakters. — Das höchste Mittel zu wahrer Bildung des Gemüths ist und bleibt die Wahrheit der christlichen Religion; aber erst in zeitgemäßer Auffassung vermag diese Wahrheit das zu wirken, was sie heute wirken muß, damit es in der Welt besser wird. Sie muß noch mehr Liebe, noch mehr Opferwilligkeit wirken als bisher. Was bisher wohl Einzelnen möglich war, muß immer mehr Allen möglich werden. — Um den Zögling zu wahrer Bildung des Gemüths führen zu können, muß der Erzieher selber wahrhaft überzeugt sein von dem, was er lehrt. Nur dann vermag er den Zögling zu überzeugen, und das ist nothwendig, damit der Glaube im Herzen des Zöglings Wurzel fasse und bleibe und wachse. Der Erzieher muß selber wahrhaft frei und selbständig sein, um den Zögling zu wahrer Freiheit und Selbständigkeit führen zu können; er muß selber wahrhaft frei und selbständig sein — sowohl innerlich, indem er selber wahrhaft überzeugt ist von dem, was er lehrt; als auch äußerlich, indem er weder von staatlicher, noch von kirchlicher Seite gehindert wird, seiner Ueberzeugung gemäß zu lehren.

Es wird nicht immer neben der Volkserziehung in der Schule noch eine Volkserziehung im Heere nöthig sein, und der Staat wird künftig besser für die Schule sorgen können, und diese wird dann ihrem Zwecke besser dienen als bisher. Auch die häusliche Erziehung wird dann eine bessere werden, und was Schule und Haus Gutes wirken werden, wird nicht weiterhin verloren gehen. Die öffentlichen Gottesdienste werden, in zeitgemäßer Weise eingerichtet, wieder ihre Anziehungskraft ausüben, und die geoffenbarte Wahrheit wird in zeitgemäßer Auffassung mehr vermögen als bisher. Die klare Erkenntnis, daß wir der Seele nach Kinder Eines Vaters im Himmel sind, wirkt mehr als die bisherige unklare Vorstellung, daß wir „vor Gott gleich“ seien, und macht der unwahren und schädlichen Lehre von der Gleichheit der Menschen ein Ende. Wir Menschen sind verschieden und sollen es bleiben, da die im Erziehungsplane Gottes begründete Verschiedenheit unter den Menschen diese von einander abhängig, sie auf einander angewiesen machen, sie mit einander verbinden oder wohl auch auf andere Weise den erziehlichen Zwecken Gottes dienen soll. Wir Menschen sind verschieden; aber wir Seelen sind gleich, und wir gehen alle der gleichen Herrlichkeit entgegen. Was sind aber dieser Gleichheit und Herrlichkeit gegenüber alle zeitlichen Vorzüge eines Menschen vor dem andern? Je klarer wir das erkennen, um so weniger

noch werden wir einen Mitmenschen beneiden um das, was er vor uns voraus hat, um so weniger noch werden wir ihn deshalb hassen, um so weniger wird noch Selbstüberhebung einerseits, sklavische Unterwürfigkeit andererseits möglich sein. Man wird dann mehr als bisher bereit sein, die Rechte des Andern anzuerkennen und zu achten, man wird dann maßvoller sein im Begehren, williger im Gewähren. So wird die geoffenbarte Wahrheit Frieden und Eintracht wirken innerhalb der Nation, Frieden und Eintracht auch zwischen den Nationen, um so mehr, je klarer es erkannt wird, daß das zeitliche Leben nicht seinen Endzweck in sich selbst hat. Nur im Lichte des Ewigen ist eine rechte Schätzung des Zeitlichen und Vergänglichen möglich, und diese ist nöthig zur Erhaltung und Förderung des Friedens und der Eintracht unter den Menschen und unter den Völkern. Wahren Frieden kann die Menschheit nicht sich selber geben; aber sie gelangt zu ihm im Glauben an die durch Jesum Christum geoffenbarte Wahrheit.

Vierzehntes Kapitel.

Naturwissenschaft, Psychologie und religiöse Erkenntnis.

Auch religiöse Erkenntnis ist etwas Werdendes. Was durch Jesum Christum begonnen ist, wird fortgesetzt von der dritten Person der Gottheit, die uns „in alle Wahrheit leitet" — uns, die christliche Kirche, die Menschheit, so daß die Erkenntnis immer vollkommener und endlich die menschlich vollkommenste wird. —

Es ist ein Irrthum, daß schon die Apostel zur vollkommensten religiösen Erkenntnis gelangt seien. Daher müssen wir nicht zurück streben zu dem Standpunkt der Apostel und der ersten Zeit der christlichen Kirche, sondern vorwärts über den heutigen Standpunkt der christlichen Kirche hinaus; und wir müssen uns nicht zurückhalten lassen durch Diejenigen, die ein Autoritätsvergehen darin erblicken, wenn man nicht mehr Alles glaubt oder zu glauben sich bemüht, was die Apostel geglaubt haben, was die Bibel lehrt.

Nach der Vorsehung Gottes, unter welcher auch die Wissenschaft steht, ist durch die Wissenschaft, die sich mit dem Ewigen in uns befaßt — soweit dieses in seinem zeitlichen Wirken sich offenbart — die Erkenntnis einer Versöhnungswahrheit für moderne Denker möglich geworden, einer Wahrheit, die für die Zukunft nothwendig ist — und es schon heute ist und immer mehr wird — damit auch Diejenigen, die nicht mehr Alles, was die Bibel lehrt, zu glauben vermögen, glauben können an die geoffenbarte Wahrheit, daß Gott die Liebe ist und wir Kinder Eines Vaters im Himmel sind, und was von dieser Grundwahrheit der christlichen Religion aus sich weiter ergiebt. Gott will, daß die christliche Kirche zu einem wahrhaft freien und selbständigen Glaubensleben gelange; und was Gott will, sollen Menschen nicht zu hindern suchen.

Die christliche Kirche soll in der Wahrheit bleiben und in der Erkenntnis fortschreiten, Giebt es aber wirkliche Erkenntnis auch auf religiösem Gebiet? Heute, wo gar Mancher

das, was er erkannt hat — oder erkannt zu haben meint — in Widerspruch findet zu dem, was Andere glauben, kann es leicht scheinen, als ob Erkennen und Glauben einander ausschlössen. Gar oft hört man heute so sprechen, als wäre der Weg zur Naturerkenntnis — fortgesetzt durch die Philosophie — auch der Weg zu religiöser Erkenntnis. Erkennen sei mehr als Glauben; wirkliche Erkenntnis sei die naturwissenschaftliche Erkenntnis, und diese lasse sich weiter führen auch zu wirklicher religiöser Erkenntnis. Oder es gebe überhaupt keine wirkliche religiöse Erkenntnis. — Wenn man aber über den einstweiligen Standpunkt des Zweifelns und Leugnens hinaus gekommen sein wird, so wird man wissen, daß es auch auf religiösem Gebiete wirkliche Erkenntnis giebt, und daß religiöse Erkenntnis und Naturerkenntnis wohl ihre Berührungspunkte haben, aber verschiedene Erkenntnisgebiete sind und bleiben. Dann wird man auch wissen, daß zeitgemäße religiöse Erkenntnis und zeitgemäße Naturerkenntnis, soweit es sich hier um wirklich bewiesene Wahrheit handelt, zu einander nicht in Widerspruch stehen; und dann wird man aus den Lehren der Naturwissenschaft auch den rechten Gewinn für die religiöse Erkenntnis zu ziehen vermögen.

Wo man es mit Wahrheiten zu thun hat, die in sinnlichen Wahrnehmungen ihre Bestätigung finden, da braucht man füglich nicht erst zu glauben, was man erkannt hat, und wovon man sich durch sinnliche Wahrnehmungen überzeugen kann. Wo es sich aber um Wahrheiten über das handelt, „das man nicht siehet", ist es anders. Dort erkennt man, hier erkennt und glaubt man. — Freilich kann es hier nicht für das ganze Leben genug sein, einmal erkannt zu haben. Wie bisher die gläubigen Christen immer wieder und wieder ihre Gedanken auf das Ewige richteten, so werden es auch künftig die gläubigen Christen thun müssen; und ein Leben ohne Kampf wird auch das Glaubensleben der künftigen Christen nicht sein. Auch sie werden dafür sorgen müssen, daß sie im Glauben bleiben und nicht bei ihrer menschlichen Schwachheit sich durch Zweifel vom Glauben abbringen lassen. Es wird aber möglich sein, im Glauben zu bleiben, wenn man die Dreieinigkeit der Seele erkannt hat; und man wird nicht viel Zeit gebrauchen, um sich die einmal erkannte Wahrheit wieder zu vergegenwärtigen, auf die es hier ankommt, und die sich kurz so zusammenfassen läßt: Die Seele ist dreieinig, Gott ist dreieinig. Wir sind der Seele nach Kinder eines Vaters im Himmel. Die Menschenseele kommt aus der Ewigkeit, da sie von und aus der Gottheit hervorgegangen ist; sie geht durch die Zeitlichkeit, und sie kehrt zurück in die Ewigkeit als Kind Gottes. Wir sind in der Zeit-

lichkeit, um vollkommen zu werden in der Liebe, wie der Vater im Himmel vollkommen ist.

Es kommt nicht darauf an, wieviel man glaubt, sondern was man glaubt, und daß man wahrhaft überzeugt ist. Die Grundwahrheit der christlichen Religion ist viel einfacher als das, was man heute unter „Grundwahrheiten der christlichen Religion" versteht. Im Mannesalter der christlichen Kirche wird man keine langen Glaubensbekenntnisse haben; aber man wird vollkommener und allgemeiner sein Christenthum beweisen in treuer Erfüllung seiner Pflichten, in einem thätigen Leben in wahrer Liebe.

Erst in zeitgemäßer religiöser Erkenntnis wird man sich der Grenzen menschlicher Erkenntnis klar bewußt. Man muß sich dieser Grenzen klar bewußt werden und innerhalb dieser Grenzen immer noch tiefer in die Erkenntnis einzudringen suchen, aber nicht darüber hinaus streben. Thut man dies, so führen die sonst berechtigten Grundsätze menschlichen Forschens auf Irrwege. So führt die Philosophie auf den Irrweg des Pantheismus, indem sie Gott und Welt zu einer allerhöchsten Einheit verbindet. Das Allerhöchste ist nicht sowohl eine Einheit — da sein Wesen die Liebe ist, von aller Ewigkeit her waltende Liebe — als vielmehr eine Dreieinigkeit; und das Höchste nächst ihm sind ebenfalls Dreieinigkeiten als Kinder Gottes.

Die bisherige Forschungsweise auf religiösem Gebiet ist eine veraltete, die wohl zu noch weiterer theologischer Gelehrsamkeit führen kann, aber nicht zu einem weiteren Fortschritt der christlichen Kirche in religiöser Erkenntnis. Es giebt auch eine geistige Bewegung, die kein Fortschritt ist. In der religiösen Erkenntnis weiter fortzuschreiten, ist nicht möglich ohne die Wahrheit der Dreieinigkeit der Seele.

Wer heute der kirchlichen Lehre aus Ueberzeugung zuzustimmen vermag, ist vielleicht morgen ein Zweifler, und wer heute ein Zweifler ist, thut vielleicht schon morgen den Schritt vorwärts zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis. Nun kann man zwar, wie einerseits noch zu jung, so andererseits schon zu alt sein, um den neuen Weg einzuschlagen, der zu der religiösen Erkenntnis eines — Erwachsenen des Mannesalters der christlichen Kirche führt. Wer aber nicht noch zu jung oder schon zu alt dazu ist und nicht auf die ihm als Erwachsenen zustehende Freiheit und Selbständigkeit verzichten will, kann schon jetzt zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis gelangen. Weshalb denn hiermit zögern? Morgen ist es vielleicht zu spät; und es ist nicht gleichgültig, mit welchen religiösen Ueberzeugungen wir aus diesem Leben scheiden.

Fünfzehntes Kapitel.

Noch etwas über die Dreieinigkeit der Seele.

„Zur Erkenntnis einer Trinität der menschlichen Seele ist man schon in der vorchristlichen Zeit gekommen." So hat mir ein hervorragender Gelehrter geschrieben, und er meinte vielleicht, damit dargethan zu haben, daß ich nichts Neues gesagt habe, und daß der Begriff der Dreieinigkeit der Seele — wie er schreibt — „mehr psychologischen als religiösen Werth hat." So könnte noch mancher Gelehrte denken und durch seine Autorität auch Andere gegen das von mir Gesagte einnehmen. Deshalb will ich hier dem, was ich über die Versöhnungswahrheit der Dreieinigkeit der Seele bereits gesagt habe, noch einige Worte hinzufügen.

Die seelische Dreieinigkeit, von welcher ich gesprochen habe, ist etwas Anderes als jede Dreiheit, die man hierin oder darin finden und als „Dreieinigkeit" bezeichnen mag. Was die seelische Dreieinigkeit von jeder unserer Beobachtung und Erkenntnis zugänglichen Dreiheit unterscheidet, ist zunächst die Art und Weise, wie die drei „Thätigkeitsformen" auf einander wirken und sich gegenseitig durchdringen. Obschon das Denken und Erkennen Sache des Geistes ist und bleibt, so scheint es doch oft, als könnte auch das „Herz" denken, und oft genug hört man das auch aussprechen; und es ist durchaus begreiflich, wenn Mancher sagt, die religiösen Wahrheiten erkenne er mit seinem Gemüth, wie andere Wahrheiten mit seinem Verstande. Das Gemüth kann auf den Geist so wirken und ihn so durchdringen, daß die beiderseitige Thätigkeit eine einzige zu werden, daß das Gemüth zu denken und zu erkennen scheint. In solcher Weise wirken die drei Thätigkeitsformen fort und fort auf einander und durchdringen einander fort und fort, und doch sind und bleiben es drei verschiedene Thätigkeitsformen. — Das

Denken ist die Thätigkeit eines nicht sinnlich Wahrnehmbaren und daher auch nicht — wie das sinnlich Wahrnehmbare — Begreiflichen, das in seiner Verbindung mit dem Leibe von diesem beziehungsweise so abhängig ist, daß bei einseitiger Betrachtung — indem man nur die Abhängigkeit der Seele ins Auge faßt, nicht auch die Freiheit derselben in ihrem Thun und ihre Herrschaft über den Leib und die übrige Außenwelt — es wohl so scheinen muß, als wären die Begriffe, Bilder und Gefühle, in denen die Seele thätig ist, nichts weiter als Thätigkeitsprodukte organisirter Materie und als solche hinreichend erklärt. So kann man völlig verkennen, was die Seele in Wahrheit ist. Die Seele ist ein Uebersinnliches, dessen Verbindung mit der Schöpfung Gottes wir allerdings ebenso wenig begreifen, als wir die Seele selbst zu begreifen vermögen. — Es sind nicht drei Seelen, sondern eine Seele; aber die eine Seele schließt eine Dreiheit in sich, deren Thätigkeit wir als Thätigkeit des Geistes, der Phantasie und des Gemüths von einander unterscheiden. Zu begreifen ist diese Dreieinigkeit so wenig wie die Dreieinigkeit Gottes, aber sie läßt sich aus dem zeitlichen Verhalten der Seele erkennen. — Der dreieinigen Seele nun sind auch der Wille, die Vernunft, das Gedächtnis eigen, und was sonst die Psychologie als Vermögen der Seele nennt. So auch das Wahrnehmungsvermögen. Nicht bloß der Geist ist es, sondern auch die Phantasie und das Gemüth, die dreieinige Seele ist es, die durch Vermittelung der Sinnesorgane sich der Außenwelt zuwendet. Die Seele nimmt wahr, nicht der Leib; und alle drei Faktoren seelischer Thätigkeit sind daran betheiligt. Der Naturkundige sieht Manches, was der Unkundige nicht sieht, auch wenn das leibliche Sinnesorgan bei Beiden völlig gleich ist — da dort der denkende Geist seine Aufmerksamkeit auf etwas richtet, das hier unbeachtet bleibt. Nicht im Leiblichen liegt hier also der Unterschied, sondern im Seelischen, in etwas, das neben dem Leibe da ist, dem der Leib als Mittel und Werkzeug dient. Die Seele bedarf der Sinneswerkzeuge, um wahrzunehmen; aber erst dadurch, daß sich die Seele dem Wahrzunehmenden zuwendet, kommt es zur Wahrnehmung. — Der Künstler schaut die Welt anders, da bei seinem Schauen die Phantasie in anderer Weise betheiligt ist als bei dem nicht künstlerisch Beanlagten. Und die von wahrer Liebe erfüllte Seele nimmt Manches wahr, das ihr sonst entgehen würde. — Begreifen können wir die Dreieinigkeit der Seele nicht. Vielmehr wird sie uns um so wunderbarer und unbegreiflicher, je klarer wir sie erkennen. So ist es für uns mit dem Ewigen überhaupt. Begreifen können wir die Dreieinigkeit der Seele nicht, aber wir vermögen sie zu erkennen.

Man spricht gewöhnlich nur von Geist und Gemüth, nicht von Geist, Phantasie und Gemüth; und man wird auch künftig nur von Geist und Gemüth zu sprechen brauchen, wo man nicht die Phantasie als Hauptfaktor seelischer Thätigkeit noch ausdrücklich erwähnen will. Als mitwirkender Faktor ist sie in Betracht gekommen, auch wenn man nur von Geist und Gemüth spricht. Denn zwar ist es der Geist, welcher denkt und denkend versteht; aber mit Recht unterscheidet man als „Momente des Denkens" Verstand und Einbildungskraft. Es liegt im Wesen der seelischen Dreieinigkeit, daß die Thätigkeit des Einen erst durch die Mitwirkung des Anderen möglich wird, daß das Eine immer des Anderen bedarf. — Der Geist ist niemals thätig, daß nicht zugleich auch Phantasie und Gemüth thätig wären, wie auch die Phantasie nie thätig ist ohne gleichzeitige Thätigkeit des Geistes und des Gemüths, das Gemüth nie ohne gleichzeitige Thätigkeit des Geistes und der Phantasie.

Niemals ist nur das eine oder das andere der drei Was thätig, die in ihrer Einheit die Seele sind, sondern immer alle drei. So auch im Traume. Der Traum ist nicht bloß ein Spiel der Phantasie, wie man sagt. Er ist ein Spiel des Geistes, der Phantasie und des Gemüths. Unsern Traumgebilden zur Seite sind unsere Gedanken und unsere Gefühle während des Traumes. So ist es, und so ist es immer, da Geist, Phantasie und Gemüth nicht bloß eine Dreiheit sind, sondern eine Dreieinigkeit.

Die Innenwelt ist eine Welt. Aber diese eine Innenwelt schließt eine dreifache — nämlich der Begriffe, der Bilder und der Gefühle — in sich. Der Geist schafft die Begriffe, die Phantasie die Bilder, das Gemüth die Gefühle. Es gäbe die Innenwelt freilich nicht ohne den — dem Geiste, der Phantasie und dem Gemüth gemeinsamen — Thätigkeitstrieb, ohne den Willen der dreieinigen Seele, und ohne das Gedächtnis und Erinnerungsvermögen derselben, welches gleichsam der Mörtel ist bei dem Bau der Innenwelt. Es gäbe die Innenwelt auch nicht ohne das Vermögen der dreieinigen Seele, durch Vermittelung der Sinnesorgane sich der Außenwelt zuzuwenden, ohne das Wahrnehmungsvermögen; und es gäbe keine sich auf das Ewige beziehenden Begriffe, Bilder und Gefühle ohne die der Menschenseele als einem Ewigkeitswesen eigene Vernunft. Wille und Gedächtnis, Wahrnehmungsvermögen und Vernunft stehen zu Geist, Phantasie und Gemüth in keinem koordinirten Verhältnis. Mit andern Worten: die Dreiheit Geist, Phantasie und Gemüth läßt sich nicht durch den Willen, das Gedächtnis u. s. w. zu einer Vierheit, Fünfheit u. s. f. erweitern. Ebenso wenig, als sie sich

zu einer Zweiheit oder Einheit vermindern läßt. Wenn man nur von Geist und Gemüth spricht, so ist dabei die Phantasie als Hauptfaktor seelischer Thätigkeit außer Acht gelassen; und wenn von der einen Seele die Rede ist, so ist das keine Verminderung zu einer Einheit, da in der Einheit die Dreiheit bleibt. Wille und Gedächtnis, Wahrnehmungsvermögen und Vernunft sind gemeinsame Vermögen derselben drei Was, die — oder deren Thätigkeit — wir Geist, Phantasie und Gemüth nennen; und was uns durch den Willen und das Gedächtnis, durch das Wahrnehmungsvermögen und die Vernunft möglich ist, ist nicht etwas neben und außer, sondern mit und in dem, was Geist, Phantasie und Gemüth wirken. — Die Innenwelt ist kein starrer, lebloser Bau; ebenso wenig als die Außenwelt. Die dreieinige Seele erschafft die Innenwelt, und sie erhält und belebt diese ihre Schöpfung; aber die zeitliche Thätigkeit, aus welcher die Innenwelt hervorgeht, ist für die Seele von bleibender Bedeutung, da in dieser Thätigkeit die Seele den Weg zu Gott findet. Wenn im Tode des Menschen Bewußtsein erlischt, lebt die Seele in einem neuen, höheren Bewußtsein fort und kommt zu Gott.

Wir können das „etwas in uns", das wir „Seele" nennen, nicht begreifen wie das sinnlich Wahrnehmbare außer uns. Doch vermögen wir zu erkennen, daß wohl die zeitliche seelische Thätigkeit durch den Leib bedingt ist, aber nicht die Existenz der Seele selbst. Wir vermögen zu erkennen, daß die Seele ein Kind Gottes ist. Ein „Kind" Gottes — das ist besser, als wenn man von einer „Emanation" der Gottheit spricht. Wir müssen uns als Kinder Gottes erkennen, um Gott als unsern Vater lieben zu können; und wir müssen erkennen, daß wir Alle Kiuder desselben himmlischen Vaters sind, um alle Mitmenschen lieben zu können. Wir müssen die Liebe Gottes und unsere Gotteskindschaft vollkommener erkennen, damit wir Gott und die Mitmenschen vollkommener lieben als bisher.

Uebrigens möchte ich noch ein Wort über die Phantasie sagen. Man thut ihr oft Unrecht, indem man von ihr oft so redet, als hätte sie es immer nur mit dem Unwahren zu thun; oft auch so, als wäre sie die alleinige Quelle aller bösen Thaten. Die Phantasie kann es mit dem Unwahren zu thun haben, nicht minder aber mit dem Wahren; und wenn wir auch oft in sündlichen Bildern, welche die Phantasie gestaltet, den Ausgangspunkt zu sündlichen Handlungen zu sehen haben, so doch nicht minder in sündlichen Gedanken und in sündlichen Gefühlen. Es zeugt von einer falschen Auffassung vom Wesen der Phantasie, wenn man diese überall zum Sündenbock machen will. Es zeugt auch von einer falschen Auffassung, wenn man dem Geiste gegenüber

die Phantasie als minderwerthig hinstellt. Man kann zwischen Geist und Phantasie keinen Rangunterschied machen. Beide ergänzen einander und sind auch für das zeitliche Leben von gleicher Wichtigkeit. Man redet häufig auch so, als wäre Phantasie nicht jedem Menschen eigen. Es ist aber mit der Phantasie nicht anders als mit dem Geist und dem Gemüth. Wie hinsichtlich des Geistes und des Gemüths wir Menschen gar verschieden sind, so auch hinsichtlich der Phantasie. Jeder Mensch aber besitzt, wie Geist und Gemüth, so auch Phantasie. Sie ist überall thätig, wo die Seele überhaupt thätig ist.

Die Dreieinigkeit der Seele ist etwas Anderes als irgend welche Dreiheit in dieser ganzen Welt. Wenn man aber schon in der vorchristlichen Zeit „zur Erkenntnis einer Trinität" der menschlichen Seele gekommen ist — wie viele solcher Trinitäten sollten sich denn wohl überhaupt erkennen lassen? Es giebt nur eine, und es läßt sich also auch nur eine erkennen, und das ist die, von welcher ich gesprochen habe.

Die Dreieinigkeit der Seele ist eine Wahrheit, eine neue Wahrheit. Augustinus aber ist dieser Wahrheit bereits nahe gekommen, da er seine trinitas humana in unserm Sein, unserm Denken und der Liebe zu unserm Sein und Denken fand. Er hat geahnt, was heute sich beweisen läßt, was man heute klar zu erkennen vermag, wenn man selbständig genug ist, um zu seiner Beobachtung das rechte Vertrauen zu haben, wenn man nicht auf das Urtheil dieser oder jener Autorität oder auf Ueberlieferung mehr giebt als auf das, was eigene Beobachtung und Erfahrung lehrt. Die psychologische Forschung, soweit sie sich ebenso, wie die moderne naturwissenschaftliche Forschung, auf Beobachtung, Erfahrung und Experiment gründet, führt ebenso sicher zu einer Erkenntnis, nur daß das Objekt wie der Beobachtung, der Erfahrung und des Experiments, so auch der Erkenntnis hier und da ein verschiedenes ist und man daher da, wo es sich um die Seele handelt — als das, was sie wirklich ist, als ein Uebersinnliches — auf sinnliches Wahrnehmen verzichten muß. — Ja freilich, giebt es auch psychologische Experimente, indem man z. B. ein Buch zur Hand nimmt und liest, indem man Musik hört u. s. w. und sich also Gelegenheit verschafft, das eigene Seelenleben zu beobachten und sich durch eigene Beobachtung von der Wahrheit der Dreieinigkeit der Seele zu überzeugen. Ob es sich um die Außenwelt handelt oder um die eigene Innenwelt, macht in Bezug auf die Zuverlässigkeit der Forschungsergebnisse keinen Unterschied, wofern die Forschungsweise dieselbe ist.

Sechzehntes Kapitel.

Außenwelt und Innenwelt. Mensch und Seele.

Nicht durch die Forschungen über die Außenwelt, über den Menschenleib und die übrige Außenwelt, sondern durch die Forschungen über die Innenwelt auf dem Grunde psychologischer Selbstbeobachtung ist es möglich geworden, zu einer Erkenntnis zu gelangen, welche den modernen Zweifler mit den Wahrheiten der christlichen Religion zu versöhnen vermag. Nun kommt es heute aber vor, daß die Möglichkeit solcher Selbstbeobachtung und damit auch die Möglichkeit, durch sie zu wirklicher Erkenntnis zu gelangen, bestritten wird, da — die Seele erst aus sich selbst heraus müßte, um sich selbst beobachten zu können. Das wäre zutreffend, wenn — die Seele von derselben Beschaffenheit wäre wie die uns umgebende, sinnlich wahrnehmbare Außenwelt. — Man will eben nur die von sinnlichen Wahrnehmungen ausgehende Forschung über die Außenwelt gelten lassen, nur diese Forschung soll zu wirklicher Erkenntnis führen; und daher bestreitet man etwas, das doch eine Jedermann bekannte Thatsache ist. Wem wäre denn die Thatsache, daß Denken und Lieben zwei verschiedene Arten seelischer Thätigkeit sind, nicht bekannt? Diese Thatsache ist uns bekannt durch unmittelbare, auf Beobachtung unseres Innenlebens beruhende Erfahrung. Solche Selbstbeobachtung ist Thatsache wie die Verschiedenheit des Denkens und Liebens. Wer aber diese Verschiedenheit erkannt hat, der hat bereits den ersten Schritt gethan zu der Erkenntnis, welche den modernen Zweifler mit den Wahrheiten der christlichen Religion zu versöhnen vermag, zu der Erkenntnis der Dreieinigkeit der Seele; und wer den ersten Schritt dazu gethan hat, dem werden auch die weiteren Schritte möglich sein, wenn er ohne Voreingenommenheit die Wahrheit sucht.

Daß uns solche, zu wirklicher Erkenntnis führende Selbstbeobachtung möglich ist, beruht auf der Doppelheit unseres Wesens. Wir sind Mensch als Zeitlichkeitswesen, Seele als Ewigkeitswesen. Der Mensch ist der durch die Seele belebte Leib in Verbindung mit der zeitlichen, vorübergehenden Thätigkeit der Seele und der aus dieser Thätigkeit hervorgegangenen Innenwelt. Die Seele kann nun sowohl den Leib und die übrige Außenwelt, die Schöpfung Gottes, als auch die Innenwelt, ihre eigene Schöpfung, zum Gegenstand ihrer Betrachtung machen; und sie kann durch Betrachtung dieser Innenwelt die Dreieinigkeit des Schöpfers, also ihre eigene Dreieinigkeit erkennen. — Im Jenseits wird es solche Selbstbeobachtung nicht geben, da wir dort nicht die Doppelwesen sein werden, die wir hier sind. Die Welt ist nicht das Sich-selbst-denken Gottes, wie man gemeint hat. Gott denkt so wenig sich selbst, als er sich selbst liebt; und auch wir werden in der Ewigkeit so wenig uns selbst denken, als wir uns selbst lieben werden. Wir werden unsere Beseligung — denkend, schauend, liebend — ganz in dem finden, was außer uns ist und wird.

Es ist möglich, durch Betrachtung des eigenen Innenlebens die Dreieinigkeit der Seele zu erkennen; und es ist nicht wahr, daß der Begriff der Dreieinigkeit der Seele „mehr psychologischen als religiösen Werth hat." Um hierüber zutreffend urtheilen zu können, muß man erst die Dreieinigkeit der Seele wirklich erkannt haben und von dieser Erkenntnis aus weiter gelangt sein zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis. Dann erst weiß man, von welcher Bedeutung die Erkenntnis der Dreieinigkeit der Seele für die religiöse Erkenntnis und für unser ganzes Leben ist.

Siebzehntes Kapitel.

An die Gläubigen und an die Nichtgläubigen unserer Zeit.

Gewohnheit ist eine große Macht auch in religiösen Dingen. Schon deshalb kann es für die heutigen, an der überlieferten kirchlichen Lehre festhaltenden Gläubigen wohl nicht leicht sein, den Schritt vorwärts zu thun zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis, auch wenn sie das wollen. Um aber den Schritt vorwärts thun zu können, muß man erst ein Zweifler werden; und wenn hier jeder Zweifel als Sünde und das unbedingte Festhalten an dem Ueberlieferten als Pflicht erscheint, so will man auch nicht den Schritt vorwärts thun. Es ist nun gewiß recht und gut, an dem Ueberlieferten festzuhalten, wenn nichts Besseres an seine Stelle gesetzt werden kann; und die durch Jesum Christum geoffenbarte Wahrheit ist das Beste, was es für uns giebt, und es ist ewige Wahrheit. Deshalb ist es recht und gut, an dieser Wahrheit festzuhalten. — Von dieser Wahrheit jedoch zu unterscheiden ist ihre Auffassung, wie sie in der überlieferten kirchlichen Lehre ausgesprochen ist. Wir Menschen können diese Wahrheit immer nur menschlich auffassen, und Alles, was menschlich ist, ist veränderlich. Wie unser Leib in einer steten Wandlung begriffen ist, so auch unsere Innenwelt, und zu dieser Innenwelt gehören auch unsere religiösen Begriffe, Bilder und Gefühle, die nicht unverändert dieselben bleiben, in deren Vervollkommnung unsere religiöse Entwickelung besteht. Dem entsprechend giebt es auch eine Entwickelung, einen Fortschritt der christlichen Kirche; und je mehr der einzelne Christ an dem Fortschritt der christlichen Kirche Theil nimmt, um so besser ist es für ihn und für Andere. Es ist gut, wenn man in dem alten jüdischen und bisherigen christlichen Sinne ein rechter „Knecht Gottes" ist; es ist aber

besser, wenn man in rein christlichem Sinne, in zeitgemäßer Auffassung der geoffenbarten Wahrheit, sich der Seele nach als „Kind Gottes“ weiß, sich und jeden Menschen.

Ist es gerecht, wenn man von jemandem etwas verlangt, das ihm schlechterdings unmöglich ist, und ihn straft, weil — es ihm schlechterdings unmöglich ist? Können wir ohne Sünde sein? Und wenn wir es nicht können, ist es göttliche Gerechtigkeit, das zu strafen, das mit ewiger, endloser Höllenqual zu strafen? Ist das göttliche Gerechtigkeit? Wie milde erscheint da der erbarmungsloseste menschliche Richter! Kann denn solche „Gerechtigkeit“ einem Gotte eigen sein, dessen Wesen die Liebe ist? — Was die Theologie auf solche Fragen zu antworten weiß, kann die auch in religiösen Dingen klaren und selbständigen Denker nicht mehr befriedigen.

Auch die heutigen Gläubigen werden, wenn sie sich solche Fragen vorlegen und eine klare Antwort darauf verlangen, wohl nicht länger befriedigt werden durch das, was die Theologie darauf zu antworten weiß. Man muß sich nur nicht den sonst klaren Kopf unklar machen lassen und dann die Unklarheit für ein tieferes Erfassen halten, durch welches der Widerspruch zwischen unendlicher Liebe und einer zu ewiger Höllenqual verdammenden Gerechtigkeit aufgehoben würde. — Wenn dieser Widerspruch bisher nicht klar und dauernd erkannt wurde, so beruhte das auf der bisherigen, noch minder klaren und minder selbständigen religiösen Auffassungsweise. Daß die christliche Religionslehre streng nach den Gesetzen der Logik aufgebaut ist, läßt sich wohl nicht bestreiten; aber es liegen ihr unklare und unwahre Begriffe zu Grunde. Ein solcher Begriff ist auch der aus dem alten Testamente hinübergenommene Begriff der göttlichen Gerechtigkeit. Solche „Gerechtigkeit“ giebt es bei Gott nicht. Gottes Gerechtigkeit kann nur für das Strafe verhängen, wofür wir Strafe verdienen; und auch seine Strafen gehen aus seiner Liebe hervor und haben einen guten Zweck, da es erziehliche Strafen sind, Strafen zu unserer Besserung. Will es uns bisweilen anders scheinen, so müssen wir bedenken, daß nicht Alles, was man eine Strafe Gottes nennen mag, es auch wirklich ist, und daß alle Leiden dieser Welt nicht werth sind der Herrlichkeit, die dereinst an uns soll offenbar werden. Muß Gott, um uns für diese Herrlichkeit zu erziehen, bisweilen auch die schwersten Leiden über uns kommen lassen, so widerspricht das doch nicht der Liebe Gottes. Keine zeitliche und zu unserer Besserung bestimmte Strafe widerspricht der Liebe Gottes, mag es oft auch so scheinen, wenn wir gar schwer zu leiden haben und die Nothwendigkeit des Leidens nicht begreifen. Ewige und nicht mehr zu unserer Besserung

dienende Strafe aber stände zu der Liebe Gottes, zu seiner Vaterliebe in Widerspruch.

An die Stelle der bisherigen Unklarheit muß moderne Klarheit treten. Dann werden die intellektuellen Zweifel nicht ausbleiben. Auch die heutigen Gläubigen aber brauchen diese Zweifel nicht zu scheuen; denn sie brauchen deshalb auch nicht einen Augenblick aufzuhören, gläubige Christen zu sein, da sie auch nicht einen Augenblick aufzuhören brauchen, an die Liebe Gottes und unsere Gotteskindschaft zu glauben. — Daß Gott die Liebe ist und wir Kinder Eines Vaters im Himmel sind — das nun mag als Grundwahrheit der christlichen Religion Manchem zu wenig scheinen. Aber doch ist dies die höchste Wahrheit, gerade dies die ewige Wahrheit in der Lehre Jesu Christi; und die Verkündigung dieser Wahrheit an die Menschheit war hinlänglicher Grund zur „Menschwerdung Gottes." Die „Menschwerdung Gottes" war nothwendig, da der Menschheit die höchste Wahrheit geoffenbart werden sollte, zu welcher sie aus sich allein nicht zu gelangen vermochte; sie war nothwendig, da auch die zweite Person der Gottheit sich in ihrer Liebe der Menschheit offenbaren mußte, da sonst die Menschheit nicht hätte zur Erkenntnis der Dreieinigkeit Gottes kommen können, aber erst in der Liebe des dreieinigen Gottes sich die Liebe der Gottheit so offenbart, daß sie, erkannt und in uns wirkend, uns zu der Liebe führt, zu der wir gelangen müssen, um der ewigen Gemeinschaft mit Gott theilhaftig zu werden. Freilich war auch der Kreuzestod Jesu Christi nothwendig, da aus der geoffenbarten Wahrheit im Anschluß an die alttestamentliche Lehre zunächst die bisherige kirchliche Lehre hervorgehen mußte, in dieser aber der Kreuzestod Jesu Christi so wesentlich dazu gewirkt hat, Millionen und Abermillionen von Menschen zu Gott zu führen und zu beseligen, sie schon in diesem Leben die Seligkeit des künftigen Lebens ahnen zu lassen. In dem Leben, Leiden und Sterben Jesu Christi werden auch die künftigen Gläubigen die höchste Liebesthat Gottes erkennen. Wie aber die „Menschwerdung Gottes" der Beginn, der Kreuzestod Jesu Christi das Ende des göttlichen Erlösungswerkes war, so bildet den Mittelpunkt desselben die Lehre Jesu Christi, die von Gott durch Jesum Christum geoffenbarte Wahrheit, daß Gott die Liebe ist und wir Kinder Eines Vaters im Himmel sind. — An dieser Wahrheit also brauchen die heutigen Gläubigen auch nicht einen Augenblick zu zweifeln, um den Schritt vorwärts zu thun zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis. Zweifel an der Auffassung dieser Wahrheit aber sind kein Vergehen gegen göttliche Autorität. Nur die Wahrheit, daß Gott die Liebe ist und

wir Kinder Eines Vaters im Himmel sind, beruht auf göttlicher, unfehlbarer Autorität. Unfehlbare menschliche Autorität aber giebt es nicht. Unfehlbar ist allein Gott; und so wenig Gott uns zu Göttern machen kann, so wenig kann der heilige Geist einen Menschen unfehlbar machen. Wohl hat der heilige Geist auf die Apostel mehr zu wirken vermocht als auf Andere, da die Apostel für dieses göttliche Wirken empfänglicher waren als Andere, und sie werden auch den künftigen Gläubigen Autoritäten bleiben, aber nicht unfehlbare. Doch auch nicht mehr Alles, was Jesus Christus gelehrt hat, für ewige Wahrheit zu halten, das kann für die heutigen Gläubigen nicht leicht sein. Indes kann es ihnen auch nicht unmöglich sein, wie sie sonst in Jesu Christo Gott und Mensch unterscheiden, so dies auch in Bezug auf seine Lehre zu thun und also einen Unterschied zu machen zwischen der durch ihn geoffenbarten Wahrheit, daß Gott die Liebe ist und wir Kinder Eines Vaters im Himmel sind, und dem, was er sonst gelehrt hat.

Wollen die heutigen Gläubigen aber nicht den Schritt vorwärts thun zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis, so mögen sie wenigstens nicht Andere daran hindern. Was in Sachen des Glaubens heute den Einen noch möglich ist, ist den Anderen nicht mehr möglich. Wurde der Glaube in das Kindesherz gepflanzt, so kann er wohl in dem Erwachsenen fortdauern und stark genug sein, um nicht durch Schwachheitszweifel vernichtet zu werden; auch war der Gläubige manchen Schwachheitszweifeln vielleicht niemals ausgesetzt, da Noth und Elend, wodurch Andere dem Glauben abtrünnig wurden, ihm vielleicht immer fern blieb, so daß er um so eher im Glauben bleiben konnte. Von intellektuellen Zweifeln aber hielt man sich wohl geflissentlich fern, indem man es vermied, sich mit dem bekannt zu machen, was moderne, auch in religiöser Hinsicht moderne Denker über die kirchliche Lehre gedacht und ausgesprochen haben. Doch auch die Bekanntschaft mit den Gedanken moderner Zweifler und Leugner, auch eigene intellektuelle Zweifel vermochten vielleicht nicht, den Glauben zu zerstören. Konnte man auch nicht mehr Alles glauben, so glaubte man vielleicht doch noch an die Liebe Gottes und unsere Gotteskindschaft und blieb also ein gläubiger Christ. Auch ein Zweifler und Leugner, der einst ein wahrhaft gläubiger Christ war, kann wohl zurückkehren zu dem alten Glauben, indem sein Herz hingezogen wird zu dem, was ihn einst beseligte. Ist nun das alles auch heute noch möglich, so ändert das doch nichts daran, daß die Zeit eine andere wird, die Menschen andere werden. Vor Allem werden der wahrhaft gläubigen Erzieher immer weniger, da das moderne Denken immer mehr auch in

religiöser Hinsicht modernes Denken wird, und daher immer Wenigere noch der heutigen kirchlichen Lehre aus Ueberzeugung zuzustimmen vermögen. Keine Macht der Erde kann dies hindern, und Gott will es nicht hindern, da die Menschheit in der Erkenntnis vollkommener werden soll, damit sie vollkommener werde in der Liebe. Die Menschheit wird fortschreiten zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis; und je eher das geschehen wird, um so besser wird es sein. Man wird sich dann klar bewußt bleiben, daß die Menschen nicht gleich, sondern sehr verschieden sind, wie ihrem Leibe, so auch ihrer Innenwelt nach, und daß, wie diese Verschiedenheit bleiben wird, so auch die Verschiedenheiten in Ansehung des äußeren Besitzes und der Lebensstellung bleiben müssen. Die Erkenntnis der dereinstigen gleichen Herrlichkeit Aller aber, als der Kinder Eines Vaters, wird die künftigen Gläubigen zu einer wahren Brüderlichkeit gelangen lassen, auch gegenüber Andersgläubigen. Durch zeitgemäße Auffassung der geoffenbarten Wahrheit werden die Menschen vollkommener werden in der Liebe zu Gott und zu einander. Deshalb mögen die heutigen Gläubigen, wenn sie selber nicht fortschreiten wollen zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis, vielleicht es auch nicht können — so doch nicht Andere daran zu hindern suchen.

Wird es nun den heutigen Gläubigen nicht leicht sein, ihren Glaubensstandpunkt zu ändern, so wird es auch den heutigen Nichtgläubigen nicht leicht sein, ihren Standpunkt des Leugnens aufzugeben. Die heutigen Nichtgläubigen sind stolz darauf, nicht mehr glauben zu können, da sie darin gegenüber dem alten Standpunkte des Glaubens einen Fortschritt sehen, und sie finden daher in ihrem Leugnen ihre Befriedigung. Daß es aber nur beziehungsweise ein Fortschritt ist, da mit der alten Auffassung der geoffenbarten Wahrheit zugleich diese selbst Gegenstand des Leugnens wurde, das vermögen sie einstweilen nicht zu erkennen. Es solle ja eben an die Stelle des bisherigen Glaubens das Wissen treten, und Wissen sei mehr als Glauben.

Unser Wissen und Können hat seine Grenzen. Wir können nicht „aus eigener Vernunft noch Kraft" zu wahrer religiöser Erkenntnis gelangen. Daß es keinen außerwelttichen, keinen persönlichen Gott gebe — das ist keine religiöse Erkenntnis. Das Leugnen des Daseins eines übersinnlichen und außerweltlichen Gottes ist kein Beweis. Freilich ist die Behauptung des Daseins eines solchen allerhöchsten Wesens ebenfalls kein Beweis. Auch die sogenannten Beweise für das Dasein Gottes sind für den modernen Denker keine Beweise. — Beobachtung und Erfahrung aber führen zur Erkenntnis. Beobachtung der sinnlich wahrnehmbaren Welt kann jedoch nicht zur Erkenntnis

der übersinnlichen Welt führen. Es giebt zwar auch gläubige Naturforscher, wie auch gläubige Philosophen; aber sie sind es nicht dadurch, daß sie Naturforscher oder Philosophen sind, sie haben ihren Glauben nicht der Naturwissenschaft oder der Philosophie zu verdanken. Weder durch die Naturwissenschaft, noch durch die Philosophie können wir zu wahrer religiöser Erkenntnis gelangen. Was hier den ausgezeichnetsten Denkern nicht möglich war, würde auch uns niemals möglich werden. — Wir können aber noch etwas Anderes beobachten als die sinnlich wahrnehmbare Welt, als die Außenwelt, nämlich die eigene Innenwelt, und wir sprechen hier von der Seele Auch die Beobachtung dieser Innenwelt führt zur Erkenntnis. Darauf beruht die Wissenschaft der Psychologie. Was hier dem Einzelnen sonst nicht möglich wäre, das wird ihm möglich mit Hülfe dieser Wissenschaft, wie man, auch wo es sich um die Außenwelt handelt, hier und da erst wissenschaftlicher Belehrung bedarf, um zweckmäßig beobachten zu können. So kann man denn durch Beobachtung seiner Innenwelt, durch unmittelbares inneres Erleben die Dreieinigkeit der Seele erkennen. Man weiß dann, daß die Seele dreieinig ist. — Nun spricht man in der christlichen Kirche von dem dreieinigen Gott. Das führt zunächst zu der Vermuthung, daß die Seele, die nicht sinnlich wahrnehmbar ist, von etwas Anderem stamme, das ebenfalls nicht sinnlich wahrnehmbar ist, von einem allerhöchsten Uebersinnlichen, das wir Gott nennen. Diese Vermuthung wird weiterhin zu der Gewißheit, daß wir Kinder Eines Vaters im Himmel sind; und durch klare und folgerichtige Schlüsse gelangen wir weiter auch zu der Erkenntnis, daß Gott die Liebe ist. Das aber ist die Grundwahrheit der christlichen Religion.

So kann aus einem Leugner ein gläubiger Christ werden. Es ist aber besser, ein gläubiger Christ zu werden, als ein Leugner zu bleiben. Das weiß Jeder, der jemals schon ein wahrhaft gläubiger Christ war. Denkt man klar und selbständig, so kann man ein gläubiger Christ werden; und wenn man die Wahrheit wirklich liebt und sie ohne Voreingenommenheit sucht, wenn man ernstlich nach religiöser Erkenntnis strebt, so wird man ein gläubiger Christ werden. Dann aber wird man wissen, daß es besser ist, ein gläubiger Christ zu sein als ein Leugner. Dann wird man das wissen, auch wenn man es vorher noch nicht wußte.

Man braucht durchaus nicht aufzuhören, ein klarer und selbständiger Denker zu sein; man muß vielmehr das bleiben, will man dahin gelangen, daß man weiß: die Seele ist dreieinig. Ist man aber dahin gelangt, dann kann man nicht die Ver-

muthung von sich weisen, daß wir wirklich Kinder Eines Vaters im Himmel sind. Giebt man so wenigstens die Möglichkeit zu, daß es einen Gott gebe, wie Jesus Christus gelehrt hat, einen Gott, dessen Wesen die Liebe ist, dann — kann man sich nicht kalt von ihm wenden, dann schwindet der Stolz, der sich auch von Gott nicht möchte helfen lassen. So wird man empfänglich für das Wirken des heiligen Geistes und gelangt zum Glauben. Auch dann braucht man nicht aufzuhören, ein klarer Denker zu sein. Man muß vielmehr klar und folgerichtig denken, wie je ein Zweifler und Leugner, um zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis zu gelangen. Und man braucht bei solcher göttlichen Hülfe auch nicht aufzuhören, ein selbständiger Denker zu sein, wie ja auch ein wissenschaftlicher Forscher bei aller Hülfe, die ihm die Wissenschaft bietet, ein wahrhaft selbständiger Denker sein und bleiben kann.

Aus uns allein, ohne jegliche Hülfe, vermöchten wir gar wenig Will man über den heutigen Standpunkt des Glaubens oder den des Zweifelns und Leugnens hinaus gelangen zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis, so muß man zunächst die Hülfe annehmen, welche die Psychologie uns zu bieten vermag; und es ist jedes wirklich vorurtheilsfreien Denkers würdig, ohne Voreingenommenheit das hier über die Dreieinigkeit der Seele Gesagte ernstlich zu prüfen und daraufhin das eigene Seelenleben zu beobachten. Hat man auf diesem Wege die Dreieinigkeit der Seele erkannt, so gelangt man auch zu weiterer Erkenntnis. Nur muß man freilich nicht die sinnliche Wahrnehmbarkeit zum Kriterium der Wahrheit machen. Was bei der Wissenschaft, die sich mit der sinnlich wahrnehmbaren Welt befaßt, völlig berechtigt ist, wäre es hier ganz und gar nicht. Und sodann müssen wir auch nicht von uns verlangen, daß wir, wo es sich um religiöse Wahrheit handelt, zu jeder Zeit wieder erkennen, was wir einmal erkannt haben. Auch wo es sich um andere Wahrheit handelt, ist es uns nicht möglich, zu jeder Zeit gleich klar und folgerichtig zu denken; und wenn wir dem Ewigen näher treten wollen, müssen wir uns mit unsern Gedanken zurückziehen aus der Welt des sinnlich Wahrnehmbaren. So ist es immer gewesen, und so wird es immer bleiben. Wir werden aber, was wir einmal erkannt haben, zu glauben vermögen.

Achtzehntes Kapitel.

Autorität und die Grenze ihrer Berechtigung auf religiösem Gebiet.

Da ich keine Autorität bin, heute aber noch gar Viele von dem Urtheil der Autoritäten zu abhängig sind, um selber prüfen zu wollen und zu können, wo es sich um etwas Neues handelt, über das die Autoritäten noch nicht ihr Urtheil abgegeben haben, so bin ich bemüht gewesen, Autoritäten für mich zu gewinnen, damit dieselben mit ihrem Ansehen für das von mir Gesagte einträten. Mein Bemühen war bisher vergeblich. Daraus kann ich den verschiedenen Autoritäten, an die ich mich gewandt, um so weniger einen Vorwurf machen, je weiter meine Bemühungen um ihren Beistand zurückliegen, da um so weniger mir selbst schon klar war, was ich doch Anderen klar machen, wovon ich Andere überzeugen wollte. Aber ich habe bei diesen meinen Bemühungen Erfahrungen gemacht, nach welchen es scheint, als wäre in den Kreisen der Autoritäten Mancher der Meinung, daß nur Autoritäten im Stande seien, zu beurtheilen, was wahr sei oder nicht, und daß nur ihnen es möglich sei, etwas Neues zu finden und dadurch die Erkenntnis der Wahrheit zu fördern.

Ein Universitäts-Professor und Geheimer Rath, an den ich mich dreimal gewandt, weil mir viel darum zu thun war, gerade seinen Beistand zu gewinnen, da er als ein angesehener Vertreter der Wissenschaft einen weit reichenden Einfluß besitzt, hat mich keiner Antwort gewürdigt, aber bald darauf in einer öffentlichen Rede von der „Anmaßung des Schulmeisters" und von „unberufenen Weltverbesserern" gesprochen. Da ich nun wohl annehmen darf, daß diese Aeußerungen, obschon allgemein gehalten, doch besonders mir gegolten haben, so muß ich im Interesse der Wahrheit den Vorurtheilen, die diesen Aeußerungen zu Grunde liegen, entgegentreten und will im Anschluß daran Einiges über Autorität sagen, über die Berechtigung derselben und über die Grenze der Berechtigung auf religiösem Gebiet.

Wie es scheint, hat es den betreffenden Gelehrten verdrossen, daß ich nicht ihm die Entscheidung überlassen habe, ob das, was ich gesagt, Wahrheit sei oder nicht, zunächst: ob die Seele dreieinig sei oder nicht. Es ist aber nicht Anmaßung, wenn man da selber urtheilt und entscheidet, wo man selber urtheilen und entscheiden kann; und wenn ich dem Besuche von Universitäten nichts weiter zu verdanken habe als wahre Selbständigkeit auf religiösem Gebiet, so ist mir das — obschon ich Gelehrsamkeit nicht gering achte — doch noch lieber als alle Gelehrsamkeit, die ich unter günstigen Umständen mir hätte erwerben können. Damit will ich aber nicht gesagt haben, daß ich den Besuch von Universitäten für nöthig halte, um zu wahrer Selbständigkeit zu gelangen, insbesondere zu wahrer Selbständigkeit auf religiösem Gebiet, welche heute Viele besitzen, die keine Universität besucht haben, während sie gar Manchem fehlt, der sich akademischer Bildung rühmen kann. — Was nun aber die „Weltverbesserer" anbetrifft, so ist Gott selbst der eigentliche und im letzten Grunde alleinige Weltverbesserer, da er dafür sorgt, daß die Menschheit immer besser wird und es in der Welt immer besser wird; und die der Besserung der Menschheit am allermeisten dienende Wahrheit ist und bleibt die Wahrheit, die uns durch Jesum Christum geoffenbart ist. Doch wir Menschen müssen auch etwas dazu thun, daß es in der Welt immer besser wird; wir haben unsern eigenen Willen, und wir müssen selber wollen. Jeder muß sein Streben zunächst darauf richten, daß er selber besser werde; dann aber auch darauf, daß es auch Andere werden. Jeder muß, was er nur immer kann, dazu thun, daß es in der Welt immer besser wird; und es kann Jeder etwas dazu thun. Nicht nur Universitäts-Professoren und Geheime Räthe, nicht bloß Autoritäten sind berufen, mitzuwirken zur „Weltverbesserung", sondern Jeder, also auch die Schulmeister.

Autoritäten wird es immer geben müssen, sowohl lehrende, als auch herrschende, gebietende, oder was sonst für Autoritäten man unterscheiden mag. Nichts aber in diesem Leben ist unveränderlich, auch nicht die Autorität und die Ansprüche, die sie erheben darf. Alles in dieser Welt hat seine Grenzen, so auch die Autorität und ihre Berechtigung; und die Grenzen der Berechtigung können nicht dieselben bleiben, insbesondere auf religiösem Gebiet. Hier müssen die lehrenden Autoritäten jetzt endlich aufhören, zugleich auch gebietende, regierende zu sein. Ein Kirchenregiment, wie es heute noch meistens ausgeübt wird, ist unserer Zeit nicht mehr angemessen; die Freiheit, die seitens der „Kirche" — besser: der Geistlichkeit — und seitens des Staates — unter Beeinflussung durch die Geistlichkeit — in

religiösen Dingen zugestanden wird, ist noch nicht die Freiheit des Mannesalters der christlichen Kirche. — Außer der äußeren Freiheit der Christen aber muß auch ihre innere Freiheit größer werden, sie müssen in ihren religiösen Ueberzeugungen sich weniger als bisher durch Autorität bestimmen lassen, sich nicht mehr ihr sklavisch unterordnen; und sie müssen die verschiedenen Autoritäten auch besser von einander unterscheiden. Heute ist es noch so, daß ein hervorragender Naturforscher, ein großer Staatsmann, ein berühmter Feldherr, oder auf welchem Gebiete sonst Jemand mit Recht als Autorität gelten darf, Vielen zugleich auch auf religiösem Gebiete als Autorität gilt, als ob mit naturwissenschaftlicher, staatsmännischer, strategischer oder sonstiger Tüchtigkeit auch ein hoher Grad von religiöser Erkenntnis verbunden sein müßte. Ja, die Abhängigkeit von Autorität in religiösen Fragen ist heute noch zu groß, nicht nur bei Gläubigen, sondern auch bei Zweiflern und Leugnern. Während der Eine der Autorität gläubiger Geistlichen unbedingt folgt, folgt in gleicher Weise der Andere der Autorität etwa eines nichtgläubigen Naturforschers, dessen Urtheil auch in religiösen Fragen wie ein untrügliches ansehend. Das ist zum großen Theil eine Folge der heutigen Jugenderziehung. Wissen ist Macht, meint man, und man erstrebt daher ein möglichst ausgedehntes Wissen. Man bedenkt aber zu wenig, daß noch wichtiger als Wissen wahre Bildung ist, die Entwickelung der seelischen Anlagen zu rechtem Können, und die Erziehung zu wahrer Selbständigkeit. Insbesondere aber in Ansehung der Religion fehlt es noch zu sehr an Erziehung zu wahrer Selbständigkeit.

Wo es sich um etwas für uns Wichtiges handelt und wir uns selber helfen können, da ist es gut, nicht erst auf Andere zu warten. Es giebt nun aber für uns nichts Wichtigeres und Besseres, als an die durch Jesum Christum geoffenbarte Wahrheit zu glauben und sie recht aufzufassen. Die alte Auffassung dieser Wahrheit hat sich überlebt, und wir müssen zu einer neuen Auffassung derselben gelangen. Damit werden manche Autoritäten nicht einverstanden sein; aber wir dürfen uns dadurch nicht hindern lassen. Wollten wir warten, bis die Autoritäten damit einverstanden sind, daß wir in unserer religiösen Erkenntnis den zu unserm Wohle nöthigen Schritt vorwärts thun, so könnte das zu lange dauern, und wir hätten davon den größten Schaden. Wie in früheren Zeiten öfters die Autoritäten — kirchliche und staatliche und wissenschaftliche — sich gegen den religiösen Fortschritt verbanden, wenn auch in der Meinung und guten Absicht, Irrlehre und Verderben abzuwehren, so könnte das auch heute geschehen, und die Autoritäten würden dann bei aller wohlge-

meinten Fürsorge für die Kirche und den Staat, für die Mitmenschen, wieder das Gegentheil von dem bewirken, was sie erstreben: sie würden die wahren Interessen der Kirche und des Staates, die wahren und höchsten Interessen der Mitmenschen wieder aufs schwerste schädigen. Das müssen wir bedenken, und wir dürfen unsere religiösen Interessen nicht hinter anderen zurückstehen lassen, dürfen nicht aus irgend welchen Rücksichten unterlassen, selber nach zeitgemäßer religiöser Erkenntnis zu streben und nach Möglichkeit auch Anderen dazu behülflich zu sein. Wir wollen den lehrenden Autoritäten glauben, soweit wir es können; und wir wollen den gebietenden Autoritäten folgen und uns ihnen unterordnen, wo es unsere Pflicht ist. In Glaubenssachen aber hat kein Mensch das Recht, uns zu gebieten; und wir brauchen uns daher von keinem Menschen vorschreiben zu lassen, was wir glauben sollen und was nicht, und wie wir das zu Glaubende auffassen sollen und wie nicht.

Dem wirklich selbständigen Denker geziemt es, vorurtheilsfrei zu prüfen. Zwar liegt es nahe, wenn etwas Neues gesagt worden ist, zuerst zu fragen, wer es gesagt habe; und wir sind bereitwilliger, das Neue zu glauben, wenn eine Autorität es gesagt hat. War es aber keine Autorität, und handelt es sich um etwas Wichtiges, so müssen wir die Person von der Sache zu trennen wissen und bedenken, daß, wie die Geschichte lehrt, durchaus nicht immer Autoritäten es waren, die neue Wahrheiten aussprachen. Wir müssen dann — nicht minder, als wären es Worte einer anerkanntesten Autorität — das Gesagte selber prüfen. — Hätte Gott es gewollt, so hätte eine Autorität zuerst gesagt, was hier über die Dreieinigkeit der Seele und weiter gesagt ist. Gott wählt seine Werkzeuge nach seinem Ermessen und nicht nach dem Rathe menschlicher Autoritäten; und wer von uns wäre nicht sein Werkzeug zu diesem oder jenem guten Zwecke? Nicht bloß Autoritäten sind seine Werkzeuge. Wollte Gott es, so könnte er wohl durch Wunder beweisen, daß ich die Wahrheit sage. Das könnte aber nur der Autoritätsgläubigkeit zu Gute kommen, wie es ihr auch zu Gute kommen würde, wenn eine Autorität zuerst das gesagt hätte, was ich hier gesagt habe. — Nicht Autorität und nicht Wunder sollen hier entscheiden, sondern die eigene Prüfung auch in religiöser Hinsicht moderner Denker.

Man denke nicht, daß ich der Meinung sei, ich könnte die Welt aus den heutigen Wirren und Nöthen erlösen. Soweit es auf mich ankäme und meine eigene Kraft, wäre ich nicht einmal zur Erkenntnis der Dreieinigkeit der Seele gekommen. Dazu bedurfte ich dessen, was der Geheime Rath Dr. Schrader am

angeführten Orte gesagt hat. Wohl wird nun Mancher auch ihn nicht als Autorität anerkennen. Das aber läßt sich nicht bestreiten, daß er ein Vertreter der Wissenschaft ist; und was ich auf der Universität in Vorlesungen, deren Einleitung mir viel versprach, nicht erfahren habe, das habe ich aus der psychologischen Einleitung des genannten Werkes erfahren. Ich bin ausgegangen von Ergebnissen des Denkens und Forschens dieses Mannes — denen ich nicht etwa deshalb zustimmte, weil ein Geheimer Rath sie ausgesprochen, sondern weil ich sie durch meine eigenen Beobachtungen als Wahrheit bestätigt fand —, und er wiederum ging aus von Ergebnissen des Denkens und Forschens Anderer. So bin denn auch ich ein Arbeiter auf dem Gebiete der Wissenschaft geworden, wie sehr auch an Gelehrsamkeit ich Anderen nachstehe; und die Gelehrten, die an meiner Mitarbeiterschaft Anstoß nehmen, werden sich in das finden müssen, was sie nicht ändern können.

Aber auch nicht die Wissenschaft vermag die Schäden unserer Zeit zu heilen. So wenig wie irgend welches andere Ergebnis menschlichen Denkens und Forschens, vermöchte das die Wahrheit der Dreieinigkeit der Seele. Nun geht aber der Erkenntnis dieser Wahrheit seit langem schon voraus die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit Gottes. Dadurch kann die Wahrheit der Dreieinigkeit der Seele für moderne Denker der Ausgangspunkt werden zur Versöhnung mit der Offenbarung, die uns durch Jesum Christum geworden ist. Die durch ihn geoffenbarte Wahrheit führt zu wahrer Liebe zu Gott und den Mitmenschen. Diese Liebe aber macht uns willig, zum Besten Anderer die Opfer zu bringen, die gebracht werden müssen, und die weder staatliche, noch kirchliche Autorität erzwingen kann. Und dann wird auch das ungesunde Hasten und Jagen, wie es unserer Zeit eigen ist, aufhören und an seine Stelle eine ruhige, gesunde Entwickelung treten. — Die Schäden unserer Zeit werden geheilt werden, wenn an die Stelle der heutigen Gottentfremdung wieder Annäherung an Gott tritt im Glauben an die geoffenbarte Wahrheit. Jesus Christus ist und bleibt unser Meister, unser Heiland, unser Erlöser.

Die Wahrheit der Dreieinigkeit der Seele wird für wirklich vorurtheilsfreie — wenigstens in dieser Sache vorurtheilsfreie — und auch in religiöser Hinsicht wirklich selbständige Denker, die mit Ernst die Wahrheit suchen, der Ausgangspunkt sein zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis. Wer bereits auf anderem Wege zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis gelangt zu sein meint und daher nicht suchen will, der wird auch nicht finden. Suchen wir aber, so finden wir auch. Nur müssen wir weder durch irgend

welche gläubige, an der kirchlichen Ueberlieferung festhaltende Autorität, noch durch die Autorität zweifelnder und leugnender Naturforscher und Philosophen uns in unserm Suchen beirren lassen.

Waren bisher die Freidenker Leugner der geoffenbarten Wahrheit, so werden sie künftig wahrhaft gläubige Christen sein. Kehren wir zurück zum Glauben an die durch Jesum Christum geoffenbarte Wahrheit, so ist das doch kein Rückschritt, sondern ein Fortschritt, da die alte Wahrheit in der neuen Auffassung gleichsam zu einer neuen Wahrheit wird. Es giebt keine zeitgemäße religiöse Erkenntnis ohne die geoffenbarte Wahrheit. Ohne diese Wahrheit können wir zu der vermeintlichen Erkenntnis gelangen, daß die Menschenseele ein Theil der „Weltseele" sei, und diese Weltseele Gott nennen. Das aber ist nicht Wahrheit und daher die Ueberzeugung davon nicht Erkenntnis. Die Seele ist ebenso wenig ein Theil der Gottheit, wie der Leib ein Theil des irdischen Vaters, sondern wie hier Leib steht neben Leib, so ist und bleibt die Seele ein Sonderwesen neben Gott für alle Ewigkeit. Die Welt ist neben Gott da als seine Schöpfung, und wir sind neben ihm da als seine Kinder. Ohne die geoffenbarte Wahrheit kommen wir zu dieser oder jener Form des Pantheismus, und der Pantheismus ist nicht Wahrheit, sondern Irrthum; und wenn auch diese und jene christlichen Begriffe mit ihm verbunden werden, so bleibt er nichtsdestoweniger Irrthum.

Der Irrthum des Pantheismus wird schwinden, wie auch der Irrthum, daß eine wirkliche religiöse Erkenntnis als eine Erkenntnis des Ewigen uns Menschen überhaupt nicht möglich sei. Es ist uns eine Erkenntnis zunächst des Ewigen in uns selbst möglich, dann aber auch eine weitere Erkenntnis über das Ewige, nur daß freilich auch dieses unser zeitliches Erkennen, wie Alles in der Zeitlichkeit, seine Grenzen hat. Es ist uns eine Erkenntnis auch über das Ewige möglich, nur daß wir hier nicht erkennen und begreifen, sondern erkennen und glauben. — Auch Vertreter der Wissenschaft werden sich zunächst von der Wahrheit der Dreieinigkeit der Seele überzeugen, und sie werden der Wahrheit die Ehre geben. Dem echten Freunde der Wahrheit geht die Wahrheit über Alles; und es denkt auch nicht jeder Gelehrte so, daß er in der Mitarbeit von minder Gelehrten oder von Ungelehrten eine Entwürdigung seiner selbst sähe. Wenn aber erst wissenschaftliche Autoritäten hier für die Wahrheit eingetreten sind, so wird das Viele willig und muthig machen, in wahrer Freiheit und Selbständigkeit nach zeitgemäßer religiöser Erkenntnis zu streben, und dies Streben wird dann nicht vergeblich sein.

Neunzehntes Kapitel.

Göttliche und menschliche Mittel zur „Weltverbesserung".

Der bisherige Glaube hatte seine Berechtigung, da die Kirche im Glauben bleiben soll; die bisherigen Zweifel hatten ihre Berechtigung, da die Kirche in der Erkenntnis fortschreiten soll. Da nun aber das freie Denken und Forschen auch auf religiösem Gebiete über die Zweifel hinaus dem Fortschritt in der Erkenntnis dient, so muß die freie Geistesarbeit auch auf religiösem Gebiete nicht gehemmt, sondern gefördert werden. Um so eher wird die Wahrheit siegen, die Wahrheit, welche — wahrhaft geglaubt und recht aufgefaßt — mehr vermag als alles Andere, und mit und neben welcher erst das, was menschlicherseits zur Förderung des Gemeinwohls geschieht, zum rechten Ziele führt. Diese Wahrheit, die durch Jesum Christum geoffenbarte Wahrheit, muß wieder wirksam werden, indem sie immer mehr wieder wahrhaft geglaubt und in rechter, unserer Zeit gemäßer Weise aufgefaßt wird. Es soll auch künftig Jeder, wie nur immer er kann, dazu mitwirken, daß es in der Welt immer besser wird. Doch würde alles menschliche Bemühen unzulänglich sein ohne das, was die geoffenbarte Wahrheit zu wirken vermag, wenn sie wahrhaft geglaubt und recht aufgefaßt wird.

Man ist heute bestrebt, eine von der christlichen Religionslehre unabhängige Sittlichkeit zu begründen, zu pflegen und zu verbreiten. So gut der Zweck ist, durch Verbreitung wahrer Sittlichkeit das Gemeinwohl zu fördern, so täuscht man sich doch über die Mittel zur Erreichung des Zweckes. Es ist nicht genug, sittliche Forderungen zu stellen, auf nacheifernswürdige Vorbilder hinzuweisen und auch selber mit gutem Beispiele voranzugehen. Es ist auch nicht genug, auf das Vorbild Jesu Christi hinzuweisen und darzuthun, daß Selbstverleugnung eine Nothwendigkeit und unsere Pflicht sei. Vor Allem ist es nöthig, daß

die Lehre Jesu Christi von der Liebe Gottes und von der Gotteskindschaft der Menschen immer mehr wieder Gegenstand wahrhafter Ueberzeugung wird. Wer von der Wahrheit dieser Lehre wirklich überzeugt ist und dieselbe recht auffaßt, der gelangt zu wahrer Liebe zu Gott und den Mitmenschen, der will dem Vorbilde Jesu Christi nachleben in wahrer Liebe, und der kann es um so mehr, je vollkommener diese seine Liebe wird. Diese Liebe fordert Jesus Christus von seinen Jüngern. Aber er stellt nicht bloß diese Forderung, sondern er hat es auch möglich gemacht, seiner Forderung nachzukommen. — Das Gebot, Gott und die Mitmenschen zu lieben, gründet sich auf die Wahrheit, daß Gott die Liebe ist und wir Kinder Eines Vaters im Himmel sind; aus dieser Wahrheit ergiebt sich für uns die Pflicht, Gott und die Mitmenschen zu lieben, und diese Wahrheit ist zugleich das höchste Mittel des göttlichen Erziehers zu dem Zwecke, daß die Menschheit immer vollkommener werde in wahrer Liebe. Darauf beruht die Berechtigung der Forderung, Gott und die Mitmenschen zu lieben. Soll diese Forderung bestehen, so muß auch das bestehen, worauf die Berechtigung derselben beruht, und — was das höchste Mittel des göttlichen Erziehers der Menschheit ist, diese zu wahrer Liebe und in solcher Liebe zu wahrer Sittlichkeit zu führen. — Wer denn nun das Seinige dazu thun will, daß es in der Welt besser wird, der muß, soweit er es vermag, vor Allem dafür sorgen, daß die geoffenbarte Wahrheit immer mehr wieder wirklich geglaubt und recht aufgefaßt wird. Ohne das göttliche Mittel wären alle menschlichen Mittel, eine bessere Zeit für die Menschheit herbeizuführen, unzulänglich, je länger desto mehr, und — alle darauf gerichteten menschlichen Bemühungen würden endlich aufhören. So wäre ohne die christliche Offenbarungswahrheit menschliches Bemühen auf die Dauer vergeblich. Die Menschheit kann nicht sich selber erlösen, und ohne göttliche Hülfe würde nicht das Gute in der Menschheit immer mehr den Sieg gewinnen, sondern das Böse, nicht die Sittlichkeit zunehmen, sondern die Unsittlichkeit, nicht die Liebe wachsen, sondern Selbstsucht und Haß. Und was wäre das Ende? — Doch die ewige, uns geoffenbarte Wahrheit wird bleiben und wirken, und es wird nicht immer schlechter werden in der Welt, sondern besser.

Möge man statt von „Gott“ auch von der „Natur“ sprechen oder von der „Kraft“, im Gegensatz zum Stoff, das sei gleich, meint man, da Gott ja doch bleibe, was er ist. Ja freilich bleibt Gott doch, was er ist; aber es ist nicht gleich, was wir über ihn denken. Gott kann nicht das Eine und das Andere sein. Er kann nicht zugleich als Schöpfer neben und außer

der Welt sein und zugleich die Welt oder „Natur" — oder, indem man Kraft und Stoff unterscheidet, die Kraft im Gegensatz zum Stoff. Nur das Eine oder das Andere ist wahr. Ist das Eine Wahrheit, so ist das Andere Irrthum. Wir bedürfen aber der Wahrheit. — Es ist nicht gleich, was wir über Gott denken. Wer sich Gott vorstellt als ein Wesen, das unter Umständen auch die Menschen haßt, der hält auch unter Umständen sich berechtigt zu eben diesem Hasse. Wer aber die Wahrheit, daß Gott die Liebe ist, recht erkannt hat, der sieht den Haß gegen Mitmenschen nicht für etwas Berechtigtes an, wodurch man sich in seinem Handeln dürfe bestimmen lassen, der will auch den bösen Mitmenschen, der will auch seinen Feind lieben. — Allerdings sind nicht bloß wir Christen Kinder Eines Vaters im Himmel. Christen, Juden, Muhamedaner, Heiden — sie alle sind Kinder eines und desselben himmlischen Vaters, nur daß sie auf verschiedenen Stufen religiöser Erkenntnis stehen. Es ist aber nicht gleich, auf welcher Stufe dieser Erkenntnis man steht. Wohl kann der sittliche Standpunkt eines Juden oder eines Muhamedaners oder eines Heiden ein höherer sein als der eines Christen; und wenn der sittliche Standpunkt ein höherer ist, so ist es auch der religiöse. Die bloß äußerliche Zugehörigkeit zur christlichen Kirche thut es eben nicht; und andererseits wirken die Wahrheiten der christlichen Religion auch auf Manchen, der nicht der christlichen Kirche zugehört. Wenn aber der Christ von der geoffenbarten Wahrheit wirklich überzeugt ist und dieselbe recht auffaßt, so ist sein religiöser und daher auch sein sittlicher Standpunkt ein höherer als der des Andersgläubigen. Daß die Sittlichkeit unabhängig sei von dem Glaubensbekenntnis, ist nicht richtig, wenn dieses ein Bekenntnis nicht bloß der Lippen, sondern wirklicher Ueberzeugung ist; und es giebt keine wahre Sittlichkeit ohne wahre Liebe. Mancher aber, der wahre Liebe besitzt und daher auch wirklich ein sittlich guter Mensch ist, täuscht sich über den Ursprung seiner Liebe und seiner Sittlichkeit; und daher kann er sich auch täuschen hinsichtlich der Mittel zur Erreichung seines guten Zweckes, auch Andere zu wahrer Sittlichkeit zu führen.

Es kann in der Welt nicht besser werden, wenn nicht die Sittlichkeit eine höhere wird; und jeder Mensch muß danach streben, daß seine Sittlichkeit eine immer höhere, immer vollkommenere werde. Das Fundament wahrer Sittlichkeit ist die Religion. Was die Religion hier zu wirken vermag, kann durch Manches gefördert, aber durch Nichts ersetzt werden. Die christliche Religion ist die höchste, und sie kann daher zur höchsten Sittlichkeit führen. Dazu ist aber nicht nur nöthig, daß die

geoffenbarte Wahrheit wirklich geglaubt, sondern auch, daß sie recht aufgefaßt wird. Die Auffassung kann eine völlig verkehrte sein, so daß die Wahrheit geradezu zur Unwahrheit wird, und die Unwahrheit wirkt anders als die Wahrheit. Daraus in erster Linie erklärt sich die Thatsache, daß oft Christen, die man für wirklich gläubige, von der Wahrheit der kirchlichen Lehre wirklich überzeugte Christen halten muß, offenbar doch auf einem niedrigeren sittlichen Standpunkte stehen als Andersgläubige. Um die geoffenbarte Wahrheit recht aufzufassen, müssen wir fortschreitend sie immer vollkommener auffassen. Schreiten wir nicht fort, so kommen wir zurück; und je mehr wir zurückkommen, um so weniger noch vermag die Religion wahre Sittlichkeit zu wirken. Denn bei solchem Rückschritt kommen wir allerdings nicht zurück auf den Standpunkt der Apostel und der ersten Zeit der christlichen Kirche. Auch die Apostel schritten fort in der Erkenntnis, und sie würden bei einem längeren Leben noch weiter fortgeschritten sein. So müssen denn auch wir in der Erkenntnis fortschreiten. — Will man, daß es in der Welt besser werde, so muß man vor allem dafür sorgen, daß die Wahrheit, die heute immer mehr Gegenstand des Zweifelns und Leugnens wird und in der heutigen Auffassung es immer mehr werden muß, in zeitgemäßer Auffassung wieder geglaubt werde.

Was durch keine Vermehrung der Militär- und Polizeimacht, durch keinen Erlaß neuer Gesetze, noch sonst durch etwas, was menschlicherseits zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und der staatlichen Ordnung, zur Sicherung und Förderung des Gemeinwohles geschehen mag, erreicht werden kann, das wird erreicht werden durch die geoffenbarte Wahrheit, das höchste göttliche Mittel, den „Frieden auf Erden" zu erhalten, das Wohl der Menschen und der Völker zu fördern. „Die Religion muß dem Volke erhalten bleiben." Dazu ist aber nöthig, daß es dem Volke möglich gemacht werde, auch in religiöser Hinsicht fortzuschreiten. Möchten das auch die Oberhäupter der Staaten, die Regierungen und die Volksvertretungen recht erkennen und bedenken und danach handeln! Dann wird man endlich auch an die Abrüstung gehen können, die schon von Vielen gefordert wird, heute aber noch unmöglich ist, zu der es jedoch kommen muß, da unmöglich die Völker die aus der fortdauernden Rüstung zum Kriege ihnen erwachsenden Lasten auf die Dauer ertragen können. Durch die Abrüstung wird der Staat die nöthigen Mittel gewinnen, für die Jugenderziehung in besserer Weise zu sorgen, als es heute möglich ist. Die Jugenderziehung ist für ein Volk das Allerwichtigste, und daher

dürfen hier die nöthigen Mittel am allerwenigsten fehlen. Sodann aber wird durch die Abrüstung auch es dem Einzelnen eher möglich werden, die in dieser und jener Hinsicht nöthigen Opfer zu bringen, freiwillig diese Opfer zu bringen, wo staatliches Eingreifen und staatlicher Zwang den eigenen freien Willen der Einzelnen nicht ersetzen kann. — Möchten staatliche und kirchliche und wissenschaftliche Autoritäten sich vereinigen und das Ihrige dazu thun, daß die heute immer mehr bezweifelte und geleugnete Wahrheit, die mehr vermag als alles Andere und ohne die alles Andere auf die Dauer vergeblich wäre, immer mehr wieder geglaubt werden kann. Möchten sie das thun, ehe es in dieser oder jener Beziehung — zu spät ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Neues christliches Leben.

Es wird besser werden in der Welt. Das goldene Zeitalter der Menschheit liegt nicht hinter uns, sondern vor uns. Je mehr der göttliche Erzieher der Menschheit den Zweck seines erziehlichen Wirkens erreicht, um so mehr wird die Menschheit zu wahrer Glückseligkeit gelangen, in der man die Seligkeit des künftigen Lebens zu ahnen vermag. Das wird das goldene Zeitalter der Menschheit sein.

Gott ist die Liebe, wir sind Kinder Eines Vaters im Himmel. Diese kurze Wahrheit ist die mächtigste Wahrheit. Diese Wahrheit göttlichen Ursprungs, diese uns geoffenbarte Wahrheit ist über aller von Menschen erforschten Wahrheit so erhaben, wie Gott erhaben ist über uns Menschen, und sie vermag mehr als Alles, was Menschen je erdacht haben und noch erdenken mögen. Sie vermag um so mehr, je besser sie erkannt wird.

Haben wir klar erkannt, daß wir Alle Kinder eines und desselben Vaters sind, dessen Liebe über aller zeitlichen Liebe unendlich erhaben ist, so ist das genug, uns wahrhaft zu beseligen. Auch in der bisherigen Auffassung, wie sie in der überlieferten kirchlichen Lehre ausgesprochen ist, vermochte die geoffenbarte Wahrheit die Gläubigen zu beseligen. Man konnte an die ewige Verdammnis Anderer glauben und doch durch die geoffenbarte Wahrheit beseligt werden, im Bewußtsein seiner Gotteskindschaft, in der Hoffnung der eigenen künftigen Seligkeit. Man wird in Zukunft nicht mehr an eine ewige Verdammnis glauben, und die geoffenbarte Wahrheit wird um so mehr beseligen.

Daß Alle der ewigen Seligkeit entgegengehen, dagegen sträubt sich zunächst unser Gerechtigkeitsgefühl, wenn wir an diesen und jenen Menschen denken, in dessen Thun und Lassen wir

keine Spur von wahrer Liebe, sondern nur Selbstsucht und Haß zu erkennen vermögen. Nein, ein solcher Mensch kann nicht in die ewige Gemeinschaft mit Gott treten. Kann aber Gott die aus dem zeitlichen Leben geschiedene Seele, wenn in diesem der erziehliche Zweck Gottes nicht erreicht wurde, nicht in ein neues zeitliches Leben treten lassen, in welchem — oder wenn auch in diesem nicht, so doch in einem späteren zeitlichen Leben — der erziehliche Zweck Gottes erreicht wird? Weshalb sollte Gott das nicht können oder nicht wollen? Gott kann das. Wie es in seiner Macht lag, die Seele einmal mit seiner Schöpfung so zu verbinden, daß daraus ein menschliches Dasein hervorging, so liegt es in seiner Macht, das wieder und wieder zu thun, bis sein Kind in die ewige Gemeinschaft mit ihm treten kann. Und Gott will das, da er will, daß alle seine Kinder zu ihm kommen. Es ist nicht Alles in buchstäblichem Sinne als Wahrheit aufzufassen, was die Bibel lehrt; und was sie von der Hölle lehrt, gilt für dieses oder auch für ein künftiges zeitliches Leben, aber nicht über die Zeitlichkeit hinaus. Gott straft, aber er straft nicht ewig. Er liebt alle seine Kinder, was auch immer sie Böses thun, fort und fort. Er will, daß sie alle zu ihm kommen; und er hört nicht auf, das zu wollen, bis sie alle zu ihm gekommen sind. — Nicht der sündhafte Mensch tritt in die ewige Gemeinschaft mit Gott, sondern das für diese Gemeinschaft erzogene Kind Gottes, die Seele. Der vergängliche Mensch ist nur in uneigentlichem Sinne Kind Gottes, in eigentlichem Sinne ist es die Seele. Die Seele kommt zu Gott, die zu wahrer Liebe erzogene Seele; und diese wird nicht bestraft werden für das, was der Mensch einst that. — Hindert uns das menschliche Gerechtigkeitsgefühl, an die dereinstige Seligkeit Aller zu glauben, so führt es uns irre, wie es Die vor uns irre führte, welche zur Sühne von Verbrechen grausame Strafen verlangten, die unser Gerechtigkeitsgefühl nicht mehr verlangt. Die Forderungen unseres Gerechtigkeitsgefühls ändern sich mit unserer Erkenntnis und unserer Liebe. Sie haben sich geändert, und sie werden sich noch mehr ändern. — Mögen wir sündigen Menschen alle zeitlichen Qualen in vollstem Maße verdienen, auch über dieses zeitliche Leben hinaus in einem künftigen zeitlichen Leben — ewige Höllenqualen giebt es nicht. Mögen menschliche Erzieher oft genug den Zweck ihres erziehlichen Wirkens nicht erreichen — Gott erreicht den Zweck seines erziehlichen Wirkens vollkommen, wenn auch nicht heute schon oder morgen, so doch während des Lebens der Menschheit. Schon rechter menschlicher Liebe gelingt es, gar manchen selbstsüchtigen und haßerfüllten Menschen zu wahrer Liebe zu führen. Die Liebe und Weisheit des göttlichen

Erziehers aber vermag mehr. Durch sie werden endlich Alle den Weg zum Vater finden.

Es ist eine lange Zeit, die ganze Zeit des Daseins der Menschheit. Aber es ist keine zu lange Zeit für das große Werk des göttlichen Erziehers. Die ganze Zeit des Daseins der Menschheit ist doch nur ein Moment der Ewigkeit; und was Gott in diesem Momente möglich ist, läßt uns ahnen, was ihm weiterhin für seine Kinder möglich sein wird, wenn sie mit ihm vereint sein werden in einem Lichte, wohin kein menschliches Auge zu dringen vermag.

Wir müssen die geoffenbarte Wahrheit vollkommener erkennen als bisher. Dann wird sie uns wahrhaft beseligen, mehr als bisher. Wir können sie vollkommener erkennen, wir können das schon jetzt, wenn wir auch in religiösen Dingen wahrhaft frei und selbständig denken, und wenn wir die Wahrheit recht lieben und daher nach rechter Erkenntnis streben, wie nach anderer, so auch nach rechter religiöser Erkenntnis. — Die bisherige Abhängigkeit von Autorität in Glaubenssachen muß aufhören. Es ist kein Vergehen gegen göttliche Autorität, wenn wir, auch was Jesus Christus gelehrt hat, nicht mehr Alles glauben — oder nicht mehr es so auffassen, wie es bisher aufgefaßt wurde; und wir brauchen nicht zu besorgen, Jesus Christus werde dafür Rechenschaft von uns fordern Jesus Christus ist nicht mehr. Nicht das sinnlich Wahrnehmbare an uns dauert fort, sondern das Uebersinnliche und Ewige, auf dessen Verbindung mit dem Leibe unser zeitliches Dasein beruht. Was an uns wahrnehmbar ist, ist auch vergänglich, nicht ewig. Das gilt auch von der Person Jesu Christi. — Werden wir nun auch nicht Jesum Christum im ewigen Leben finden, so doch den dreieinigen Gott und seine Liebe, die auch zur „Menschwerdung Gottes" führte, und die Kinder Gottes und ihre Liebe; und wir werden nichts vermissen, was einst war und was wir dereinst wiederzufinden hofften. Und Gott wird von uns keine Rechenschaft dafür fordern, daß wir nicht Alles glaubten, was von den Kanzeln herab gelehrt wurde, auch nicht Alles, was die Bibel lehrte, in der uns zwar die höchste Wahrheit überliefert ist, doch neben ewiger Wahrheit auch zeitlicher Irrthum, in der wir Wahrheit und Dichtung neben einander finden, wie in andern Büchern. — Die Bibel wird uns aber doch das ehrwürdigste Buch bleiben, auch wenn wir freier als bisher in ihr forschen und nicht mehr uns mit der Unmöglichkeit quälen, Alles in ihr — und gar in buchstäblichem Sinne — für ewige Wahrheit zu halten. Wir dürfen auch in religiösen Dingen freier sein als bisher. Gott will nicht, daß in der Kirche Alles beim Alten bleibe. Das will

Gott nicht, und das kann auch nicht sein. Gott will, daß wir uns der Widersprüche in der überlieferten kirchlichen Lehre klar bewußt werden und klar bewußt bleiben, daß wir die geoffenbarte Wahrheit vollkommener erkennen als bisher. Gott will, daß die Menschheit fortschreite. An die Stelle des alten christlichen Lebens soll ein neues und besseres christliches Leben treten, in welchem wir immer mehr zu wahrer Glückseligkeit gelangen, die uns die Seligkeit des künftigen Lebens ahnen läßt.

Das neue christliche Leben wird besser sein als das alte. Hat man die Wahrheit, daß Gott die Liebe ist und wir Kinder Eines Vaters im Himmel sind, besser erkannt als bisher, so weiß man auch, daß diese Wahrheit, diese Wahrheit allein die Grundwahrheit der christlichen Religion, die Ueberzeugung von dieser Wahrheit das Fundament wahren Christenthums ist. Um so weniger wird man noch wahres Christenthum in wortreichen Glaubensbekenntnissen und in kirchlichem Formelwesen sehen, statt in der Bethätigung wahrer Liebe. Eine vollkommenere Erkenntnis der Liebe Gottes und unserer Gotteskindschaft wird zu einer vollkommeneren Liebe zu Gott und den Mitmenschen führen; und je vollkommener diese Liebe wird, um so mehr werden wir innerlich frei in der Vollbringung des Guten. So wird man nicht nur in seinem Denken freier sein als bisher, sondern auch in seinem Handeln.

Daß wir immer vollkommener werden in wahrer Liebe, das ist der Endzweck unseres zeitlichen Daseins. Diesem Endzwecke dient Alles, was Gott an den Menschen thut. Diesem Endzwecke werden immer mehr auch die mannigfachen zeitlichen Verschiedenheiten dienen, die dazu da sind, daß die Menschen einander geben und von einander empfangen, aus rechter Liebe geben, mit rechter Dankbarkeit empfangen. Zu diesem Zwecke ist so manche zeitliche Verschiedenheit da, die heute so viel Selbstüberhebung auf der einen Seite wirkt, so viel Neid und Haß auf der andern Seite. Dies wird anders werden, wenn unsere Erkenntnis eine andere wird. Es ist nicht so, daß, wer in diesem Leben eine höhere geistige Thätigkeit entfaltet als Andere, auch im künftigen Leben als höherer Geist fortleben wird neben niederen Geistern. Unser Wissen und Können hat ebenso wenig seinen Endzweck in sich selbst und ist ebenso vergänglich wie alles Andere, worauf man stolz zu sein vermag, so lange man nicht das Vergängliche in seiner Vergänglichkeit besser erkannt hat und sich dessen nicht besser bewußt bleibt als bisher. Man wird das besser erkennen und sich dessen besser bewußt bleiben, wenn man die geoffenbarte Wahrheit besser erkannt hat als bisher. Dann wird Selbstüberhebung einerseits, Neid und Haß andererseits schwinden. Dann

werden die von Gott gewollten Verschiedenheiten unter den Menschen das wirken, was sie wirken sollen.

Man wird künftig besser im Stande sein als heute, im Lichte des Ewigen über die Bedeutung dessen, was zeitlich und vergänglich ist, richtig zu urtheilen. Man wird dann das Zeitliche und Vergängliche nicht überschätzen. Aber man wird es auch nicht unterschätzen. Man wird das nicht vernachlässigen wollen, was zwar nicht seinen Endzweck in sich selbst hat, aber doch Mittel zu einem hohen Zwecke ist. So wird auch das Leben der künftigen Christen ein thätiges Leben sein. Wissenschaftliche Forschung und künstlerisches Schaffen, körperliche und geistige Arbeit werden fortdauern, in mannigfachster Weise, je nach ihren Gaben werden die Menschen nach wie vor thätig sein, mit einander wirken zum Wohle der Gesammtheit; und dabei wird man im klaren Hinblick auf den einen gemeinsamen Lebenszweck Aller sich leichter in eine bescheidene Lebensstellung finden, im Hinblick auf das Ewige sich in seinen Ansprüchen an das Zeitliche und Vergängliche besser bescheiden, auf diesen und jenen Mitgenuß eher verzichten können als heute, und so wird die Zufriedenheit wachsen, wie heute die Unzufriedenheit wächst. Man wird thätig sein in wahrer Liebe zu Gott und den Mitmenschen, in rechter Liebe zum Wahren, Schönen und Guten, in willigem gegenseitigen Dienst, in williger Unterordnung der persönlichen Interessen unter das Gemeinwohl. So wird auch das neue christliche Leben ein thätiges Leben sein, und unsere Thätigkeit wird für uns und für Andere segensreicher sein als vordem.

Was auch immer menschlicherseits geschehen mag, den Gang der Wahrheit zu hindern, so wird sich doch eine bessere Auffassung der geoffenbarten Wahrheit Bahn brechen. Die Wahrheit hat immer ihre Feinde gehabt. Wie sollte es hier anders sein? Aber die Wahrheit wird siegen; und je allgemeiner eine bessere religiöse Erkenntnis werden wird, um so weniger noch wird dem, was die geoffenbarte Wahrheit Gutes zu wirken vermag, von menschlicher Seite entgegengewirkt werden, in um so höherem Maße und um so allgemeiner wird man im Zeitlichen und Vergänglichen sein Glück, in dem Ewigen, in der geoffenbarten ewigen Wahrheit, im Hinblick auf die Seligkeit des künftigen Lebens seine Beseligung finden. — Ohne Kampf giebt es keinen Fortschritt der Menschheit. Auch der Fortschritt zu einer besseren religiösen Erkenntnis und zu einem besseren Leben wird sich nicht ohne Kampf vollziehen. Manches alte Vorurtheil, manche alte Gewohnheit, manche alte Gewohnheitssünde müssen überwunden werden. Aber es wird immer mehr Alles überwunden werden, was uns auf dem Wege zu einer besseren Erkenntnis und zu

einem besseren Leben hinderlich sein kann; und in einem neuen und besseren christlichen Leben, in einem rein christlichen Leben wird Manches möglich werden, was heute noch nicht möglich ist.

Man wird künftig nicht, wie man es heute thut, in jeder Lehre Jesu Christi ewige Wahrheit sehen; aber man wird das, was in seiner Lehre ewige Wahrheit ist, besser erkennen und seinem Vorbilde besser folgen als heute. Man wird, obschon nicht in jedem Worte Jesu Christi ewige Wahrheit sehend, doch in seinem Leben ein Leben in vollkommener wahrer Liebe erkennen. Man wird überzeugt sein, daß Jesu Christo eine sich stets gleich bleibende reine Liebe möglich war, wie sie uns noch nicht möglich ist, da hinter ihm nicht, wie sonst hinter der Erscheinung Mensch, bloß ein durch die Trennung von und aus der Gottheit in seinem Lieben und daher auch in seinem Wollen und Handeln widergöttlich gewordenes Kind Gottes stand, das erst zu vollkommener wahrer Liebe erzogen werden sollte, sondern die zweite Person der Gottheit selbst. Solche Beziehung der Gottheit zu ihrer Schöpfung läßt sich freilich ebenso wenig begreifen, wie die gleiche Beziehung eines Kindes Gottes zu eben dieser Schöpfung, läßt sich heute so wenig begreifen, als sie je zuvor begriffen worden ist, und wird künftig so wenig begriffen werden als heute. Aber doch wird man auch hier künftig besser zu erkennen vermögen. So wird man denn wissen, daß Jesus Christus bereits war, was wir erst werden sollen: vollkommen in wahrer Liebe; und indem man klar erkannt haben wird, daß Vervollkommnung in wahrer Liebe und Bethätigung solcher Liebe das Höchste ist, was wir für uns erstreben können, wird man in ganz anderer Weise als heute dem Vorbilde Jesu Christi folgen, indem man überall, wo es sich darum handelt, was sittlich gut sei oder nicht, was eines Christen würdig sei oder nicht, allein das Vorbild Jesu Christi für das eigene Thun wird maßgebend sein lassen, nichts Anderes. Das erst wird ein rein christliches Leben, das wird das goldene Zeitalter der Menschheit sein. — Nicht unvermittelt, nicht plötzlich kann es in der Welt besser werden, als es heute ist. Aber die Menschheit wird fortschreiten zu einer besseren Erkenntnis, zu einer besseren Liebe, zu einem besseren Leben; und Die, welche nach uns kommen, werden besser daran sein als wir.

Diejenigen haben recht, welche glauben, daß sich das Leben der Menschheit immer besser gestalten werde. Es wird in der Welt besser werden, als es heute ist, wenn man auch nicht wissen kann, was alles noch geschehen mag, ehe die bessere Zeit kommt. Diejenigen haben recht, welche an eine glückliche Zukunft der Menschheit glauben. Doch ist es nicht richtig, wenn man meint,

daß nur ein Dasein in dieser Welt möglich sei, da „Natur" und „Geist" immer mit einander verbunden sein müßten, daß es ein Jenseits im Sinne der christlichen Religion nicht gebe, sondern nur ein Reich Gottes auf Erden. Wer es in diesem Leben gut hat, der mag sich über das, was ihm noch fehlt, wohl damit trösten können, daß Andere es besser haben und weiterhin Andere es noch besser haben werden. Nicht aber die „Mühseligen und Beladenen" in dieser Welt, die unglücklich und elend sind, nicht etwa weil Gott es so will, sondern weil die Menschen nicht so wollen wie Gott, da nur nach und nach durch das erziehliche Wirken Gottes der Wille der Menschen mit dem Willen Gottes immer mehr in Uebereinstimmung gebracht werden kann.

Die göttliche Offenbarung kann durch keine menschliche Philosophie ersetzt werden; und man irrt, wenn man meint, es könne dadurch in der Welt besser werden, daß man von den Menschen noch mehr fordert, als Jesus Christus gefordert hat. Jesus Christus hat gefordert, daß wir den Nächsten lieben wie uns selbst. Wir dürfen also auch uns selbst lieben, auch an uns selbst denken, auch für uns selbst eine bessere Zukunft wünschen. Nicht dadurch wird es in der Welt besser werden, daß man von den Menschen mehr fordert, als Jesus Christus gefordert hat, sondern dadurch, daß die durch ihn geoffenbarte Wahrheit noch besser erkannt wird als bisher. — Wir Alle gehen einer besseren Zukunft, einem neuen und besseren Leben entgegen. Nicht etwa so, daß eben dieselben Atome sich dereinst wieder verbinden werden zu eben demselben Ich. Gesetzt auch, die Seele wäre nichts weiter als ein Ergebnis der Verbindung der Atome, so gingen wir doch in solchem neuen Leben einem neuen Tode entgegen. Das Jenseits im christlichen Sinne ist etwas Anderes und Besseres. Denken wir uns den beseligendsten Augenblick unseres Lebens — was dieser Augenblick uns war und in der Erinnerung wohl noch ist, das und noch mehr wird ohne Ende uns das ewige Leben sein. Der Hinblick darauf kann auch die „Mühseligen und Beladenen" in dieser Welt erquicken in allen Nöthen des Leibes und der Seele. Das kann aber nicht, was entgegen der Lehre Jesu Christi Naturforscher und Philosophen lehren.

Sorgen wir dafür, daß es in der Welt besser werde! Gott wird gewiß das Seine dazu thun. Und vielleicht nimmt er weiterhin Manches von uns, was unserm Glücke entgegen ist, und was wir nicht aus dem Wege schaffen können, Gott aber aus erziehlichen Gründen einstweilen fortbestehen läßt. — Mit unserer Arbeit allein ist's nicht gethan. Wir müssen auch beten. Und wenn wir meinen, daß wir Gott nicht erst zu bitten brauchen,

da er nach seiner Liebe und Weisheit von selbst gebe, was für uns und für Andere gut ist, so haben wir ihm doch zu danken. Doch kann nicht der Vater dem bittenden Kinde Manches gewähren, was er ungebeten dem Kinde aus erziehlichen Gründen versagen muß, bis das Kind sich ihm bittend zuwendet? Auch sind wir erst bittend für Manches empfänglich, was Gott uns geben, wozu er uns helfen will. Das gilt insbesondere von der Erkenntnis der durch Jesum Christum geoffenbarten Wahrheit. Wir müssen, um zur Erkenntnis dieser Wahrheit zu gelangen, zwar selber etwas thun. Doch bedürfen wir dazu auch göttlicher Hülfe. Suchen wir diese, so finden wir sie auch. Dann werden wir besser als zuvor erkennen, was wir sind, was wir dereinst sein werden; und wir werden dann Gott dafür dankbar sein, daß er uns ins Dasein treten ließ, auch wenn das zeitliche Leben uns des Glückes gar wenig bietet. Wir werden dann beten und arbeiten, und unserer Arbeit wird dann der rechte Segen nicht fehlen.

Mag immerhin des Menschen Leib keine ursprüngliche Sonderschöpfung, sondern durch Entwickelung aus der Thierwelt hervorgegangen sein. Daß wir der Seele nach etwas ganz Anderes sind als das Thier, das vermögen wir zu erkennen; und wenn wir das erkannt haben, dann wollen wir auch in unserer Liebe uns immer mehr noch über das Thier erheben, indem wir nicht bloß uns selbst lieben und diejenigen unserer Mitmenschen, die zu uns in einer engeren Beziehung stehen, sondern alle Menschen. Je mehr unsere Liebe alle Menschen umfaßt, und je reiner, inniger, hingebender, opferwilliger sie wird, um so ähnlicher wird sie der Liebe Gottes. Das Streben nach Vervollkommnung in der Liebe wird in einem neuen christlichen Leben noch ernster sein als in dem alten, da man noch klarer als bisher erkennen wird, daß der Endzweck unseres zeitlichen Daseins die Vervollkommnung in wahrer Liebe ist.

Je vollkommener unsere Liebe wird, um so mehr vermögen wir die Seligkeit des ewigen Lebens zu ahnen, zu welchem wir eingehen werden als Kinder Gottes. Daß wir in rechter Erkenntnis und in rechter Liebe den Weg zu Gott fanden, haben wir nicht uns selbst zu verdanken, sondern Gott und Menschen, im letzten Grunde allein Gott. Also haben wir die ewige Seligkeit nicht als Lohn von Gott zu beanspruchen für das Gute, das wir in rechter Liebe einst thaten, da Gott uns zu rechter Liebe führte. Lohn und Strafe giebt es im zeitlichen, aber nicht im ewigen Leben. Wir werden der ewigen Seligkeit theilhaftig werden, nicht weil wir sie verdient haben, sondern als des himmlischen Erbes, zu welchem wir als Kinder Gottes berufen sind.

Die Menschenseele ist ein Kind Gottes und daher ewig. Weshalb denn sollte ein Kind Gottes auch in der Ewigkeit noch außer sich eines Leibes bedürfen wie in der Zeitlichkeit? Weshalb sollte nicht vielmehr in der Ewigkeit die Seele selbst Leib sein, wenn auch nicht in der Zeitlichkeit, wenn auch in der Zeitlichkeit nur der Keim zum künftigen Seelenleibe? Freilich ein Keim, dem man nicht näher zu kommen vermag mit Meß- und Wäge- und sonstigen Instrumenten, wie sie dem Naturforscher zu Gebote stehen. Können doch auch in dieser Welt aus unscheinbaren Keimen herrliche Gebilde hervorgehen. Weshalb sollte denn nicht etwas Aehnliches bei unserer Seele möglich sein, obschon wir es nicht begreifen können? Weshalb sollte nicht an die Stelle des zeitlichen und vergänglichen Leibes ein ewiger und unvergänglicher Leib treten, dessen Keim nichts Zeitliches und Vergängliches ist? Ein Leib, herrlicher als das Herrlichste, was wir in dieser Welt mit leiblichen Augen zu schauen vermögen, ein Leib, von dem wir uns kein Bild machen können.

Doch wozu darüber grübeln? Unser Wissen und Erkennen hat hier eine Grenze, über die wir nicht hinaus können. Haben wir dies eingesehen, so wäre es ja thöricht, Unmögliches zu wollen. Die Hauptsache ist, daß wir erkennen, wir sind Kinder eines Vaters im Himmel, dessen Wesen die Liebe ist, und als Kinder Gottes gehen wir einem ewigen Leben entgegen, das besser sein wird als das zeitliche Leben. Haben wir dies erkannt, so können wir uns an dieser Erkenntnis über das ewige Wesen unser selbst und über das jenseitige Leben genügen lassen. Statt dann noch mit nutzloser Grübelei seine Zeit zu vergeuden, ist es besser, thätig zu sein in rechter Liebe und Gutes zu wirken, wie es einem Kinde Gottes geziemt.

Schlußwort.

Als „ein Wort an moderne Denker" habe ich diese Schrift bezeichnet. Ein Wort — das schien mir zutreffend für diese kleine Schrift. Ja, es ist nur eine kleine Schrift, sicher zu klein, um Jeden überzeugen zu können. Deshalb möchte ich das in dieser Schrift Gesagte etwa in folgender Ordnung weiter ausführen: Unsere Zeit in religiöser Hinsicht — Beweis der Dreieinigkeit der Seele — Parallelismus der Dreieinigkeit der Seele und der Dreieinigkeit Gottes — Folgerungen aus der Dreieinigkeit der Seele und der Dreieinigkeit Gottes. Oder: Der Weg zur Ueberzeugung von der Wahrheit, daß Gott die Liebe ist und wir Kinder Eines Vaters im Himmel sind — Zeitgemäße Auffassung dieser Wahrheit und weitere Folgerungen — Menschenseele und Thierseele — Zur Erziehungsfrage und zu einigen anderen Fragen unserer Zeit — Ein Blick in die Zukunft.

Da es mir aber sehr zweifelhaft ist, ob ich dazu kommen werde, dieser kleinen Schrift noch eine größere folgen zu lassen, falls aber ich doch dazu kommen sollte, gewiß eine geraume Zeit darüber hingehen würde, so habe ich getrost diese kleine Schrift der Oeffentlichkeit übergeben. Vermag sie auch nicht Jeden zu überzeugen, so hoffentlich doch Manchen, der mit Ernst die Wahrheit sucht. Was aber mir in dieser Schrift noch nicht möglich ist und wohl auch weiterhin mir nicht mehr möglich werden wird, das wird Anderen möglich werden, die fortsetzen werden, was hier begonnen ist.

Unter „modernen Denkern", an die ich mich hier gewandt habe, verstehe ich Alle, die wahre Selbständigkeit für sich in Anspruch nehmen und selber urtheilen, wo sie selber urtheilen können. Es ist nun Mancher in anderer Hinsicht ein durchaus moderner Denker, der in religiöser Hinsicht es noch nicht ist. Wer es aber noch nicht ist, kann es doch werden. Und so ist denn diese Schrift an Jeden gerichtet, der bereit ist zu prüfen, was in derselben gesagt ist.

Wer diese Schrift ganz gelesen hat und noch nicht überzeugt ist, den bitte ich, dieselbe noch einmal zu lesen. Vielleicht wird dann möglich, was beim ersten Lesen noch nicht möglich war. Diese Schrift ist nicht in zusammenhängender, ununterbrochener Arbeit entstanden, sondern stückweise, wie gerade meine Zeit es zuließ, meist während meiner Schulferien. Das ist für die Ordnung des Stoffes vielleicht nachtheilig gewesen, und um so mehr mag es nöthig sein, diese Schrift nicht bloß einmal zu lesen.

Inhalt.

Seite

Vorwort 3

Erstes Kapitel.

Die Dreieinigkeit der Seele, eine Versöhnungswahrheit für moderne Denker 7

Zweites Kapitel.

Die christliche Kirche und die christlichen Konfessionen 11

Drittes Kapitel.

Was ist die Seele? — Zur Dreieinigkeit der Seele: Geist, Phantasie und Gemüth — Wille und Gedächtnis 13

Viertes Kapitel.

Was ist die Seele nicht? Oder: Die Seele selbst und ihre von dem Leibe und der übrigen Außenwelt abhängige Thätigkeit 16

Fünftes Kapitel.

Jesus Christus und die kirchliche Lehre von der Gerechtigkeit Gottes . 19

Sechstes Kapitel.

Entwickelung der christlichen Kirche 21

Siebentes Kapitel.

Vernunft. — Thierseele 25

Achtes Kapitel.

Grundwahrheit der christlichen Religion. — Nothwendigkeit des Fortschritts in der religiösen Erkenntnis 29

Neuntes Kapitel.

Friede auf Erden 31

Zehntes Kapitel.

Weitere Wahrheiten der christlichen Religion, wie sie sich aus der Grundwahrheit derselben ergeben 35

Elftes Kapitel.

Autoritätsgläubigkeit und wahrhaft selbständige Gläubigkeit 44

Seite

Zwölftes Kapitel.

Wie gelangt man zur Erkenntnis der Dreieinigkeit der Seele und dann weiter zu zeitgemäßer religiöser Erkenntnis? 46

Dreizehntes Kapitel.

Intellektuelle Zweifel und Schwachheitszweifel. — Etwas über Jugenderziehung. — Der Irrthum von der Gleichheit der Menschen und die Wahrheit von der Gleichheit der Seelen . . 51

Vierzehntes Kapitel.

Naturwissenschaft, Psychologie und religiöse Erkenntnis 55

Fünfzehntes Kapitel.

Noch etwas über die Dreieinigkeit der Seele 58

Sechzehntes Kapitel.

Außenwelt und Innenwelt. Mensch und Seele 63

Siebzehntes Kapitel.

An die Gläubigen und an die Nichtgläubigen unserer Zeit 65

Achtzehntes Kapitel.

Autorität und die Grenze ihrer Berechtigung auf religiösem Gebiet . 72

Neunzehntes Kapitel.

Göttliche und menschliche Mittel zur „Weltverbesserung“ 78

Zwanzigstes Kapitel.

Neues christliches Leben 83

Schlußwort 92

Wilhelm Issleib (Inhaber: Gustav Schuhr) Berlin SW. 48.

LES

PRINCIPES PHILOSOPHIQUES

DE LA

THÉOLOGIE DE RITSCHL

LES

PRINCIPES PHILOSOPHIQUES

DE LA

THÉOLOGIE DE RITSCHL

PAR

ROBERT FAVRE

VEVEY
IMPRIMERIE KLAUSFELDER FRÈRES
—
1894

INTRODUCTION

« Il n'y a point de philosophie sérieuse qui ne débute aujourd'hui par une théorie de la connaissance. » Ainsi s'exprime M. le professeur Sabatier dans son *Essai d'une théorie critique de la connaissance religieuse* (1). Bien que l'on puisse citer à l'encontre de cette thèse d'honorables exemples, il est certain qu'elle est confirmée par l'étude de la littérature philosophique de ces vingt-cinq dernières années. La prééminence accordée aux questions de méthode est le trait le plus caractéristique du Kantisme, aussi bien la tendance exprimée par M. Sabatier est-elle en rapport étroit avec le fameux « retour à Kant » (Rückkehr zu Kant) qui est, pour l'heure, le mot d'ordre de toute une école. En consacrant un effort spécial aux recherches préliminaires, on se flatte de fixer dès le début les limites imposées à notre esprit par sa propre nature, et on prétend écarter pour jamais les problèmes irritants et insolubles auxquels tant de siècles ont travaillé en vain.

Quoi qu'on en ait dit, la théologie subit le contre-coup de toutes les aventures de la pensée philosophique. Il suffit, pour s'en convaincre, de consulter l'histoire. L'hégélianisme a poussé son rameau théologique dans l'école de Tubingue, où les spéculations du maître ont été adaptées

(1) *Revue de théol. et de phil.* Mai 1893. p. 198.

au problème des origines du Christianisme. Le « retour à Kant » a donné naissance à l'école de Göttingue, au ritschlianisme, comme on dit aujourd'hui, qui compte tant d'adeptes distingués, occupant les chaires les plus en vue de l'Allemagne.

D'innombrables travaux allemands, quelques travaux français, ont été publiés sur la théologie de Ritschl. M. Bertrand a donné une nomenclature très complète de ces derniers dans son gros livre : *Une nouvelle conception de la rédemption* (1). Nous n'y reviendrons que pour ajouter à la liste la thèse récente de M. Schœn sur *Les origines historiques de la théologie de Ritschl.* En revanche, la théorie de la connaissance du professeur de Göttingue n'a pas fait encore, dans notre langue, l'objet d'une étude spéciale de quelque étendue, à part le discours prononcé par M. Gretillat à la séance d'ouverture des cours de la Faculté indépendante de Neuchâtel, le 1er octobre 1883 (2). Cependant, Ritschl a vivement insisté sur l'importance de sa théorie de la connaissance pour l'intelligence de son système. C'est à cette question qu'il ramène le dissentiment qui le sépare de ses adversaires (3).

Le but des pages qui suivent est d'étudier les principes philosophiques sur lesquels repose la théologie de Ritschl. C'est avant tout à des questions formelles, méthodologiques, que nous aurons affaire. Nous examinerons d'abord le terrain dans lequel ces principes philosophiques plongent leurs racines : le Kantisme et la philosophie de Lotze,

---

(1) P. 10, 11.

(2) Ce discours a été publié dans la *Revue de théol. et de phil.* 1884. p. 261 sq, 344 sq.

(3) *Theologie und Metaphysik.* p. 32.

pour aborder ensuite la théorie de la connaissance de Ritschl. Un dernier chapitre contiendra, à titre d'exemple l'exposé de quelques-uns des points fondamentaux de sa dogmatique. Le lecteur voudra bien envisager la partie de notre travail consacrée au Kantisme, comme un simple memorandum. Si nous avons cru devoir maintenir cette première partie, ce n'est pas seulement, ni même avant tout, pour des raison de symétrie; ce n'est pas davantage pour éviter à coup sûr le reproche d'un excès d'originalité, que l'on adresse parfois aux débutants; c'est afin de mettre en relief les points qui importaient à notre propos.

Nous aurions peut-être intitulé notre étude : *Kant, Lotze, A. Ritschl*, si ce n'était là le titre d'un ouvrage allemand, dû à la plume de M. le licencié Léonard Stählin, pasteur à Bayreuth. Cet ouvrage très complet, très ingénieux, auquel nous devons beaucoup, est conçu à un point de vue hypercritique. L'auteur se rattache à la tendance spéculative de Baader et de Böhme, aussi ne laisse-t-il rien subsister du Kantisme, qui aboutit à ses yeux à l'anthropologisme, au scepticisme, au nihilisme et à l'illusionnisme! Pour nous, notre but serait atteint si nous arrivions à présenter un exposé fidèle des principes philosophiques de Ritschl, envisagés dans leurs sources, dans leur contenu et dans leurs conséquences.

PREMIÈRE PARTIE

LES ORIGINES PHILOSOPHIQUES
DU
SYSTÈME DE RITSCHL

CHAPITRE PREMIER

La théorie de la connaissance de Kant.

La question de l'origine de nos connaissances est une de celles qui ont le plus préoccupé le XVIII^me^ siècle philosophique. Elle fut mise à l'ordre du jour par l'apparition de l'*Essai sur l'entendement humain*, de Locke (1690), auquel Leibnitz opposa ses *Nouveaux essais*. D'après le premier de ces philosophes, toutes nos idées viennent du dehors, et passent par le canal des sens. L'intelligence est donc un résultat, non un principe réel; elle joue un rôle purement passif dans la formation de nos connaissances. Aux yeux de Leibnitz, au contraire, celles-ci n'ont d'autre source que l'esprit, dont les fenêtres sont fermées, et dans lequel aucun élément étranger ne saurait pénétrer. L'expérience sensible n'est qu'une spéculation vague. « C'est le degré de clarté ou de confusion de la pensée qui la fait apparaître soit comme le résultat d'une impression du dehors, soit comme éclose du propre fonds de l'esprit [1]. »

[1] Weber. *Histoire de la philosophie*, 4e édit., p. 333.

Tout sensualiste qu'il était sur la question de l'*origine* des idées, Locke était loin de tirer de son point de vue les conséquences d'Epicure relativement à l'*objet* de ces idées. Il se faisait fort de prouver l'existence de Dieu et l'immortalité de l'âme avec autant d'évidence qu'une proposition mathématique. Un demi-siècle plus tard, le problème de la connaissance fut abordé avec une grande pénétration par David Hume, qui peut être envisagé comme le précurseur du criticisme par son insistance à réclamer, antérieurement à toute métaphysique, un examen sérieux de la nature de l'entendement. Hume s'engagea dans la voie frayée par Locke, mais au lieu de s'arrêter à mi-chemin, comme son compatriote, il tira hardiment les conséquences du sensualisme.

Les travaux de Hume firent une impression très vive sur l'esprit de Kant. « C'est dit-il, le scepticisme de Hume qui m'a engagé à entreprendre la critique de la raison pure (1). » L'origine empirique de toutes nos idées aboutissait au scepticisme le plus complet. Il n'y avait plus d'idées nécessaires et générales; les mathématiques, les sciences naturelles elles-mêmes étaient entraînées dans ce désarroi universel. Kant entreprit de réfuter Hume. Il mit plus de dix ans à la composition de son « petit ouvrage » (Werkchen), qui vit enfin le jour en 1781, sous le nom de *Critique de la Raison pure*.

I

La raison réclame, en vertu de sa nature propre, quelque chose qui la satisfasse pour elle-même. De là une science spéciale, dans laquelle la raison « couve ses pro-

(1) *Kritik der praktischen Vernunft*, p. 63.

pres notions » sans égard à l'expérience, et qui s'appelle la *métaphysique*. Considérée dans son programme, elle est la science de passer au moyen de la raison, de la connaissance du sensible à la connaissance du suprasensible. Le but peut-il être atteint? Si la métaphysique est une science, d'où vient son impuissance à obtenir, comme les autres sciences, un assentiment général? D'où vient que l'édifice a été tant de fois élevé, puis démoli, sans que l'on soit parvenu à se mettre d'accord sur une norme, permettant de distinguer ce qui est sérieux de ce qui n'est que « bavardage superficiel? » Si elle n'est pas une science, comment se fait-il qu'elle en prenne l'apparence, de manière à entretenir le genre humain d'espérances toujours vivaces, jamais réalisées? Il faut arriver enfin à une solution certaine de ce problème; examiner les titres de cette prétendue science, qui veut être la sagesse même, et qui cependant tourne toujours sur place, sans faire jamais un pas en avant.

Les recherches relatives à ces objets se sont poursuivies jusqu'ici, dit Kant, dans deux directions opposées: celle des affirmations (dogmatisme) et celle du doute (scepticisme).

La première de ces deux méthodes correspond à l'enfance de la raison pure. Pleine de confiance en elle-même, elle poursuit sa marche aventureuse, sans songer à examiner les moyens dont elle dispose. Bien que les résultats ainsi obtenus ne puissent être prouvés par l'expérience, celle-ci ne peut pas davantage les infirmer, pourvu qu'ils ne renferment pas de contradiction interne. Cette condition peut toujours être remplie, même pour des jugements et des notions entièrement vides.

La seconde méthode témoigne d'un jugement assagi

par l'expérience. A l'assurance du succès, elle substitue la certitude de l'échec. Ce n'est pas que les tentatives de la raison pure aient été jugées caduques au tribunal de l'expérience, puisqu'elles avaient pris soin de se garantir à l'avance, mais elles succombent sous leur propre poids, le contraire de leurs résultats pouvant être prouvé par des raisons tout aussi péremptoires que ces résultats eux-mêmes.

Ces deux méthodes ont un défaut commun. Elles négligent de se livrer à un examen préalable de la faculté de connaître. Las à la fois des affirmations pures, qui ne nous apprennent rien, et du scepticisme, effort violent de la raison contre elle-même, qui enveloppe dans une commune défiance toutes les vérités dépassant l'expérience; aiguillonnés par l'importance de la connaissance entièrement certaine dont nous avons besoin, il ne nous reste qu'une troisième voie, celle de la critique. Nous étudierons la raison elle-même, et, sans sortir de ce domaine, nous en rechercherons les vérités apriorіques, indépendantes de l'expérience. Nous fixerons ainsi la portée, le contenu et les limites de la faculté de connaître, par l'examen des conditions qui lui sont essentielles. Tandis que le scepticisme, pour mettre en sûreté son bateau, le laisse pourrir sur le rivage, le criticisme s'efforce de lui trouver un pilote, au courant de l'art de gouverner, pourvu d'une carte marine et d'une boussole, capable de le diriger en toute sécurité.

La *Critique de la Raison pure* n'est donc pas autre chose qu'une théorie de la connaissance. « C'est un traité de la méthode, et non pas un système de la science elle-méme. Mais elle trace une esquisse de celle-ci, non seulement quant à son contour, mais aussi quant à sa structure

interne (1). » Kant entreprend l'examen de notre faculté de connaître, afin d'établir la mesure de vérité objective à laquelle nous pouvons prétendre. Il prend ainsi une position intermédiaire entre l'idéalisme de Leibnitz, qui va des idées aux faits, et l'empirisme de Locke, qui va des faits aux idées, ou plutôt, il étudie la base sur laquelle reposent ces deux conceptions opposées, et détermine ainsi la part de vérité qui revient à chacune d'elles.

Ce qui ne fait l'objet d'aucun doute, c'est que toute connaissance débute par l'expérience. Sans elle, notre faculté de connaître n'entrerait pas en activité. Il n'en faut pas conclure cependant que la connaissance en procède toute entière. Elle résulte bien plutôt de deux facteurs : ce que nous recevons par les impressions sensibles, et ce que notre faculté de connaître produit spontanément lorsqu'elle est stimulée par ces impressions (2). La capacité d'être affecté par les objets est nécessairement antérieure à toute expérience.

La première source de nos connaissances est la *sensibilité*, ou faculté intuitive. C'est par elle que les objets nous sont donnés. Toute connaissance doit se rapporter médiatement ou immédiatement à la sensibilité, car aucun objet ne peut nous être donné autrement (3). Sans la sensibilité, toute notre connaissance serait entièrement vide et sans objet.

L'objet indéterminé d'une intuition empirique s'appelle *phénomène*. Ce qui, dans le phénomène, correspond à la sensation, en est la matière. Ce qui fait que la diversité

---

(1) *Kritik der reinen Vernunft. p. 31.*

(2) *Ibid.* p. 46.

(3) *Ibid.* p. 71.

du phénomène (Mannigfaltige der Erscheinung) peut être coordonnée sous certains rapports, en est la forme. Tandis que la matière des phénomènes nous est empiriquement donnée, leur forme se trouve à priori dans l'esprit, et peut être considérée indépendamment de toute sensation. C'est ce que Kant appelle la forme pure de la sensibilité.

Pour que le contenu de sensations déterminées puisse être rapporté à quelque chose d'extérieur au moi; pour que ces sensations puissent être représentées comme séparées les unes des autres, et situées en des lieux divers, l'intuition de l'*espace* doit précéder cette opération. L'espace est la forme a priori du sens externe. De même, pour que nous puissions percevoir nos états de conscience comme simultanés ou consécutifs, l'intuition du *temps* doit être à la base de notre faculté représentative. Comme toutes nos représentations, qu'elles se rapportent à des objets extérieurs ou non, font partie de nos états de conscience, l'intuition du temps est la condition formelle à priori de tous les phénomènes en général (1). Aucun objet ne peut être donné à l'expérience, soit externe, soit interne, sans être soumis à la condition du temps. Nous ne pouvons avoir conscience de nos représentations que comme séries temporelles. L'espace et le temps ne sont donc pas des objets réels, mais des formes vides, destinées à être remplies par les objets. En tant que pures formes intuitives, ils n'auraient aucune portée, aucune signification, s'ils ne se rapportaient à des phénomènes, ou objets réels, donnés immédiatement dans l'intuition. Le temps et l'espace ont une réalité empirique, c'est-à-dire

(1) *Kr. der R. V.* p. 84.

une valeur objective, relativement à tous les objets qui peuvent être donnés à la sensibilité. Leur réalité n'est cependant pas absolue, car si l'on fait abstraction des conditions subjectives de l'intuition, ils ne sont plus rien, et ne sauraient être attribués aux objets en eux-mêmes, indépendamment de leur rapport avec nous.

Il résulte de ce que nous venons de voir, que nous ne connaissons que des phénomènes, c'est-à-dire les choses telles qu'elles nous apparaissent par suite de la constitution de notre esprit. Celle-ci est la même pour tous les hommes, mais elle n'est pas nécessairement la même pour toutes les créatures. Nous ignorons absolument ce que peuvent bien être les objets, abstraction faite de notre sensibilité. Quel que soit le degré de clarté et de netteté auquel nous puissions atteindre dans l'intuition sensible, nous n'obtenons pas, par là, le moindre renseignement sur la nature des choses en soi (1).

Kant ne veut pas cependant que l'on envisage le phénomène comme une simple *apparence* (Schein). En effet, les prédicats du phénomène peuvent être attribués à l'objet dans son rapport avec nos sens, par exemple à la rose la couleur rouge ou l'odeur. En revanche, l'apparence ne peut jamais, comme prédicat, être attribuée à l'objet lui-même, car on attribuerait alors à l'objet en soi ce qui ne lui convient que dans son rapport avec la sensibilité. Il n'y aurait fausse apparence que si j'attribuais la couleur rouge, l'odeur, etc., à la rose en soi, sans avoir égard à son rap-

(1) *Kr. der R. V.* p. 90. Ainsi se trouve réfuté le point de vue de Leibnitz, qui envisageait comme purement logique la différence entre l'élément sensible et l'élément intellectuel de la connaissance. Kant n'admet pas davantage la distiuction établie par Hobbes et Locke, entre les qualités premières et les qualités secondes d'un corps.

port avec le sujet (1). Dans le phénomène, les objets sont toujours envisagés comme quelque chose de réellement donné (als etwas wirklich gegebenes (2). « Phénomène et apparence ne doivent pas être tenus pour identiques (für einerlei). L'apparence n'affecte pas l'objet, mais le jugement qui porte sur cet objet (3). »

L'idéalisme transcendental accorde que les objets de l'intuition externe existent *réellement* (wirklich seien), tels qu'ils sont perçus dans l'espace; de même les changements dans le temps, tels que les représente le sens intime. Comme l'espace est déjà une forme de l'intuition que nous nommons externe; comme, sans objets donnés dans cette intuition, nous n'aurions aucune représentation empirique, nous pouvons et nous devons envisager les êtres étendus comme réels. De même pour ce qui concerne le temps. Mais cet espace, ce temps, et tous les phénomènes avec eux, ne sont cependant pas en soi, des *choses* (Dinge), mais des *représentations*. Ils n'existent pas en dehors de notre esprit. La vérité empirique des phénomènes dans l'espace et dans le temps est suffisamment garantie, et suffisamment dégagée de toute affinité avec le rêve, lorsqu'elle est établie suivant les lois empiriques de l'expérience (4).

La seconde source de la connaissance est l'*entendement* (Verstand), ou faculté de juger, qui opère au moyen de *notions* (Begriffe) la synthèse des résultats de l'intuition. L'intuition et la notion concourent ensemble à la forma-

(1) *Kr. der R. V.* p. 97. Note.

(2) *Ibid.* p. 96.

(3) *Ibid.* p. 290.

(4) *Ibid.* p. 408.

tion de toutes nos connaissances. Sans la sensibilité, aucun objet ne nous serait donné ; sans l'entendement, aucun ne serait pensé. Les pensées sans contenu sont vides, les intuitions sans concepts sont aveugles (1). Kant dresse l'inventaire des notions-types, suivant lesquelles s'exerce tout jugement, et qu'il appelle avec Aristote les *catégories* (quantité, qualité, relation, modalité). Ce sont des concepts d'un objet en général, au moyen desquels l'intuition de cet objet est considérée comme déterminée par rapport à l'une des fonctions logiques du jugement (2).

Les sens ne nous donnent jamais que la diversité, toute liaison est un acte de l'entendement. Ce sont les catégories qui prescrivent à priori leurs lois aux phénomènes, et par conséquent à la nature. Les lois n'existent pas plus dans les phénomènes que ceux-ci n'existent par eux-mêmes. L'ordre universel de la nature a son origine dans l'entendement (3). Penser un objet et connaître un objet ne revient pas au même. Pour constituer une connaissance, deux éléments sont de rigueur : la notion par laquelle un objet est pensé, l'intuition par laquelle il est donné. Or, la seule intuition dont nous disposions est l'intuition sensible. Un concept pur de l'entendement ne peut donc nous procurer une connaissance que s'il se rapporte à un objet sensible (4). L'entendement ne peut jamais aboutir à priori qu'à anticiper la forme d'une expérience possible en général. Ce qui n'est pas phénomène ne pouvant être objet d'expérience, l'entendement ne saurait

(1) *Kr. der R. V.* p. 100.

(2) *Ibid.* p. 137.

(3) *Ibid.* p. 678.

(4) *Ibid.* p. 149.

dépasser les bornes de la sensibilité. Ainsi sont fixées les limites dans lesquelles peuvent s'appliquer les catégories. Kant remarque expressément qu'au point de vue de la *pensée*, elles ont devant elles un champ illimité. Ce n'est que lorsqu'il s'agit d'obtenir une *connaissance* que leur application est limitée à la sensibilité.

Les catégories ne sont pas d'origine sensible comme le temps et l'espace. De là une illusion difficile à éviter. Nous nous imaginons que le champ de leur application peut être étendu au-delà de la sensibilité. Lorsque nous appelons certains objets des phénomènes ou êtres des sens (Sinnenwesen), il est naturel à notre pensée de leur opposer ces mêmes objets quant à leur nature absolue, ou même d'autres objets possibles qui pourraient être connus par l'entendement seul. Nous désignons ces objets sous le nom d'êtres de l'entendement (Verstandeswesen), ou *noumènes*. La question est de savoir si, dans ce cas, nos concepts purs sont réellement susceptibles d'une application.

Si par noumène nous entendons une chose abstraction faite de notre manière de la percevoir, et en tant qu'elle n'est pas un objet de notre intuition sensible, cette chose est un noumène dans le sens négatif. Si, au contraire, nous entendons par ce terme l'objet d'une intuition non sensible, nous admettons alors une intuition spéciale, différente de la nôtre, et dont nous ne pouvons même entrevoir la possibilité. Cet objet serait un noumène dans le sens positif (1). Mais l'intuition intellectuelle étant entière-

(1) *Kr. der R. V.* p. 262. Cette distinction entre le noumène au sens négatif et le noumène au sens positif, n'apparaît que dans la seconde édition de la *Critique*.

ment en dehors de notre faculté de connaître, il en résulte que ce que nous appelons noumène ne saurait être entendu que dans la première acception. La notion d'un noumène est une notion problématique. Elle ne renferme aucune contradiction, car on ne peut envisager l'intuition sensible comme la seule possible. En outre, elle a une portée limitative en ce sens qu'elle impose des bornes à la connaissance sensible, et lui signifie de ne pas s'aventurer au-delà de son domaine. Néanmoins la possibilité de ces noumènes ne peut être établie, et l'espace qui enveloppe la sphère du phénomène est vide pour nous. Notre entendement s'étend problématiquement plus loin que notre sensibilité. Le concept d'un noumène est donc un concept limitatif, d'un usage purement négatif. Cependant, loin d'être arbitrairement inventé (erdichtet), il est inévitable à cause des limites dont il entoure la sensibilité [1]. Cet objet transcendental ne se laisse pas séparer des données sensibles, car il ne resterait rien par quoi il puisse être pensé. Il n'est que la représentation des phénomènes saisis comme objets en général (unter dem Begriffe eines Gegenstandes überhaupt) [2].

Les indications fournies sur ce point par la raison théorique sont assez vagues, comme on en jugera d'après ce qui précède. Kant semble préoccupé de retirer d'une main ce qu'il accorde de l'autre. Il n'y a qu'un pas à faire pour arriver à la conclusion tirée par plus d'un disciple de génie qui s'écriait, prétendant interpréter fidèlement la pensée du maître : « Pourquoi vous donner tant de peine pour

---

[1] *Ibid.* p. 264, 265.

[2] Ces dernières remarques se trouvent dans la première édition, et ont été supprimées dès la seconde.

trouver la chose en soi? Elle n'est qu'un x dans notre équation. Nous voulons connaître la valeur de x. Ce qu'il est en soi, nous ne l'apprendrons jamais, ou plutôt, nous le savons : c'est une lettre de l'alphabet, et rien de plus (1).» Si l'on s'en tient à la partie théorique de la *Critique*, et que l'on considère ce qui vient après comme une « tentative d'introduire par une porte dérobée l'héritage juif d'un Dieu personnel », il peut sembler naturel d'interpréter dans ce sens la pensée de l'auteur. Dans la mesure, au contraire, où on envisagera la seconde *Critique* comme le but et le couronnement de la première, l'x reprendra toute sa valeur, et on verra dans le Kantisme, non point un idéalisme absolu, mais un idéalisme tempéré par le voisinage du noumène.

Toute notre connaissance commence par les sens, d'où elle gagne l'entendement et s'achève dans la *raison* (Vernunft). Celle-ci constitue le sommet de la pensée, au-delà duquel il n'y a plus rien. Comme l'entendement, la raison a une portée formelle, car elle fait abstraction de tout contenu de la pensée, mais elle a en outre une portée réelle, car elle est la source de certaines notions et de certains principes qu'elle n'emprunte ni aux sens ni à l'entendement. La raison est à l'entendement ce que celui-ci est à la sensibilité. L'entendement opère la synthèse des phénomènes au moyen de règles; la raison, à son tour, synthétise les règles de l'entendement au moyen de principes. La connaissance par les principes consiste à saisir le particulier dans le général, en d'autres termes, le pouvoir formel de la raison s'exerce dans le raisonnement logique (syllogisme). Remontant la série ascendante des

---

(1) Noack, *Kant's Auferstehung* p. 15.

conditions, le rôle caractéristique de la raison consiste à chercher partout l'inconditionné. Cette maxime logique ne peut être un principe de la raison pure, que, le conditionné étant donné, si l'on admet que toute la série des conditions est donnée par le fait, cette série elle-même étant inconditionnée.

La raison n'est satisfaite que lorsqu'elle a atteint la totalité absolue des conditions dans trois directions différentes : 1° Unité absolue du sujet pensant (psychologie). 2° Unité absolue de la série des conditions du phénomène (cosmologie). 3° Unité absolue des conditions de tout objet de la pensée en général (théologie). Ce sont là les trois *idées* de la raison pure. Elles renferment une intégralité, à laquelle aucune expérience possible ne saurait atteindre (1). Nous ne pouvons avoir aucune connaissance de l'objet qui correspond à une idée; nous n'en avons qu'une notion problématique. Ces idées ne sont cependant pas des fictions arbitraires. Elles nous sont imposées par la nature méme de la plus haute de nos facultés. Leur rôle consiste à régler l'usage de l'entendement, en le poussant à une synthèse toujours plus complète. On pourrait les comparer au mirage, qui fait avancer le voyageur.

Ainsi est démasquée l'erreur qui se trouvait à la base de la métaphysique traditionnelle, et en rendait stériles les efforts. Cette erreur consistait à prendre les principes régulatifs de la raison pure pour des principes constitutifs ; à tenir les idées pour des réalités, en leur appliquant des catégories qui ne valent que pour les données de l'expérience. Cette « apparence transcendentale » nous est si naturelle, que nous ne parvenons pas à la dissiper

(1) *Kr. der R. V.* p. 459.

même quand nous l'avons découverte. La cause en est que notre raison renferme, pour son usage particulier, des maximes qui ressemblent de si près à des principes objectifs, que nous prenons les unes pour les autres. Cette illusion est inévitable, nécessaire; nous ne pouvons pas plus nous en débarrasser que l'astronome ne peut empêcher que la lune lui paraisse plus grande à l'horizon qu'au zénith (1).

Aucune expérience ne serait possible si nous ne rapportions la diversité de nos intuitions à l'unité du moi. Cette « aperception primitive » fonde la possibilité de toute connaissance à priori; elle est exprimée dans le jugement : *je pense*. Ce jugement est le « véhicule » de toutes les notions en général. La représentation du *moi* est absolument dépourvue de contenu (2). On ne peut pas même dire qu'elle soit un concept, car elle n'est qu'une simple conscience (ein blosses Bewustsein) accompagnant tous les concepts (3). Le sujet de la pensée est un x qui ne peut être connu que par ses attributs. Il est entièrement en dehors du champ de l'expérience possible, puisque toute expérience le suppose. J'ai la conscience de moi-même: cette proposition implique déjà un dédoublement du moi, comme sujet et comme objet. Comment ce dédoublement est-il possible? C'est là un fait primitif, impossible à expliquer. Du moi sujet, nous ne pouvons savoir quoi que ce soit. Le moi objet se révèle à nous dans le sens intime, et constitue un objet d'expérience. Je pense, donc je suis (sous-entendu le sujet logique de ma pensée), est une pro-

(1) *Ibid.* p. p. 290 sqq.

(2) *Ibid.* p. 687.

(3) *Ibid.* p. 326.

position analytique, et ne constitue pas une connaissance. Je pense, donc je suis (sous-entendu une substance), est une proposition synthétique, mais elle n'a aucune valeur objective, puisque la notion de substance ne peut se rapporter qu'à des intuitions sensibles.

C'est sur ce texte unique : je pense, que la métaphysique traditionnelle a fondé une prétendue science, qu'elle a appelée la *psychologie rationnelle*. Cette science tire son origine d'une confusion entre le moi déterminant, sujet logique de la pensée, et le moi déterminable, objet de l'intuition interne (1). L'unité de conscience, synthèse suprême des catégories, est prise pour l'intuition du sujet comme objet, et la catégorie de la substance lui est appliquée. Or, le sujet des catégories ne peut pas se prendre lui-même comme objet de ces catégories.

La psychologie rationnelle, partant du principe dont la fausseté vient d'être établie, en tirait les conclusions suivantes : 1° *Quantité*. L'âme est une substance. 2° *Qualité*. L'âme est une snbstance simple. 3° *Relation*. L'âme est une unité. 4° *Modalité*. L'âme est indépendante des objets extérieurs.

De ces quatre déterminations découlent les conséquences de la personnalité de l'âme, de son immatérialité, de son immortalité. *a*) Que mon *moi* soit toujours le sujet de ma pensée, c'est là une proposition identique, mais elle ne signifie pas que moi, comme objet, je sois un être permanent (bestehendes Wesen), ou une substance. *b)* Que le *moi* de l'aperception désigne toujours un sujet logique simple, c'est ce qui résulte de la notion même de la pensée. Cela ne veut pas dire que le moi pensant soit une

(1) *Kr. der R. V.* p. 328.

substance simple. En effet, la notion de substance ne s'applique qu'à des intuitions. La seule intuition dont nous disposions est l'intuition sensible, qui est tout à fait en dehors du champ de l'entendement, dont il est ici exclusivement question [1]. *c*) L'identité du moi, au travers de la diversité dont je suis conscient, n'est pas moins indubitable. Mais cette identité du sujet ne s'applique pas à l'intuition par laquelle il est donné comme objet. Il se pourrait que le moi réel, en tant qu'objet d'intuition pour un autre observateur, ne lui apparût pas comme une identité numérique, mais comme une succession de sujets, se transmettant les uns aux autres la somme de leurs états [2]. *d*) Je distingue il est vrai, ma propre existence comme être pensant de tous les objets en dehors de moi. Mais cette conscience de moi-même serait-elle possible sans les objets extérieurs par lesquelles mes représentations me sont données, c'est ce qu'il est impossible de dire [3]. Le moi, objet du sens

---

[1] *Kr. der R. V.* p. 321 « L'opinion qui voit dans l'âme une substance simple n'a de valeur que si on entend l'opposer par là à la nature, et la soustraire à l'instabilité et à la fragilité de celle-ci. Or, même si nous concédons cette opinion, l'intention qui constitue sa raison d'être n'est pas satisfaite. Supposons en effet que l'âme soit une substance simple. Nous avons vu que les corps, objets du sens externe, n'ont qu'une réalité phénoménale. Or, *il se pourrait que l'objet transcendental, qui sert de fondement aux phénomènes externes, soit en même temps le sujet de nos pensées.* Si la matière était une chose en soi, elle serait, comme composé, entièrement différente de la pensée, envisagée comme substance simple. Mais elle n'est qu'un phénomène externe, dont le substratum ne peut être déterminé par aucun prédicat. Je puis supposer, par conséquent, qne ce substratum est simple en soi, bien qu'il apparaisse comme composé dans la façon dont il affecte mes sens. Il en résulterait que le même objet (noumène) serait corporel sous un rapport, et sous un autre rapport, être pensant. ..... Toutefois ce n'est là qu'une hypothèse. » *Ibid.* p. 688-690. Cette importante remarque est tirée de la première édition. Kant l'a fortement atténuée dans la seconde.

[2] *Kr. der R. V.* p. 692.

[3] *Ibid.* p. 330.

interne, et les objets dans l'espace, sont des phénomènes tout à fait différents spécifiquement, mais on n'est point autorisé à transporter ce dualisme dans le domaine métaphysique (1).

Ainsi, l'analyse de la conscience du moi ne me donne pas la moindre connaissance de ce moi envisagé comme objet, et c'est à tort que l'examen logique de la pensée en général est pris pour une détermination métaphysique de l'objet. La pensée spéculative est muette au sujet de la vie future. Il lui est impossible d'en prouver la réalité, mais cette impossibilité ne constitue nullement une perte, attendu que les preuves purement spéculatives n'ont jamais eu aucune influence sur la raison du commun des gens. En revanche, la valeur des preuves qui seules ont une portée persuasive, demeure intacte. Ces preuves sont celles qui reposent sur la raison pratique (2). L'avantage de la critique, c'est que les attaques dirigées contre la doctrine de l'immortalité, d'où qu'elles viennent, sont réduites à néant, puisque la preuve négative est une prétention tout aussi illusoire que la preuve positive.

La seconde *idée* de la raison pure a pour objet, nous l'avons vu (p. 21), l'unité absolue de la série des conditions du phénomène, et donne naissance à la *Cosmologie rationnelle* (3). Partant de l'expérience, par conséquent du conditionné, la raison remonte de condition en condition, et cherche à élever la synthèse partielle des catégories à une synthèse totale, absolue. Ce qui caractérise

---

(1) *Ibid.* p. 703.

(2) *Ibid* p, 339, 340, 706.

(3) Nous rappelons que notre but n'est pas de donner un exposé complet du système Kantien. Nous passerons rapidement sur la cosmologie rationnelle, qui ne se rattache pas directement à notre sujet.

cette tentative dialectique, c'est qu'elle aboutit, sur chaque point spécial, à deux solutions contradictoires, suivant qu'elle cherche l'absolu dans la série totale des conditions, ou qu'elle s'arrête à un point de cette série, envisagé comme inconditionné. Dans le premier cas, la série est infinie *a parte priori*, bien que tout entière donnée ; dans le second cas, elle a un commencement. Non seulement chacune de ces solutions, prise en soi, ne renferme aucune contradiction interne, mais chacune peut faire valoir en sa faveur des raisons puisées dans la nature même de l'intelligence, qui établissent sa nécessité (1). C'est donc un vrai « champ de bataille dialectique », où deux combattants de force égale se disputent la victoire.

On peut prouver par des arguments d'égale valeur *a*) que le monde a, et n'a pas, de commencement dans le temps et de bornes dans l'espace; *b*) que toute substance composée est formée de parties simples, et qu'il n'y a rien de simple dans le monde; *c*) que la liberté existe, et que tout est soumis à la nécessité; *d*) que le monde implique un être absolument nécessaire, et qu'un tel être ne saurait exister nulle part.

Il semble au premier abord que, l'une des alternatives étant écartée dans chacun de ces groupes, l'autre doive être vraie; que de deux hommes dont l'un dit : le monde a un commencement, et l'autre : le monde n'a pas de commencement, l'un doive avoir raison (2). Cependant la discussion continue à perte de vue. L'erreur commune aux défenseurs des deux opinions, est de prendre un principe rationnel (le conditionné étant donné, la série totale des conditions est donnée par le fait) pour un objet d'expé-

(1) *Kr. der R. V.* p. 354.
(2) *Ibid.* p. 415.

rience possible. L'idée cosmologique de l'inconditionné, comme l'idée psychologique du moi-substance, n'est qu'un principe régulatif, qui nous engage à remonter toujours plus haut la chaîne des conditions, dont nous ne voyons jamais le terme. La critique de la seconde idée rationnelle, comme celle de la première, a cependant aussi un résultat positif. C'est surtout la question de la liberté qui est ici en cause. Or, si la liberté ne peut être établie, elle ne peut pas non plus être niée par des arguments rationnels. Sa place reste vide. Elle pourra venir l'occuper dès qu'elle aura des titres suffisants à faire valoir. Seulement, ce n'est pas la raison pure qui les lui fournira.

La quatrième antinomie cosmologique, par une transition toute naturelle, nous amène à la troisième idée de la raison pure, qui a pour contenu l'unité absolue des conditions de tout objet de la pensée en général, et donne naissance à la *théologie rationnelle*. Tandis que les catégories sont susceptibles d'une application *in concreto*, puisqu'elles peuvent s'adapter à l'expérience d'une manière adéquate, nous avons vu que les idées ne rencontrent jamais dans l'expérience un objet concret qui leur corresponde. L'erreur de la métaphysique vulgaire consistait précisément à *concrétiser* ces idées, c'est-à-dire à s'imaginer qu'elles pouvaient trouver dans le champ de l'expérience un contenu réel, qui leur soit adéquat. Dans la théologie rationnelle, la raison va plus loin. Elle ne se borne plus à concrétiser une idée, mais elle l'individualise, et obtient ainsi ce que Kant appelle l'*idéal* de la raison pure, Dieu (1).

---

(1) *Kr. der R. V.* p. 459. Sur la manière dont la raison arrive à cet idéal, voir le lumineux exposé de M. Bridel, *op. cit.* p. 45 sq.

Cette idée est celle de l'ensemble de toutes les possibilités. Elle est entièrement positive, car les notions négatives ne sont jamais qu'une limitation de quelque chose de positif. L'ensemble de toutes les possibilités est donc l'ensemble de toute réalité, *omnitudo realitatis*, renfermant comme en provision tous les prédicats possibles qui peuvent être attribués aux choses (1). Cet ensemble de toute réalité étant entièrement déterminé (durchgängig bestimmt), est aussi quelque chose d'individuel, un *ens realissimum*. Cet idéal transcendental est le principe dont toutes les choses qui existent tirent leurs déterminations. Il est le seul idéal que la raison humaine puisse concevoir, car elle ne saurait arriver par aucune autre voie à une notion individuelle entièrement déterminée; il est le prototype dont les choses ne sont que des copies défectueuses, des ec-types; c'est à lui qu'elles empruntent la matière de leur possibilité (Stoff zu ihrer Möglichkeit), mais elles en restent toujours séparées par une distance infinie (2). La raison désigne son idéal sous le nom d'*être primitif* (ens originarium), d'*être suprême* (ens summum), d'*être des êtres* (ens entium). Elle ne nous laisse pas moins dans une ignorance absolue, relativement à l'existence de cet être (3). Pas plus que les autres idées, celle-ci n'implique l'existence de son objet. C'est la notion de cet être, transformé en une hypostase, et revêtu des attributs de l'unité, de la simplicité, de l'éternité, etc., qui sert d'objet à la théologie transcendentale, et que l'on appelle *Dieu*. La réalité objective de cet être est une pure invention (Erdichtung).

---

(1) *Kr. der R. V.* p. 465.
(2) *Ibid.* p. 466.
(3) *Ibid.* p. 467.

On n'en a pas moins cherché a établir par le raisonnement l'existence de Dieu. Les preuves entreprises dans ce but se ramènent à trois. Il ne peut pas y en avoir davantage. La première fait abstraction de toute expérience, et cherche à prouver à priori, par de simples concepts, l'existence d'une cause suprême (preuve ontologique). Les deux autres ont une base expérimentale (preuves physico-théologique et cosmologique).

a). *Preuve ontologique.* Le premier auteur de cet argument célèbre est Saint-Anselme, qui le présente de cette façon dans son *Proslogium* : L'esprit humain renferme l'idée de Dieu, c'est-à-dire de l'être le plus grand que l'on puisse imaginer (*id quo nihil majus cogitari potest*). Or, si cet être n'existait pas, on pourrait en imaginer un plus grand, celui qui existerait réellement. Donc il existe. (*Id, quo majus cogitari nequit, non posse in intellectu solo esse*). Descartes reproduit cet argument, qui reparaît également chez Leibnitz. Ce philosophe, de la possibilité de Dieu, conclut à son existence. (*Deus, si est possibilis, existit*). Enfin, Wolff part de la notion de l'être entièrement réel. Cet être est conçu comme embrassant toutes les réalités; parmi ces réalités se trouve l'existence; donc l'être entièrement réel existe.

Toutes ces tentatives, malgré les nuances qui les distinguent, se ramènent à un même procédé d'argumentation. Elles prétendent passer de l'idée à l'existence, sans le secours d'aucune expérience. On a de tout temps beaucoup parlé de l'être nécessaire, dit Kant, et on s'est moins préoccupé de comprendre ce qu'il fallait entendre par là, que d'en prouver l'existence. L'être nécessaire, a-t-on dit, est celui dont la non-existence est impossible, contradictoire, de même qu'il est impossible d'admettre qu'un

triangle ait plus ou moins de trois angles. Il est vrai que si, dans un jugement identique (tout triangle a trois angles), j'enlève le prédicat tout en maintenant le sujet, il en résulte une contradiction. Mais si j'enlève à la fois le sujet et le prédicat, la contradiction disparaît, car il ne reste plus rien à quoi elle puisse s'attacher. Cette remarque s'applique à la notion de l'être entièrement nécessaire. Le jugement : Dieu est tout puissant, est un jugement nécessaire. Le sujet étant maintenu, le prédicat doit l'être aussi. Mais si je supprime l'un et l'autre, il n'en résulte aucune contradiction.

Tout en accordant cela, on réclame cependant une exception en faveur d'un unique concept, celui de l'être tout réel (all realsten Wesen), dont le sujet, dit-on, ne saurait être supprimé sans contradiction. En effet, cet être est possible. L'existence étant comprise dans l'ensemble de la réalité, la possibilité de cet être entraîne sa réalité. Voici comment Kant répond à cette objection. On n'a pas le droit d'introduire l'existence dans la notion d'une chose qui n'est pensée que comme possible. L'existence n'est pas un prédicat qui vienne s'ajouter à la notion d'une chose, mais elle n'est qu'une simple *position*, c'est-à-dire la condition de tous les prédicats, et non point l'un d'entre eux. Ainsi, lorsque je dis : *Dieu est*, je n'ajoute aucun prédicat nouveau à la notion de Dieu (1). Le concept et son objet ont exactement le même contenu, et le réel ne renferme rien de plus que le possible. Lors donc que je pense un être comme la suprême réalité, la question subsiste toujours : existe-t-il ou n'existe-t-il pas ? Pour que cette question soit susceptible d'une solution, il faudrait

(1) *Kr. der R. V.* p. 480.

que son objet puisse être connu à posteriori, c'est-à-dire être donné dans l'expérience. L'argument ontologique est donc impossible, et les *idées* n'enrichissent pas plus notre connaissance (Einsicht) que des zéros n'enrichissent un marchand, lorsqu'il les ajoute au chiffre de son avoir (1).

b). *Preuve cosmologique.* Cette preuve, exposée pour la première fois d'une manière complète dans la *Somme* de Thomas d'Aquin, est développée par Leibnitz et par son disciple Wolff. Les choses qui nous entourent se transforment et passent. Ces choses, ou du moins leurs changements, doivent donc avoir une cause, mais toutes les causes que nous présente l'expérience sont soumises au même destin. Elles nous poussent à remonter plus haut encore, jusqu'à une cause suprême. Où trouver cette cause suprême, sinon dans l'être absolument parfait, source de toute possibilité? (2)

La preuve cosmologique a donc une base expérimentale. Elle part d'une existence contingente quelconque, et conclut à l'existence d'un être absolument nécessaire. Un second pas l'amène à identifier cet être nécessaire avec l'être tout réel. Ce qui enlève toute valeur à la première partie de cette preuve, c'est que le principe rationnel: toute existence contingente a une cause en dehors de soi, ne s'applique qu'au domaine de l'expérience (3). Or, ici, on voudrait précisément l'utiliser pour nous en faire sortir. La seconde partie de l'argument revient à la preuve ontologique, qui n'a fait que changer de vêtements et

---

(1) *Kr. der R. V.* p. 483.

(2) *Ibid.* p. 474.

(3) *Ibid.* p. 488.

modifier sa voix, pour n'être pas reconnue (1). Etant donnée l'absolue nécessité, on cherche un être qui lui corresponde, et on croit le trouver dans l'être tout réel. Dans la preuve ontologique, les termes étaient renversés, et l'on concluait de la notion de l'être tout réel à son absolue nécessité, et par conséquent à son existence. Les deux procédés reviennent au même. Dans les deux cas on raisonne uniquement à priori, au moyen de notions. Le terrain empirique sur lequel l'argument cosmologique prétendait se baser est promptement abandonné, et cet argument s'achève dans le domaine de la spéculation pure comme le précédent.

c). *Preuve physico-théologique.* Cette preuve, ainsi s'exprime Kant, mérite d'être mentionnée avec respect (Achtung). Elle est la plus ancienne, la plus claire, la plus accessible à la raison de tous. Elle vivifie l'étude de la nature, dont elle tire son existence et dont elle reçoit sans cesse de nouvelles forces (2). Au lieu de considérer le monde d'une manière abstraite, comme la précédente, elle se base sur une observation attentive de la nature. Elle y découvre un ensemble de moyens et de fins qui semble trahir la présence invisible d'un sage et mystérieux ordonnateur. L'analogie avec les produits de l'art humain, qui fait violence à la nature et l'oblige à se conformer aux buts qu'il se propose, nous sert tout naturellement de fil conducteur dans cet ordre de recherches. Il faut cependant reconnaître que cette voie nous autoriserait tout au plus à conclure à un « architecte du monde » (Weltbaumeister), ordonnateur d'une matière donnée, mais non

---

(1) *Kr. der R. V.* p. 486.

(2) *Ibid.* p.497.

pas à un créateur. La conclusion physico-théologique va de l'ordre et de la finalité du monde à une cause qui leur soit proportionnée. Au cas le plus favorable, elle nous porterait à admettre un être sage, bon, puissant, non un être tout-sage, tout-bon et tout-puissant (1). Notre observation ne se meut que dans la sphère du fini; nous ne pouvons donc pas conclure à une cause infinie. On n'atteint ce résultat qu'en quittant brusquement le sol de l'expérience, pour s'élancer, sur l'aile des idées, dans le domaine des possibilités pures et des spéculations abstraites. En d'autres termes, on revient à l'argument ontologique, dont la vanité a été démontrée (2).

Il nous reste à voir de quelle façon Kant s'y prend pour remplir les vides de la pensée spéculative. Il y aurait beaucoup à dire sur ce sujet. Nous nous bornerons à deux points qui rentrent plus spécialement dans les limites de notre travail : ce qu'on a appelé, assez improprement, l'*argument moral* en faveur de l'existence de Dieu, et les rapports entre la connaissance théorique et la connaissance pratique.

II

La clef de voûte de la Critique de la raison pratique est l'impératif catégorique, la loi impérieuse, absolue, dont nous constatons en nous la présence et qui nous oblige à priori, par sa seule forme. Son existence nous est aussi certaine que celle des principes à priori de la raison théorique. Cette loi ne s'appuie sur aucune autre autorité

(1) *Kr. der R. V* p. 168.

(2) *Ibid.* p. 502.

que la sienne propre. Son commandement est absolu. Elle veut être obéie pour elle même, et toute intervention d'un motif étranger porterait atteinte à sa souveraineté. L'impératif ne peut agir sur la volonté de l'homme que si cette volonté est libre, soustraite à l'enchaînement nécessaire des causes et des effets. La liberté étant impliquée dans la loi morale, qui est elle-même l'objet d'une certitude absolue, il en résulte que la liberté participe à la même certitude. Nous trouvons ainsi l'inconditionné sans sortir de nous-même (1).

L'obligation de l'impératif catégorique est purement formelle, et fait abstraction de tout contenu de la volonté. Elle s'exprime dans cette seule formule : tu dois. Cependant, toute action doit avoir un objet, et la volonté ne saurait être exceptée de cette règle. L'objet dernier vers lequel elle tend est le *souverain bien*, qui constitue « la totalité inconditionnée de l'objet de la raison pratique pure (2). » Ce souverain bien se compose de deux éléments : *la sainteté*, conformité absolue de la volonté à la loi morale, et *le bonheur*, conformité absolue de la nature au but que se propose l'individu (3). Le premier élément du souverain bien, la sainteté, ne peut être atteint dans le monde où nous vivons. Comme elle n'en est pas moins exigée par la raison pratique, il faudra, pour y arriver, un progrès *ad infinitum*. Ce progrès à l'infini n'est possible que si l'existence de la personnalité est prolongée à l'infini. Le bien suprême ne peut par conséquent se réaliser que dans l'hypothèse de l'*immortalité de l'âme*.

---

(1) *Kr. der Pr. V.* p. 126.

(2) *Ibid.* p. 130.

(3) *Ibid.* p. 149.

La sainteté ne constitue pas à elle seule le bien complet, achevé, le souverain bien. Le bonheur doit encore s'y ajouter. Cette exigence est réclamée, non par une raison intéressée, mais par une raison absolument impartiale. Malheureusement, l'ordre moral et l'ordre naturel sont tout à fait indépendants l'un de l'autre. La loi morale ne renferme pas le moindre fondement d'un accord entre l'un et l'autre (1). Cependant, elle nous ordonne de poursuivre la réalisation du souverain bien, qui doit donc être possible. Il ne nous reste qu'à *postuler* l'existence d'une cause indépendante de la nature, et qui renferme le principe de cet accord. Cette cause doit être intelligence et volonté, et nous arrivons ainsi à l'idée de Dieu (2). Pour que la nature entière, et son rapport avec la moralité, lui soient soumis, il doit être tout-puissant. Il doit être également doué de toute-science, pour éprouver la valeur morale des mobiles les plus cachés; tout-présent, pour donner une satisfaction immédiate aux besoins qu'éveille l'ordre moral; éternel, pour maintenir toujours l'accord entre la nature et la liberté (3). La loi morale, par l'intermédiaire de la notion du bien suprême, conduit donc à la *religion*, qui consiste à envisager tous les devoirs comme des ordres divins; non pas comme des prescriptions arbitraires émanant d'une volonté étrangère, mais comme les lois essentielles à toute volonté libre, considérées néanmoins comme des ordres de l'Être suprême (4). A la fin de la *Critique du jugement*, Kant a repris l'argument moral en faveur de

(1) *Kr. der Pr. V.* p. 149.

(2) *Ibid.* p. 150.

(3) *Kr. der R. V.* p. 629, cf. *Kr. der Pr. V.* p. 168.

(4) *Kr. der Pr. V.* p. 155.

l'existence de Dieu tel qu'il l'avait exposé dans les deux premières *Critiques*. L'idée directrice de cet ouvrage est celle du *but moral* de la nature. Or, la nature en elle-même est indifférente à l'égard de la moralité. Elle doit donc être organisée en vue du but absolu, du bien suprême, par un être tout-puissant qui la domine, et qui soit en même temps l'auteur de la loi morale. Cette argumentation, néanmoins, ne constitue pas une preuve théorique. Elle a une portée purement pratique.

Nous arrivons donc, sur le terrain pratique, à l'affirmation des trois idées auxquelles la raison théorique n'avait pu nous conduire : la liberté, l'immortalité, l'existence de Dieu. Il faut remarquer cependant que ces trois idées ne sont pas également partagées au point de vue de la certitude qui leur revient. Les deux dernières ne sont pas, comme la liberté, des conditions de la loi morale, mais seulement des conditions de l'objet auquel tend toute volonté déterminée par cette loi. La liberté est donc la plus solidement établie de beaucoup, la seule dont nous puissions *savoir* l'existence (1). « Or, des trois dogmes en question, c'est là peut-être le moins indispensable à la religion. Les faits sont là pour prouver que la religion peut coexister à côté de la négation de la liberté humaine, témoin la prédestination de Saint-Augustin, des jansénistes, des réformateurs (2). »

Quant aux deux idées de l'immortalité et de l'existence de Dieu, leur possibilité doit être *admise* (angenommen), au point de vue pratique, sans qu'elles puissent être connues théoriquement. Leur possibilité, qui n'était qn'un pro-

(1) *Kr. der Pr. V.* p. 2.

(2) Ph. Bridel, *op. cit.* p. 90.

blème pour la raison spéculative, devient une *assertion* (Assertion), reposant uniquement sur une nécessité subjective (1). Les trois idées ont en commun ce caractère, d'être des *postulats*, par où il faut entendre des propositions nécessairement impliquées dans une loi pratique inconditionnée, mais indémontrables théoriquement. Ce sont des hypothèses pratiquement nécessaires.

Il est impossible de n'être pas frappé du contraste qui existe entre les démonstrations nettes, incisives, de la *Critique de la raison pure*, et les affirmations embarrassées, souvent ambigües, de la *Critique de la raison pratique*. Tout ce qui concerne l'idée de Dieu est particulièrement nébuleux. Kant, nous l'avons dit, rattache la réalité de cette idée à celle du souverain bien. Ailleurs, lorsqu'il s'agit d'établir la réalité du souverain bien, il s'en réfère à l'idée de Dieu, et s'exprime ainsi : Avoir soif de bonheur, en être digne, et cependant n'y point avoir part, ne saurait s'accorder avec la volonté parfaite d'un être raisonnable et tout-puissant (2). Il est moralement nécessaire d'admettre l'existence de Dieu (3). L'honnête homme doit dire (darf wohl sagen) : *je veux* qu'il y ait un Dieu (4). A la page suivante, Kant n'en affirme pas moins que cette hypothèse est aussi nécessaire que la loi morale elle-même. D'après un autre passage, nous ne pouvons que présumer (muthmaassen) l'existence de Dieu.

Comment une extension de la raison pure dans le domaine pratique est-elle possible, sans qu'il en résulte

---

(1) *Kr. der Pr. V.* p. 3.

(2) *Ibid.* p. 133.

(3) *Ibid.* p. 151.

(4) *Ibid.* p. 172.

aucune extension de la connaissance spéculative? Quel rapport y a-t-il, en d'autres termes, entre la connaissance théorique et la connaissance pratique? L'examen de cette question fait l'objet d'un chapitre spécial de la seconde *Critique* (1).

Pour élargir pratiquement une connaissance pure, une intention (Absicht), c'est-à-dire un but, un objet de la volonté, doit être donnée à priori. Ce but est pratiquement nécessaire; c'est le souverain bien. Il ne peut se réaliser sans appeler à son secours trois notions théoriques, purs concepts rationnels, auxquels ne correspond aucune intuition, et qui ne sauraient par conséquent prétendre à aucune réalité objective par voie théorique. La connaissance théorique reçoit, il est vrai, un accroissement (Zuwachs), par le fait que des notions purement problématiques sont déclarées assertoriquement correspondre à un objet. Ce n'est pas à dire que l'on puisse désormais faire de ces notions un usage positif dans un but théorique. La raison pratique affirme la réalité de ces notions, mais nous n'en obtenons par là aucune intuition, en sorte qu'aucune proposition synthétique n'est possible à leur endroit. Cette porte ouverte ne nous est donc d'aucune utilité au point de vue spéculatif. Nous attribuons des objets à des notions, mais nous ne pouvons pas dire comment celles-ci se rapportent à leurs objets. La raison pratique leur confère la réalité; la raison théorique n'a pas autre chose à faire qu'à les penser au moyen des catégories (2).

Nous désignons les trois idées dont il est ici question par des prédicats empruntés à notre propre nature. Cepen-

(1) P. 161 sq.

(2) *Kr. der Pr. V.* p. 164.

dant, ces déterminations ne doivent être envisagées ni comme des anthropomorphismes, ni comme une connaissance transcendante d'objets suprasensibles. Ainsi, nous attribuons à Dieu entendement et volonté considérés dans le rapport qu'implique la loi morale, et en tant qu'ils se prêtent à un usage pratique. L'entendement de l'homme est discursif; sa volonté est toujours affectée par le sentiment de plaisir qui s'attache à l'existence de son objet. De ces notions appliquées à Dieu, il ne reste que ce qui est strictement nécessaire à l'ordre moral. Si nous essayons de faire de cette connaissance *pratique* une connaissance théorique, nous obtenons les résultats suivants : un entendement intuitif, et non discursif comme le nôtre; une volonté dirigée sur des objets sans être affectée en aucune façon par leur existence, sans parler des prédicats transcendantaux, comme celui d'une durée intemporelle. Autant d'attributs dont nous ne pouvons avoir aucune notion applicable à la *connaissance* de l'objet. Ces notions ne peuvent donc pas être utilisées à l'élaboration d'une théorie quelconque à propos d'êtres suprasensibles (1). Au point de vue pratique, des deux attributs de l'entendement et de la volonté, il reste la notion d'un rapport qui reçoit, sur ce terrain, une réalité objective. Recourir à l'idée de Dieu pour expliquer les phénomènes (Einrichtungen) naturels et leurs changements, revient à l'aveu qu'on est au bout de sa philosophie (2). Ainsi, les trois *idées* se présentent au regard de la foi comme trois sommets dans les trouées d'un impénétrable brouillard. Nous ne discernons rien de leur structure. La base qui les relie nous échappe également.

(1) *Kr. der Pr. V.* p. 165.
(2) *Ibid.* p. 166.

La connaissance théorique est celle par laquelle je connais *ce qui est;* la connaissance pratique, celle par laquelle je me représente *ce qui doit être*. Lorsqu'il est indubitablement certain que quelque chose de conditionné est, ou doit être, deux cas peuvent se présenter. Ou une certaine condition déterminée apparaîtra comme absolument nécessaire, ou elle pourra être conjecturée à bien plaire (beliebig). Dans le premier cas, la condition est postulée (per thesin), dans le second, elle est supposée (per hypothesin). Comme il y a des lois pratiques qui sont absolument nécessaires, si elles impliquent une existence quelconque dont dépende la possibilité de leur caractère obligatoire (ihrer verbindenden Kraft), cette existence doit être postulée (1).

Si la raison pure peut être pratique, et elle l'est en réalité, il n'y a cependant qu'une seule et même raison, qui juge au moyen de principes à priori dans les deux sphères qui constituent son domaine. Si, en sa qualité de raison théorique, elle est incapable d'asseoir solidement certaines propositions, elle les accueillera néanmoins comme un *élément étranger* (fremdes Angebot), qui n'a pas poussé sur son propre sol, mais qui n'en est pas moins suffisamment attesté par ses attaches à la sphère pratique. Elle s'efforcera de le comparer et de le mettre en rapport avec tout ce qu'elle possède comme raison théorique, sans parvenir à enrichir de ce chef son intelligence (Einsicht) des choses. Si les deux sphères étaient simplement coordon-

---

(1) *Kr. der R. V.* p. 505. Une connaissance théorique est *spéculative*, lorsqu'elle se rapporte à un objet qui ne peut pas être donné dans l'expérience. Elle est *naturelle*, lorsque son objet peut faire partie d'une expérience possible. Le principe qui couclut, de ce qui arrive à une cause, appartient à la connaissance naturelle. *Ibidem.*

nées, il en résulterait un conflit. Leur bonne harmonie ne peut subsister que si la seconde a la prééminence, comme c'est en effet le cas. C'est ce que Kant appelle le *primat* de la raison pratique. Il remarque que cette prééminence n'a rien qui puisse surprendre, puisque « tout intérêt est en définitive pratique. » (1)

(1) *Kr. der Pr. V.* p. 146.

CHAPITRE II.

La théorie de la connaissance de Lotze.

Hermann Lotze, qui occupa pendant trente-six ans la chaire de philosophie de l'Université de Göttingue, appartient à cette génération d'hommes de science qui reprit, des mains de l'hégélianisme discrédité, le drapeau de la philosophie. Par son dédain pour les sciences exactes dont les résultats refusaient de se plier au joug de ses spéculations, Hegel avait fini par s'aliéner les esprits les plus sérieux. A partir de 1830, son étoile baissa rapidement. On éprouvait le besoin de reprendre contact avec les faits ; de renoncer aux expéditions aventureuses en pleine mer, pour se rapprocher des côtes de l'expérience. Les sages conseils de Kant, trop longtemps oubliés, revinrent dans les mémoires, et l'Université de Göttingue fut une des premières à donner le signal de cette orientation nouvelle.

Herbart, grand adversaire de l'école hégélienne, chercha à tracer son chemin entre Leibnitz et Locke, entre l'idéalisme et le sensualisme. Lotze, son successeur à Göttingue, travailla dans le même sens. Si ces deux philosophes arrivent sur plus d'un point à des résultats divergents, leurs recherches sont cependant inspirées d'une même préoccupation : réconcilier la philosophie avec les données de l'expérience. Très versé dans la médecine et les sciences naturelles, non moins au courant de l'histoire de la philosophie, Lotze réunissait un ensemble de dons

qui se rencontrent rarement dans un même esprit, et qui correspondaient exactement aux besoins des temps. La première édition de sa *Métaphysique* parut l'année même de la mort de Herbart (1841). Dès lors, Lotze a enrichi la philosophie d'une série de travaux, dont les plus connus sont le *Mikrokosmos* (en 3 volumes, 1856-1864), la *Logique* (1874), la nouvelle édition de la *Métaphysique* (1879), traduite en français par M. Duval en 1883, avec quelques retouches de l'auteur.

Pendant de nombreuses années, Lotze et A. Ritschl professèrent ensemble à Göttingue. Leurs rapports ne se bornèrent pas à des relations amicales de collègue à collègue. Les ouvrages de Ritschl ont gardé la trace d'un lien plus profond, et il n'est point malaisé de discerner l'influence du philosophe dans les travaux du théologien. A plusieurs reprises Ritschl s'en réfère explicitement à son collègue par des citations ou par des notes. Il dit, en particulier, lui avoir emprunté sa théorie de la connaissance.

Partant de ces déclarations de Ritschl, nous allons exposer la manière de voir de Lotze sur le problème de la connaissance. Ce problème est si intimément rattaché à l'ensemble du système, qu'il est impossible de l'en séparer. Nous l'étudierons donc dans son contexte, pour autant que ce contexte est indispensable, ou simplement utile à l'intelligence de la question.

I

La période des premières origines de l'humanité demeure, pour nous, enveloppée d'un profond mystère. Il en est de même des perspectives les plus lointaines de son avenir. Entre ces deux obscurités se trouve un espace

relativement éclairé : la vie, avec ses besoins impérieux, ses devoirs pressants, les buts qu'elle propose à notre activité. L'incertitude qui plane sur le passé et sur l'avenir jette à peine un trouble dans la joie de vivre, dans la confiance que nous accordons au présent. Ainsi dans le domaine du savoir. Nous supposons une vérité éternelle, mais, dans les réflexions ordinaires à notre pensée, quelques fragments de cette vérité nous apparaissent seuls, qui nous suffisent, sans que nous cherchions à les analyser et à nous en rendre exactement compte. Nos recherches se bornent à établir un accord entre nos perceptions changeantes et incertaines, et ces sommets de la vérité qui émergent dans notre conscience, sans que nous apercevions l'ensemble auquel ils sont rattachés.

Mais il survient, dans la vie, des moments où le présent ne nous paraît supportable que si nous cherchons à découvrir les rapports qui le lient au passé et à l'avenir. Dans le domaine de la connaissance aussi, certaines circonstances nous engagent à nous élever au-dessus du mouvement ordinaire de nos pensées, et à réfléchir sur leur origine et sur le but auquel elles tendent. En effet, elles ne vivent pas toujours en bonne harmonie. Des doutes s'élèvent sur leur valeur, lorsque surgissent des contradictions entre les sphères diverses de notre activité intellectuelle. Les principes du mécanisme universel, d'une part, les affirmations de la conscience, d'autre part, sont un exemple caractéristique de l'hostilité qui s'élève parfois entre nos diverses sources de connaissances, rapportées à un même objet. Des contradictions analogues ne manquent pas de se faire jour dans le domaine de la connaissance théorique elle-même. De là la nécessité d'une science qui prenne pour *objet* de ses recherches les notions et les proposi-

tions qui, dans la vie ordinaire et dans les sciences spéciales, sont employées comme *principes* de toute investigation. Cette science est la métaphysique (1).

Avant d'aborder cette étude et d'examiner le *contenu* de ces principes, Lotze se demande quels sont les fondements sur lesquels repose leur certitude au point de vue subjectif. Avant de s'occuper de la vérité proprement dite, il s'enquiert des signes auxquels nous pouvons la reconnaître.

Contrairement à Kant, et d'accord avec Leibnitz, Lotze n'admet pas que nous puissions, par un examen préalable de la faculté de connaître, établir la capacité ou l'incapacité de notre raison à saisir la vérité. Chacun de nous, quelque hésitation qu'il y mette, est obligé en dernière instance de juger toute proposition qu'il entend et tout fait que lui présente l'expérience, d'après des principes dont la puissance coercitive s'impose à la pensée avec une certitude immédiate. Même lorsqu'il entreprend d'examiner les titres de cette évidence, il est toujours obligé d'en référer à l'égale évidence de toutes les raisons qui motivent sa décision (2). Lotze s'appuie donc, au début de son travail, sur « le sentiment naturel de vraisemblance qui prononce en dernier ressort sur toutes nos entreprises philosophiques. » « J'évite expressément, dit-il, de vouloir établir le bon droit de cette croyance par une exploration théorique préalable de la faculté de connaître. On travaille beaucoup trop, de nos jours, dans cette direction, sans résultat positif, et avec des prétentions mal fondées... Le travail ambitieux auquel se livrent les théories de la

(1) *Logik*, p. 470, 471. *Gr. der Met.*, § 1,

(2) *Met.*, p. 15.

connaissance a très rarement conduit à un résultat positif, et n'a pas du tout produit les méthodes dont on s'amuse à faire un vain étalage. L'incessant aiguisage des couteaux est agaçant, quand on n'a devant soi rien à couper. » C'est en vain qu'on cherche dans une analyse psychologique de la faculté de connaître une base pour la métaphysique. Chacun finit pourtant par avouer que, sur la vérité de notre connaissance et sur son aptitude pour la vérité, nous ne pouvons demander un jugement indépendant d'elle-même (1). Lotze n'entend donc pas, par sa théorie de la connaissance, fournir une base à la métaphysique. Pour éviter tout malentendu, il désigne ce travail préliminaire sous le nom de méthodologie (2). Le contenu en sera purement analytique, et se bornera à constater des faits.

La tradition rattache au nom de Socrate le pas décisif par lequel la philosophie entre dans la voie d'une recherche vraiment scientifique. Ce nouveau programme renfermait une double tâche. Il fallait d'abord se rendre compte des formes et des principes d'investigation indispensables à notre pensée pour parvenir à la réalité. Ce travail logique a été magistralement inauguré par l'antiquité. Il fallait ensuite déterminer la valeur de ces lois inévitables de la pensée pour la découverte de la vérité et la connaissance des choses. Sur ce point, on n'a jamais réussi à se mettre d'accord, ni dans l'antiquité, ni dans le développement ultérieur de la philosophie.

Lorsque, dans la vie ordinaire, nous cherchons par des comparaisons, des analogies, des conclusions, à découvrir un fait oublié, ou qui se dérobe à nos regards, nous

---

(1) *Met.*, p. 14.

(2) *Logik*, p. 471.

nous rendons compte que les détours de notre pensée ne sont que des moyens subjectifs d'arriver à ce résultat, et ne correspondent pas à une série parallèle de mouvements dans l'objet lui-même. Nous comptons arriver à un résultat conforme à la nature de l'objet, sans que notre travail, pendant qu'il a lieu, reproduise pas à pas le développement interne de cet objet. Ce rapport de la pensée avec sa matière suppose deux choses. Tout instrument utile doit être, d'une part, approprié à la main qui le manie, d'autre part, conforme à la nature de l'objet sur lequel il sera dirigé. La pensée, de même, sera déterminée à la fois par la nature du sujet pensant et par la nature de son objet (1). Kant prétendait que la connaissance imposait ses lois aux phénomènes. Il est vrai que l'esprit détermine d'une manière générale le coloris de la réalité, mais, pour qu'il y ait connaissance, le dessin doit lui être donné par la nature propre du phénomène (2).

Nous ne pouvons saisir d'un coup-d'œil l'ensemble de la réalité. De là, pour notre pensée, une foule de fonctions diverses, comparaisons, rapports, etc., moyens formels préalables, nécessaires pour arriver à la connaissance. D'autre part, ces formes sont dans une relation fondamentale (ursprüngliche Beziehung) avec la nature des choses. L'être et la pensée obéissent aux mêmes lois supérieures. Ces lois lient la réalité avec une conséquence si complète, que notre pensée peut à son gré partir d'un point quelconque *a*, suivre la direction qu'il lui plaît, et être sûre, à condition de rester constamment soumise à ces lois, de

---

(1) *Mik.* III, p. 203.

(2) *Mik.* III, p. 500.

rencontrer l'autre point *b* qu'elle cherchait dans la réalité. Peu importe l'écart entre les mouvements de la pensée. et la connexion effective des deux points *a* et *b*. Ainsi, quand nous recherchons les propriétés d'une figure géométrique, nous commençons par tracer des lignes accessoires qui font si peu partie de la figure elle-même, que nous pouvons les choisir à notre gré. Chaque pause de notre travail se trouve correspondre à un état de fait, jusqu'à ce qu'arrivés au terme, nous possédons la vérité cherchée (1). Les opérations logiques sont donc comme un échafaudage qui peut être enlevé une fois la construction achevée. Nous saisissons ici la différence entre la signification purement formelle du mouvement de la pensée (Denkhandlung). et la signification réelle (real) de son résultat (2).

Lorsque notre pensée lie en un tout des représentations particulières ; lorsqu'elle réunit plusieurs exemplaires dans une notion générale, forme des jugements à l'aide de notions, ou des conclusions à l'aide de jugements, elle s'imagine aisément reproduire, par ces procédés, les rapports internes de son objet. La grande erreur de l'antiquité a été précisément de s'imaginer résoudre des problèmes métaphysiques en analysant logiquement des représentations. La doctrine des idées de Platon n'est qu'un grandiose mais infructueux essai de saisir la nature des choses dans les notions générales de la pensée. Entre les vérités qui *valent* (gelten), c'est-à-dire qui sont susceptibles d'application, et les choses qui *sont*, la philosophie grecque n'a jamais que très insuffisamment distingué. C'est justement cette différence qui importe.

---

(1) *Mik.*, III, p. 205.

(2) *Logik* p. 540.

Il est vrai qu'au fond (im letzten Grunde) les mêmes vérités supérieures embrassent l'être et la pensée. Sur ce fait fondamental repose la possibilité de les rapporter l'un à l'autre. Mais il ne faut pas en conclure qu'un nombre invariable de notions, en *étant* (seiend), formeraient des choses, et en étant *pensées*, des représentations de ces choses. Les notions de notre pensée peuvent au contraire être multipliées à l'infini, sans être accompagnées d'une augmentation correspondante dans l'être (1).

Aristote n'a pas fait, à propos des jugements, cette distinction entre l'être et la pensée. Dans le jugement, nous réunissons deux représentations par une troisième ; nous disons qu'un objet a une qualité, exerce une activité. Il s'agirait de savoir ce qui, dans l'objet lui-même, correspond à ces expressions. Ainsi, à propos du devenir, Aristote se borne à analyser la représentation que nous en avons, et à affirmer que, lorsque deux représentations se succèdent, l'une s'en va quand l'autre arrive. Les transformations que subit notre représentation d'un objet, lorsque cet objet se modifie, sont traitées comme si elles étaient tout à fait pareilles à ce qui se passe dans l'objet lui-même.

Les fameuses notions de *dynamis* et d'*énergie*, ces « enfants gâtés du dilettantisme philosophique (2) », introduisent systématiquement la stérilité de telles considérations dans les recherches scientifiques. Lorsqu'une chose passe d'un état dans un autre, notre pensée, en les comparant, s'imagine que la possibilité de la naissance du second était renfermée dans le premier comme attribut

(1) *Mik.* III, p. 209.

(2) *Ibid.* p. 213.

(Merkmal) déjà présent. Un exemple fera ressortir la naïveté de cette manière de voir. Etant donnés trois éléments, *a*, *b*, *c*; *b* étant plus petit que *a* et plus grand que *c*, l'antiquité attribuait à *b* en lui-même, comme prédicats positifs, ces propriétés de relation qui ne naissent dans notre pensée que par sa comparaison avec *a* et avec *c*, et l'on s'émerveillait en constatant qu'un même élément *b* pouvait être à la fois plus grand et plus petit ! Les notions de puissance et d'énergie sont obtenues par le même artifice (1).

Ces remarques s'appliquent aux classifications scientifiques. Elles ne servent qu'à nous conduire d'un point initial à un point extrême, où nous rencontrons de nouveau la réalité. Il est facile de remarquer qu'un même groupe de phénomènes peut être enrôlé dans des classifications différentes (2). Quant aux notions générales, si l'on perd l'habitude d'en donner exclusivement pour exemple les notions de genre empruntées aux sciences naturelles ; si l'on se souvient que nous formons des idées générales de figures et de nombres, d'évènements et de rapports, de vérités et d'erreurs, la tendance bizarre qui consiste à leur attribuer une réalité essentielle (wesenhafte Realität) disparaîtra d'elle-même.

Parmi ces notions, il en est qui sont de nature purement prédicative, mais dont le contenu est revêtu d'une importance spéciale dans l'ensemble de l'ordre du monde (in dem ganzen der Weltordnung). Nous confondons souvent l'importance du contenu de ces notions avec une forme d'existence qui leur est inaccessible. Ainsi, nous

---

(1) *Logik* p. 543. *Mik.* III, p. 214.

(2) *Mik.* III, p. 217.

parlons du beau en soi, comme de l'objet d'une intuition possible ; du péché, non comme d'un fait qui devient réel lorsque nous le commettons, mais comme d'une puissance essentielle, indépendante. Cette habitude n'est pas sans danger (1). Toutes nos notions générales, classifications, etc., sont des mouvements subjectifs de la pensée, et non des mouvements objectifs des choses. Mais la réalité est faite de telle sorte que la pensée la rejoint au terme du chemin qu'elle a librement choisi. La pensée peut être comparée à une mélodie, qui, à chaque instant de son cours capricieux, repose sur des rapports harmoniques immuablement fixes (2). Nous devons nous pénétrer de l'idée que toutes les vérités nécessaires auxquelles nous croyons pouvoir subordonner l'être (das seiende) comme une adjonction secondaire, ne sont que la nature et la conséquence de l'être lui-même. Seule notre réflexion les en détache, et les considère comme un *prius* auquel il n'aurait fait que se soumettre (3).

---

(1) *Logik*, p. 549.

(2) *Ibid.* p. 552.

(3) *Logik*, p. 556. Comme il importe de s'entendre sur la portée des termes, nous donnerons ici quelques définitions sur lesquelles nous attirons l'attention. Supposons deux représentations, *a* et *b*, par exemple rouge et jaune. L'activité de la pensée qui les compare est *subjective*. Le résultat auquel elle arrive, ou le rapport déterminé entre *a* et *b* est *objectif*, c'est-à-dire qu'il sera éprouvé de la même façon toutes les fois que ces deux éléments se présenteront devant l'esprit d'un individu quelconque. Le voyageur qui désire jouir de la vue d'un sommet choisit à son gré, à partir de l'endroit où il se trouve, un sentier qui l'y conduira. Ce sentier ne fait pas partie de ce qu'il désire voir. Le point de vue qui se présente à lui, une fois arrivé au but, sera le même pour tout autre voyageur, quelque chemin qu'il ait suivi. Le sentier, c'est le subjectif ; le sommet, l'objectif.

Les activités logiques s'appellent aussi *formelles*, pour indiquer la faculté qu'elles possèdent de s'appliquer à la *réalité* (sachliches Verhalten). Pour reprendre l'image ci-dessus, les divers sentiers ne conduiraient pas

L'idéalisme n'accorde pas que l'intuition et la perception sensibles saisissent la vérité des choses. Il les abandonne toutes deux, et réserve à la pensée le privilège de découvrir l'être véritable derrière les apparences. Cet espoir dont on se flatte repose sur une erreur très répandue. Nous sommes toujours tentés de considérer comme un produit de la pensée ce pour quoi la langue a forgé un nom, ainsi les sons, les couleurs, etc. En réalité ce ne sont pas là des notions que nous pensons, mais des impressions que nous expérimentons. Ce qui distingue l'agréable du désagréable, le plaisir de la peine, ne peut être que vécu. Ces termes désignent un contenu qui n'est *connu* que lorsqu'il est *expérimenté* (1). Il en est de même des représentations de l'être, du devenir, de l'action, etc. La signification de l'*être*, par exemple, ne peut être rendue compréhensible par aucune activité constructive de la pensée, pour qui ne saurait pas immédiatement en quoi il consiste. La notion de devenir est également inaccessible à toutes les opérations logiques (2). La philosophie n'a

---

au même sommet s'ils n'occupaient une position fixe par rapport à l'ensemble de la situation géographique. Enfin Lotze appelle *Réels* ou *Réalités* (Realen), « les choses en tant qu'elles sont et les évènements en tant qu'ils arrivent ». Ce terme désigne quelque chose qui se passe au-delà de la conscience, et qui ne peut être épuisé par aucune représentation. Nous renvoyons à l'exposé de l'ontologie qui suivra. Lotze distingue donc *a)* l'activité de la pensée (subjective, formelle) ; *b)* le contenu objectif (objectiv, sachlich) de nos représentations, qui est le même pour tous ; *c)* La Réalité (Reale), qui est plus qu'une représentation.

Il est très difficile de trouver des termes français qui expriment fidèlement les mots *wirklich*, *sachlich*, *real*, en faisant ressortir leurs significations diverses. Nous rendrons l'expression indiquée en dernier lieu, et qu'il importe de distinguer des autres, par *Réel*, ou *Réalité*, avec une lettre majuscule. *Cf. Logik*, p. 544, 557, 558.

(1) *Gr. des Met.*, § 89.

(2) *Mik.* III, p. 237.

jamais fait autre chose que de créer des noms correspondant à nos expériences (1).

La certitude de nos idées repose, soit sur une vérité déjà établie (bewiesen), soit sur l'évidence de vérités immédiates qui n'ont besoin et ne sont susceptibles d'aucune preuve. Il est impossible de réfuter un scepticisme qui mettrait en doute les lois fondamentales de la pensée, et qui se demanderait si la nature même de notre esprit ne nous oblige pas à voir les choses tout autrement qu'elles ne sont en soi. A ce doute, qui porte sur l'ensemble de la connaissance, il n'y a qu'une chose à répondre, c'est qu'il ne doit pas être. Le monde n'est pas une absurdité dépourvue de sens. Cette conviction morale est le fondement dernier sur lequel repose toute certitude (2). Nous ne pouvons que nous réfugier dans la confiance de la raison en elle-même, à laquelle les sceptiques en réfèrent eux aussi dans la pratique. Nous tiendrons pour vraie toute proposition nécessaire à la pensée, jusqu'à ce que ses propres conséquences nous obligent à l'envisager comme une illusion. Nous pourrons alors établir le rapport entre cette illusion et la vérité à laquelle elle a cessé de ressembler (3).

Que signifie, d'ailleurs, cette *chose en soi* que l'on oppose à la connaissance que nous en avons ? La question sceptique n'a de sens que si le rôle de l'esprit consiste à *copier* un monde de choses indépendant de nous. En fait, on a souvent défini la vérité : l'accord de nos représentations (Erkenntnissbilder) avec les choses qu'elles sont destinées à copier (abbilden). Or, l'existence d'un monde de choses

(1) *Mik.* III, p. 239.

(2) *Ibid.* p. 230.

(3) *Logik,* p. 477. *Met.,* p. 188.

en dehors de nous est un pur préjugé, qu'il appartient à la métaphysique d'examiner. C'est tout à fait à tort que cette question a été introduite dans les recherches préliminaires.

Seule notre propre existence nous est donnée par la conscience que nous en avons. Toutes nos informations sur un monde extérieur reposent sur des représentations, qui ne sont que des états variables de notre moi. La nature subjective de ces représentations ne décide rien sur l'existence ou la non-existence du monde qu'elles sont censées reproduire ; à supposer que ce monde existe, il est clair qu'il ne pourrait entrer tel quel dans notre esprit, mais seulement provoquer des images *en nous*. Lotze repousse, comme un manque de « goût scientifique » (wissenchaftlicher Geschmack) (1) un idéalisme absolu, qui ne verrait dans ces images qu'un produit interne de l'esprit seul. Il faut admettre, dit-il, autant d'impulsions (Antriebe) étrangères à son essence, que l'opinion vulgaire croit en recevoir du monde extérieur. D'où viennent ces impulsions ? C'est ce que nous verrons plus loin. La seule chose dont il importe de se rendre compte pour le moment, c'est que nos représentations, *quelle que soit leur origine*, sont la seule matière donnée à la connaissance. Nous ne constatons une erreur que lorsqu'il s'élève un conflit dans ce monde des images. En observant leur cours, leurs variations et leurs rapports, nous cherchons à y découvrir des lois, sous la direction des principes généraux de la pensée, et nous apprenons ainsi à distinguer le vrai de l'énigmatique et du contradictoire. En revanche, nous ne pouvons pas juger l'ensemble de nos représentations en le compa-

(1) *Mik.* III, p. 528.

rant avec une réalité qui, aussi longtemps qu'elle n'est pas connue, n'existe pas pour nous, et qui, dès qu'elle est connue, est exposée aux mêmes doutes.

Nous parlons de l'*image* d'un objet lorsqu'un ensemble quelconque de moyens produit sur notre faculté intuitive la même impression que l'objet lui-même aurait produite. Mais cette impression peut-elle jamais lui être semblable, de telle sorte qu'un observateur étranger la prendrait pour l'image de cet objet ? Partout où a lieu une action réciproque — et la connaissance n'est qu'un cas particulier de ce genre d'action — chaque premier élément n'est jamais, pour un second, qu'une occasion (Veranlassung) de réaliser un état déterminé parmi tous ceux que sa nature rend possibles. Aux causes qui agissent sur nous correspondent, par conséquent, des images mentales déterminées que *nous* produisons. Un changement qui survient dans les causes produit un changement correspondant dans la conscience, mais aucune représentation particulière n'est la *copie* de la cause qui l'a produite. Nous ne voyons jamais les objets tels qu'ils sont en soi, quand personne ne les voit, mais seulement tels qu'ils apparaissent lorsqu'ils sont vus (1). Celui qui exige une connaissance qui soit davantage qu'une totalité de représentations bien liée et sans lacunes, exige quelque chose d'absolument inintelligible. A partir de ses premiers commencements, la philosophie n'est qu'un mouvement intérieur de l'esprit humain, un effort pour arriver à une conception concordante du monde, qui nous élève au-dessus des nécessités de la vie, et nous enseigne à nous y proposer des fins louables. Une vérité absolue, qui s'imposerait aux archanges célestes, est un but

---

(1) *Mik.* I, p. 390 sq., III, p. 232. *Logik*, p. 485. *Gr. der Met.*, § 85.

que nous pouvons manquer sans que pour cela nos efforts soient absolument infructueux. Nous acceptons d'autant plus simplement cette subjectivité humaine, que nous constatons qu'elle est inévitable. Tout jugement que nous portons n'est qu'une nécessité à laquelle notre pensée est soumise (1).

Nous résumerons en quelques mots les développements qui précèdent. *a*) L'ensemble changeant (veränderliche Ganze) de nos représentations est la seule matière qui soit donnée à la connaissance. *b*) La vérité et la connaissance de la vérité ne consistent que dans les lois générales de liaison (Zusammenhang) qui, pour un nombre déterminé de représentations, se sont trouvées confirmées toutes les fois qu'elles se sont présentées à la conscience. *c*) Dans le cours de nos recherches, nous rencontrons nécessairement l'opposition entre nos représentations et un monde d'objets sur lequel nous les croyons dirigées. *d*) La question de la légitimité de cette opposition, et, cette question une fois résolue, celle de la portée (Bedeutung) que nous pouvons attribuer à la connaissance, est une question métaphysique. *e*) Relativement à un certain nombre de nos idées, nous pouvons douter de la possibilité de les mettre d'accord avec le reste du contenu de la conscience. Ce doute, qui repose sur des motifs déterminés, peut être peu à peu dissipé. Le scepticisme, qui craint que tout ne soit autrement que nous ne le voyons, est un début contradictoire. En effet, il suppose tacitement la possibilité d'une connaissance qui ne se bornerait pas à *connaître* les choses, mais qui *serait* les choses elles-mêmes. *f*) Même si on abandonne cette opposition illégitime entre le monde

(1) *Met.*, p. 187, 188.

des images et un monde d'objets qui lui serait étranger, le champ reste cependant ouvert à nos recherches : nous nous efforcerons, *intérieurement* au monde des représentations, de découvrir les points fixes, les premières certitudes, qui serviront de base à des recherches ultérieures (1).

Fichte, tout philosophe idéaliste qu'il était, n'est pas arrivé à cette conclusion « insipide », que le sujet philosophant doive se considérer comme l'unique réalité. Il se dirigeait d'après les principes qui viennent d'être exposés. Nul ne peut être informé de l'existence d'autres *esprits* que par des perceptions en tout point semblables à celles qui l'avertissent de la présence des *choses*. Il en doit être ainsi nécessairement, même *si* des esprits existent. Ce fait ne décide rien, ni pour ni contre leur existence. Si donc Fichte accordait l'existence du monde des esprits et niait inflexiblement celle du monde des choses, c'est qu'il jugeait les notions de ces deux mondes uniquement d'après leur *contenu*. Il trouvait la notion de l'esprit indispensable à l'ensemble de sa doctrine ; celle de la chose (sensu neutro), au contraire, inadmissible et superflue (2). On sera tenté, d'après ce qui précède, de formuler ainsi la première vérité de toute théorie de la connaissance : Nous ne connaissons que des phénomènes, et non l'essence des choses elles-mêmes. « Je n'aime pas cette formule, dit Lotze, car elle renferme un préjugé que je voudrais voir disparaître. » La forme catégorique de cette proposition suppose la présence de ces choses, laquelle est précisément en question. On évitera cet inconvénient en

(1) *Logik* p. 487.

(2) *Met.* p. 190. *Gr. der Met.* § 79.

employant une forme hypothétique: s'il existe des choses, nous ne connaissons que leurs phénomènes, non leur essence. Mais il y a plus. Le *ne... que* désigne un but manqué. On pourrait croire que notre connaissance, destinée proprement à saisir le supérieur (l'essence des choses) est obligée de se contenter de l'inférieur (le phénomène). C'est là que gît le préjugé. Il est arbitraire de placer d'emblée la connaissance au rang d'un moyen qui ne correspondrait pas à son but. Déjà ici, le point de vue opposé est concevable qui envisagerait *les choses* comme des moyens, destinés à produire en nous des représentations. D'après ce point de vue, il est vrai, nous ne connaîtrions pas les choses telles qu'elles sont, mais le but ne serait pas manqué pour cela. L'élément supérieur (Höhere und Werthvollere) que nous cherchions à désigner sous le nom d'essence, se trouverait dans les phénomènes, et la connaissance de la vérité consisterait tout autant à rechercher le sens, la liaison et les lois de ces phénomènes, qu'à poursuivre anxieusement, au-delà de la pensée, les moyens par lesquels ils sont produits en nous (1).

On a pu voir, par ce qui a été dit jusqu'ici, que Lotze fait une grande part à l'à priori, dans la connaissance, tout en étant loin de négliger le rôle de l'expérience. Il est, sur ce point, dans la vraie tradition du Kantisme. Un des chapitres les plus intéressants de la *Logique*, intitulé *Apriorisme et Empirisme* (2), est consacré à l'examen critique du rapport entre ces deux facteurs. Nous en dirons maintenant quelques mots. Le point de vue de l'auteur est brièvement résumé dans cette proposition, qui sera justi-

(1) *Logik* p. 491.

(2) P. 512-535.

fiée plus loin, dans l'ontologie : Tout élément est réceptif à l'égard des excitations qui mettent en mouvement sa spontanéité; aucun n'est spontanément actif, sans avoir reçu ces excitations (1).

L'opinion est insoutenable, qui place l'origine de nos connaissances exclusivement dans l'objet (Locke, le sensualisme). Il suffit d'un minimum d'attention pour découvrir dans la *tabula rasa*, ou dans la cire à laquelle l'âme réceptive a été comparée, un élément de spontanéité. C'est à leur nature, à leur consistance, à la disposition de leurs particules, qu'elles doivent leur aptitude à recevoir et à conserver une empreinte. Il faut en outre se souvenir que, dans la connaissance, l'élément qui provient de l'objet peut faire défaut, mais jamais celui qui a sa source dans la nature du sujet. Kant, tout en ayant raison pour le fond, a eu tort d'exprimer sa pensée en disant que tout contenu de la connaissance vient de l'expérience, la forme seule étant donnée à priori. Il savait fort bien cependant que les sensations élémentaires, qui forment le *contenu* primitif de toutes nos perceptions, ne nous arrivent pas achevées du dehors, mais ne sont que des réactions de notre faculté de sentir, en présence d'un stimulant étranger. De même ce qui résulte de ces sensations élémentaires, l'image intuitive de telle ou telle figure, par exemple, n'est pas moins un produit du sujet, par conséquent à priori.

Cet élément apriorique n'est toutefois qu'un côté de la question. Dans notre intuition de l'espace, d'innombrables figures sont possibles, et cependant nous n'en observons à chaque instant qu'un nombre déterminé. Nous

---

(1) *Ibid.* p. 519.

pourrions voir un grand nombre de couleurs, et pourtant nous ne voyons en ce moment que du rouge. Les événements (Ereignisse) s'ordonnent de telle façon, indépendamment de notre volonté, que tantôt ils nous imposent la représentation d'un rapport causal, tantôt ils rendent cette représentation impossible. Enfin, cette combinaison d'occasions qui met en activité nos facultés aprioriques varie de personne à personne, et ne peut donc être fondée dans la nature de notre esprit. C'est pour l'essentiel, dit Lotze, le point de vue de Kant que je représente ici, point de vue dont la philosophie allemande n'aurait jamais dû se départir. Il y a cependant une réserve. Ainsi que nous pouvions nous y attendre, Lotze refuse expressément de se prononcer ici sur l'origine de l'élément à posteriori, sur le fameux x de la philosophie Kantienne (1).

Il n'a été question jusqu'ici que de remarques préliminaires concernant la connaissance, les conditions dans lesquelles elle a lieu, les limites infranchissables qui lui sont imposées par la nature de notre esprit, les signes auxquels nous pouvons reconnaître la vérité lorsqu'elle se présente à nous, et la distinguer de l'erreur. Toutefois, nous l'avons vu, ces considérations sont loin de constituer à elles seules une théorie complète de la connaissance (2). Pour être à même de décider jusqu'à quel point nous pouvons nous prononcer sur l'essence de la *réalité*, il faut commencer par établir la définition nominale de cette

---

(1) Ce qui nous permet de distinguer les vérités « innées » de celles qui découlent de l'expérience, c'est l'*évidence* avec laquelle leur contenu s'impose d'emblée à notre pensée. Cette évidence une fois saisie dans un exemple les dispense de toute confirmation empirique ultérieure. *Généralité* et *nécessité*, tels sont les deux caractères dont elles sont revêtues. *Cf. Logik*, p. 525, 526.

(2) *Cf.* p. 46.

essence, et préciser les conditions que nous devons supposer remplies par tout ce qui prétend à ce titre. Que nous le voulions ou non, nous devons subordonner la marche de notre connaissance et ses relations avec les objets, aux affirmations que la raison avance nécessairement sur *tout* fait réel et sur l'action de *tout* élément de la réalité sur un autre quelconque (1). Cet ordre de questions appartient à la *Métaphysique*, et nous avons maintenant à suivre Lotze dans ce nouveau domaine.

II

La *Métaphysique*, nous l'avons vu, prend comme *objet* de ses recherches les notions et les propositions qui, dans la vie ordinaire et dans les sciences particulières, sont employées comme *principes* d'investigation (2). Lotze repousse, au début de son travail, la méthode dialectique de Hegel, qui prétend nous faire voir directement le mouvement interne de l'essence du monde, en excluant le travail de la pensée discursive (3). Il n'admet pas davantage la méthode de Kant, qui part d'une classification logique, et il envisage les catégories comme des « jouets philosophiques souvent exhumés, dont l'importance et la fécondité ne sont qu'apparentes (4). »

---

(1) *Met.* p. 15.

(2) Voir p. 45.

(3) *Met.* p. 19.

(4) Les catégories s'appliquent à tout objet, quel qu'il soit, au concevable comme au réel, à l'impossible comme au possible. On n'est par conséquent pas sûr que toutes les formes indispensables à la pensée pour des emplois si divers, doivent avoir une égale signification quand l'application en est restreinte au réel. Ainsi, la forme du jugement hypothétique ne permet pas de distinguer si la condition renfermée dans l'antécédent

Lotze « engage immédiatement la lutte avec la chose. » Son point de départ lui est fourni par la conception qui nous est naturelle à tous, en dehors des spéculations de l'école, et qui consiste à admettre une pluralité de choses stables, des rapports variables entre elles, et des événements résultant de la combinaison de ces rapports. Aucune des idées simples dont cette opinion se compose ne peut se passer d'une détermination scientifique de ce qu'elle veut dire, ou doit vouloir dire, pour former avec les autres un ensemble consistant. Il faudra donc les définir, les comparer incessamment entre elles, puis chercher à remplacer les contradictions remarquées par de meilleures appréciations (1). La métaphysique comprendra trois parties. L'*Ontologie* sera consacrée à l'examen des hypothèses les plus générales que nous devons émettre sur la nature de *toutes* les choses. Elles s'occupera des problèmes de l'être, du devenir, de l'action (Wirken), etc. Les intuitions de l'espace, du temps, du mouvement, seront étudiées dans la *Cosmologie*. Enfin, la *Phénoménologie* s'occupera des rapports entre le monde objectif et le monde des esprits (2).

Lorsqu'on demande au sens commun ce qu'il entend en affirmant que quelque chose *est*, il s'en réfère à la per-

---

est principe d'une conséquence, ou cause d'un effet, ou encore but d'un moyen. Ces diverses notions, qui se présentent ici sous une forme semblable, ne sont pas d'une égale importance dans leur application au réel. Sans doute, la réalité ne peut être pensée qu'au moyen de ces formes, mais elles ne nous donnent pas *tous* les principes métaphysiques, et d'autre part, parmi les notions qu'elles nous procurent, il en est qui n'ont qu'une valeur purement logique. *Cf. Met.* p. 20, 22. *Gr. der Met.* § 2.

(1) *Met.* p. 20, 22. *Gr. der Met.* § 1.

(1) Les notes que Lotze dictait à ses auditeurs dans ses cours, ont été publiées après sa mort sous le titre de *Grundzüge* der Metaphysik, der Aesthetik, der Religionsphilosophie, etc. Cette édition, très abrégée, com-

ception immédiate, et répond que ce qui est, c'est ce qui est perçu par les sens. Si l'on formule ainsi cette réponse : *être*, c'est être *perçu*, il se trouve qu'elle ne correspond pas à ce que nous entendions, car nous attribuons l'être à des perceptions passées aussi bien qu'à des perceptions actuelles. Si un objet peut être perçu, avons-nous voulu dire, c'est parce qu'il est, antérieurement à la perception. Les choses continuent évidemment à exister quand nous ne sommes plus là pour les percevoir. En quoi consiste cet être, indépendant de notre faculté de sentir? Que deviendraient les choses si toute conscience capable de les percevoir avait disparu du monde ? En ce cas, répondrons-nous, les choses continueraient à entretenir entre elles des rapports. Chacune aurait encore son lieu dans l'espace et y changerait de position. Lotze arrive à cette conclusion : être = soutenir des rapports. En affirmant que les choses existent, nous ne parlons d'une manière compréhensible que si nous entendons par là qu'elles sont en relation les unes avec les autres (1). La perception n'est qu'un de ces rapports, parmi beaucoup d'autres (2).

Les philosophes — non le sens commun — ne manqueront pas de présenter l'objection suivante : une chose ne saurait entrer en rapports avec d'autres que si elle existe déjà auparavant. Cependant, lorsque nous cher-

---

prend l'ensemble de l'enseignement de ce philosophe, en huit fascicules (Hirzel, Leipzig). La division indiquée ci-dessus est empruntée aux *Grundzüge der Metaphysik*. En revanche, dans la *Metaphysik* de 1879, la place de la Phénoménologie est occupée par la *Psychologie*, à laquelle un fascicule spécial a été consacré dans l'édition des Grundzüge. Nous avons adopté la première de ces divisions, beaucoup plus conforme au but que nous nous proposons. La Phénoménologie envisage l'âme uniquement en tant que sujet de la connaissance.

(1) *Met.* p. 159.

(2) *Ibid.* p. 31, *Gr. der Met.* § 10, *Mik.* III. p. 466, 467.

chons à nous rendre compte de cet être pur, il se trouve que nous sommes incapables de dire en quoi il se distingue du non-être. Si nous excluons tout rapport de la notion de l'être, nous le plaçons dans une *position* en vertu de laquelle il ne se trouve en aucun lieu du monde, en aucun point de la série des événements, n'exerçant et ne subissant aucune action. Or, c'est précisément à ces caractères que se reconnaît le non-être. On insistera en disant que, si l'on dépouille par la pensée un objet de tous ses prédicats, il reste précisément cela même qui a pu en être dépouillé; un quelque chose, difficile à saisir, il est vrai, mais qui demeure une notion positive par le trait qui le rend capable de servir de sujet aux prédicats qu'on lui a enlevés. La différence, dira-t-on, c'est que l'être privé de rapports est, tandis que le non-être privé de rapports n'est pas.

Lotze, tout en reconnaissant la légitimité de cette notion au point de vue logique, lui conteste toute valeur métaphysique. Il éclaire sa pensée par l'exemple que voici. Les corps se meuvent dans l'espace avec une vitesse variable et suivant des directions différentes. La pensée peut se fixer sur l'un ou l'autre de ces caractères pour le considérer à part. Elle peut étudier la notion de vitesse indépendamment de celle de direction, et vice versâ. Cependant, aucun de ces caractères ne peut être appliqué à la réalité indépendamment des autres. Il n'y aura jamais une vitesse privée de direction, ni l'inverse ; pas davantage un mouvement sans direction ni vitesse, qui ne prendrait que plus tard ces deux caractères [1]. Les notions générales ne sont applicables à la réalité que lorsque

---

[1] *Met.*, p. 36 ; *Mik.*, III, p. 468, 588.

chacun de leurs éléments laissé dans l'indétermination, a reçu une valeur particulière. La notion de l'être pur n'est qu'une abstraction, exprimant un caractère commun à plusieurs êtres concrets. De même que le mouvement en soi ne peut avoir lieu, de même l'être pur ne peut réellement précéder, comme un fondement sur lequel s'édifieraient secondairement les déterminations de l'être empirique (1). La priorité attribuée à l'être dépourvu de relations est une priorité logique, non métaphysique. Aucune loi, aucune vérité ne peut exister dans le monde en dehors ou au-dessus des choses auxquelles elle s'applique, pas davantage avant elles ou entre elles (2). A supposer même qu'il existât un être pur, comme simple position, il ne pourrait jamais prendre place dans la réalité (3).

Si l'existence de chaque chose consiste dans ses rapports avec d'autres, dira-t-on encore, aucun élément de la réalité n'a la fixité nécessaire pour servir de support à d'autres. Une telle objection méconnaît totalement la tâche de la philosophie. Elle ne serait embarrassante que si nous devions construire un monde, « au cas ou malheureusement il n'en existerait pas encore », et si nous avions à passer de la création d'une chose à celle d'une autre. Mais nous n'avons pas à découvrir comment la réalité a été produite. Elle existe. Il ne nous reste qu'à ordonner nos conceptions suivant l'ordre des faits (4). Cette « voûte de choses » en rapport les unes avec les autres est

---

(1) *Met.* p. 31 ; *Gr. der Rel. Ph.*, § 52 ; *Mik.* III, p. 468.

(2) *Gr. der Met.* § 96.

(3) *Mik.* III, p. 472. C'est là, dit Lotze, un point tout à fait décisif de notre conception du monde (ein völlig entscheidender Punkt unserer Weltansicht). *Ibid.*, p. 590.

(4) *Met.* p. 40.

la réalité première (ursprünglich) de toutes nos recherches. Elle constitue l'objet donné, destiné à être simplement reconnu (1).

Que sont les choses qui figurent comme sujets dans les rapports, et par quels prédicats formels les désigner ? L'intuition ordinaire (gewöhnliche Anschauung) ne peut garder longtemps l'illusion qu'elle perçoit immédiatement la nature des choses. Elle ne tarde pas à remarquer *a)* que les choses susceptibles d'être perçues, qui lui étaient d'abord apparues comme des totalités homogènes, sont composées en réalité de plusieurs éléments ; *b)* que les qualités (Eigenschaften) sensibles ne sont pas inhérentes à un sujet comme ses attributs variables ; qu'elles ne procèdent pas de lui seul, et ne sont jamais que *des événements* (Ereignisse) *qui ont lieu au point de rencontre de plusieurs choses.* Les qualités sensibles ne forment donc pas immédiatement le contenu d'un être; elles ne sont pas non plus des phénomènes exprimant médiatement la nature de cet être, mais des événements indiquant que et comment les choses agissent et pâtissent, jamais ce qu'elles sont. L'essence des choses n'est pas simplicité, mais unité. Cette unité n'est qu'une pluralité liée par une loi, de sorte qu'elle résiste à toutes les modifications indifférentes, et n'autorise que celles qui permettent au nouveau composé de rester soumis à la même loi. Nous devons donc renoncer à une connaissance intuitive qui nous dévoilerait l'essence de la chose comme simple aperception (2). Nous ne pouvons saisir cette essence que sous la forme d'une *notion*, dont l'objet est, non une qualité, mais une *loi de*

(1) *Mik.* III, p. 473.

(2) *Met.* p. 64.

liaison (Gesetz der Verknüpfung des Mannigfaltigen) (1). Lorsque nous observons une chose, nous constatons qu'elle se transforme incessamment dans de certaines limites; elle ne passe pas arbitrairement d'un état dans un autre quelconque, mais elle se meut dans un cercle déterminé. Une chose A parcourra successivement les états a^1, a^2, a^3, sans jamais empiéter sur la série d'états b^1, b^2, b^3, d'une autre chose B. Ce cercle fermé d'états constitue l'*essence* de la chose, ce par quoi elle se distingue de toute autre chose, et qui ne peut être saisi que par une notion.

A supposer que nous soyons arrivés à saisir complétement une telle notion, avec tous les modes que sa nature rend possibles, nous n'aurions obtenu par là que l'*image* de cette essence. Il resterait à savoir comment il se fait qu'elle prend place dans le monde comme une *chose réelle*. Nous arrivons ainsi à l'idée d'un Réel pur et simple, qui ne serait, en soi, ni ceci ni cela, mais qui conférerait la réalité à toutes les essences. D'après cette manière de voir, chaque essence renfermerait « un grain de substance réelle », et celle-ci communiquerait aux qualités pelotonnées tout autour la fixité et la consistance d'une chose. Cependant, il est impossible de préciser le sens de cette « communication », de ce rapport entre un Réel qui ne serait que Réel, et ses qualités. Les deux idées que nous réunissons pour former la notion de *chose*, l'idée des caractères par lesquels elle se distingue d'autre chose, et celle de sa réalité, ne sont pas effectivement séparables. C'est une erreur de croire qu'à ces deux parties de notre notion correspond réellement une dualité de moments, qui pourraient ensuite entrer en rapports positifs l'un avec

(1) *Gr. der Met.* § 22.

l'autre (1). La Réalité doit être *immédiatement* la forme sous laquelle les deux éléments se réalisent (2). Nous avons vu que la notion de l'être pur était régulièrement formée, mais inutilisable tant qu'on ne rétablissait pas les rapports concrets supprimés par l'abstraction. Les mêmes remarques s'appliquent au Réel. En fait, ce terme dont on a prétendu faire un substantif, ne peut être utilisé qu'adjectivement. C'est un titre qui convient à tout ce qui, d'une manière quelconque, se comporte comme une chose, c'est-à-dire agit, pâtit et se modifie tout en restant identique à soi-même. C'est en effet à ces caractères que nous reconnaîtrions les choses, au cas où il y aurait des choses (3).

Cependant, une difficulté subsiste. Comment une loi pourrait-elle, posée immédiatement dans la réalité, constituer une chose ? Cette difficulté vient de l'habitude que nous avons prise de considérer une loi comme une règle générale, dominant les cas de son application. Il est clair qu'une loi, ainsi conçue, ne saurait constituer une chose, alors même que sa Réalité sous cette forme serait imaginable. Toutes les lois générales naissent pour nous de la comparaison de cas isolés. Ceux-ci sont en réalité l'*archétype*, et la loi que nous en déduisons n'est d'abord qu'un produit de notre pensée. Une loi n'a de réalité que dans le cas de son application (4). Il est donc légitime de désigner sous le nom de loi un ensemble *défini* de faits. La loi générale correspondrait à la notion générale de *substantialité*. La notion particulière de *substance* serait représentée

(1) *Met.* p. 504.

(2) *Ibid.* p. 75.

(3) *Ibid.* p. 74.

(4) *Logik* p. 555, 556.

par une série définie régie par la loi. Ainsi, lorsque nous comparons une chose avec elle-même au travers de ses divers états, la continuité, ou la légalité que nous constatons est la loi individuelle, ou l'essence de la chose. C'est tout à fait à tort que nous nous représentons un être, un noyau reposant sur lui-même, et ne faisant qu'*observer* la loi. Ce que nous appelons l'observation d'une loi n'est que l'existence de la chose elle-même. Les choses n'adoptent pas une manière de se comporter, mais elles se comportent de telle ou telle façon. Ainsi elles donnent lieu à ce qui est imaginé plus tard par notre pensée comme le modèle préexistant auquel elles se sont conformées. *La chose réelle n'est que la loi réalisée de sa manière individuelle d'être et d'agir* (1).

La substantialité est la forme de réalité d'une chose dont la manière d'être et d'agir offre l'apparence d'une substance présente en elle. Prendre cette apparence pour une réalité, imaginer une substance vraiment existante qui serait la source de cette manière d'être, ce serait vouloir, par un moyen aussi superflu qu'impraticable, assurer ce qui est déjà l'assurance même. Les choses n'existent point par une substance qui serait en elles, mais elles existent lorsqu'elles peuvent produire en elles-mêmes l'apparence d'une substance (2). Par substance, il faut entendre tout ce qui est capable d'agir et de pâtir, en tant qu'il en est capable. Ce terme est un titre qui, pour un acte ayant lieu, appartient à ce qui l'exécute. En aucune manière il ne prétend indiquer le motif, le moyen ou la cause qui

---

(1) *Met.* p. 80.

(2) *Ibid.* p. 85, 87.

rendraient cet acte compréhensible (1). Tout ce que nous pouvons faire, c'est de *définir* la substance (2). L'âme n'est pas d'abord substance et unité, pour se manifester ensuite comme telle. Elle *est* substance et unité dès qu'elle se manifeste comme telle, et dans la mesure où elle le fait (3). Nous prenons l'habitude d'affaiblir l'intuition vivante du moi, en une notion formelle de substance, et nous établissons ainsi des ombres de relations entre des ombres de choses (4).

Si les choses reposaient immobiles, ou se transformaient sans ordre, nous n'aurions aucun motif de chercher une substance derrière la diversité donnée dans l'expérience. Ce qui nous y engage, c'est la continuité observée dans le changement, quelle qu'en soit la nature. Nous devons renoncer à une « construction » positive, aussi bien qu'à une définition logique du *devenir*, et le reconnaître ainsi que l'existence comme un fait donné, intuitivement perceptible, de l'ordre du monde (5). Si nous voulons concevoir le devenir, il est nécessaire que nous considérions l'existence et la non-existence comme fondues ensemble, sans donner cependant à ces deux notions une signification autre que celle d'être identiques avec elles-mêmes et différentes l'une de l'autre. Comment le devons-nous faire ? C'est ce que nous ne savons pas. Même l'intuition du temps ne nous montre que la solution opérée du problème, et ne nous indique pas comment elle s'opère. Nous savons

---

(1) *Met.* p. 449.

(2) *Ibid.* p. 86.

(3) *Ibid. p.* p. 508. *Gr. der Met.* § 29.

(4) *Mik.* III, p. 543.

(5) *Met.* p. 88.

seulement que la réalité accomplit effectivement ce qui est inconcevable pour nous. Elle nous apprend que l'existence et la non-existence ne sont pas, comme nous aurions dû le penser, des prédicats contradictoires de tout sujet quelconque, mais qu'il y a entre les deux un troisième terme, résultant de la réunion inconstruisible de l'un avec l'autre (1).

Le devenir nous est donné. Nous ne pouvons l'ôter du monde en le niant. Il ne nous reste qu'à envisager toute existence, non comme une immobile identité avec soi, mais comme un éternel mouvement se maintenant soi-même (2). Ce mouvement ne fait pas qu'effleurer la surface des choses ; il atteint ce que nous considérions en elles comme constant et identique (3). Exister est réellement une continuelle énergie, une action ou une fonction des choses, et non un rôle qu'elles auraient reçu passivement d'une « position » (4). L'identité du Réel *pendant* le changement est du nombre de ces exagérations (Uebertreibungen) qui ont une valeur pour la pensée abstraite, mais non pour l'explication réelle du monde. Un élément quelconque A ne reste pas égal à lui-même en passant en *a*, mais il se transforme. Dès que nous admettons que ce changement a lieu en vertu d'une condition X, et que par la condition opposée — X, *a* se changerait de nouveau en A, nous avons tout ce qu'il nous faut pour comprendre le changement tel que nous le révèle l'expérience (5).

---

(1) *Met.* p. 153.

(2) *Ibid.* p. 108.

(3) *Mik.* III, 465 p..

(4) *Met.* p. 104.

(5) *Gr. der Met.* § 36.

De la succession répétée d'événements particuliers, l'opinion commune dégage l'idée d'une liaison interne entre ces événements, et l'exprime en disant que « tout a une cause ». Cette affirmation est exagérée. L'être de ce qui est (das sein eines seienden) peut être envisagé comme entièrement inconditionné, et comme éternel. Seul le *changement* d'un être réel réclame une cause. La régression à l'infini, basée sur le principe que toute cause en réclame une autre à son tour, n'est qu'une prétention illusoire. Il n'est pas exact non plus de dire que tout ait *une* cause. Cette façon de s'exprimer paraît impliquer qu'un seul être suffit à produire un effet, et à le transporter dans un second être comme dans un espace vide. Toute action naturelle est une action réciproque entre *plusieurs* éléments (1). Un être A ne produit jamais un effet dans un autre être B, que s'il se trouve avec lui dans un rapport X. En outre l'effet produit par A est différent, suivant que A se trouve dans le même rapport X avec B, C ou D. L'effet dépend donc tout autant de B, C, D — que nous appelons objets passifs — que de A — que nous désignons sous le nom de cause efficiente. — L'action produite par A sur B varie, suivant que ces deux termes sont entre eux dans un rapport X ou dans un rapport Y. Enfin, l'*effet* consiste toujours dans un changement *des deux* éléments A et B, et dans un changement de leur rapport (2). Dans la vie ordinaire, par exemple, nous envisageons quelquefois le grain de semence comme la *cause* de sa croissance, l'eau, l'air, la chaleur, etc., étant considérés comme des stimulants secondaires. D'autre fois,

---

(1) *Met.* p. 107. *Mik.* II, p. 279.

(2) *Met.* p. 209. *Gr. der Met.* § 39.

ce sont ces stimulants que nous désignons sous le nom de causes, le grain de semence étant considéré comme objet passif de leur activité. Il arrive souvent, lorsqu'un effet a été produit, que le changement de l'*un* des éléments est seul perceptible, bien que l'autre ait été également modifié. Nous appelons alors le premier objet passif, et le second, sujet actif. Toutes ces expressions sont fausses (unwahr) (1).

Comment les choses peuvent-elles *agir* les unes sur les autres ? La réponse qui consiste à dire qu'un élément *c* se transporte de A en B, n'est pas une réponse sérieuse. Si cet élément transitif ne peut exister que comme prédicat d'un autre sujet, il est impossible de comprendre comment il pourrait se séparer de A, se trouver un instant entre A et B sans aucun sujet pour le supporter, et venir ensuite s'unir avec B. Du reste, à supposer que ce passage fût possible, rien ne serait expliqué par là. Il resterait à savoir comment *c*, une fois transformé en B, peut agir sur lui (2). La notion de l'action (Wirken) est inévitable, mais il est certain que la *nature* en est tout à fait incompréhensible. Il est impossible de dire comment il se fait qu'elle ait lieu. L'action consiste uniquement en ceci, que la réalité d'un état est la condition de la réalisation d'un autre état (3). Aucune chose n'est passive ou réceptive, en ce sens qu'elle pourrait recevoir du dehors un état tout achevé (4).

Si A doit exercer une action sur un élément B actuellement présent, mais qui ne l'était pas tout à l'heure, il ne

---

(1) *Gr. der Met.* § 40.

(2) *Met.* p. 116. *Gr. der Met.* § 42.

(3) *Met.* p. 140.

(4) *Ibid.* p. 118.

suffit pas que B soit maintenant là. A doit encore être informé de sa présence. Il doit y avoir en A un état *a*, dépendant de B, qui manque lorsque B manque. Par conséquent, pour agir l'un sur l'autre, deux éléments doivent déjà avoir subi une action réciproque, et ainsi de suite à l'infini. Il est donc impossible de parler ici d'un commencement. *L'action réciproque de toutes les choses doit être envisagée comme un fait éternel, jamais interrompu.* Nous ne trouvons pas, dans le monde, des alternatives d'activité et de repos : seule la forme des actions particulières change, au sein de l'universel mouvement.

Cependant, même à ce point de vue, on continue à supposer que ce qui arrive à l'intérieur d'un être A, constitue la raison suffisante (hinreichender Grund) d'un événement correspondant en B. Ce fait ne peut avoir lieu que si les choses ne sont pas étrangères les unes aux autres, mais sont reliées par une base commune. Le pluralisme qui nous est naturel dans notre conception du monde, doit faire place à un *monisme*, de façon à ce que toute action transitive devienne une action immanente (1). Les êtres particuliers ne sont que des modifications d'un être unique M, l'infini, l'absolu. Nous nommons action transitive de A sur B ce qui n'est qu'une action immanente de M sur M. Les choses qui, pour notre manière de voir, se séparent les unes des autres, ne sont donc pas effectivement indépendantes (2). M n'est pas seulement un expédient, une hypothèse destinée à écarter les difficultés. C'est une idée qui est contenue dans le concept d'action mutuelle, et qui peut en être dégagée par une simple ana-

---

(1) *Met.* p. 141, *Mik.* III, p. 484 sq.

(2) *Met.* p. 142.

lyse; c'est l'idée d'un fait dernier dont la possibilité ne peut être à son tour établie par d'autres faits, puisque tous en dérivent d'une manière inexplicable (1). Ce postulat, obtenu par voie de conclusion, doit être considéré comme un résultat philosophique, lors même que notre imagination ne parvient pas à le saisir. Le rapport entre M et ses éléments ne comporte pas de représentation positive (2).

Ici se termine l'*Ontologie* de Lotze. Il va sans dire que nous ne pouvons songer à donner un résumé, même très bref, de la *Cosmologie*, malgré le haut intérêt qu'elle présente. Nous nous bornerons à dire que Lotze, comme Kant, enseigne l'idéalité de l'espace et du temps, mais en s'appuyant sur des considérations un peu différentes. Ce résultat est d'une très grande portée pour la théorie de la connaissance. Puisque nous percevons les choses dans un ordre fixe, qu'il ne dépend pas de nous de déterminer, il doit y avoir dans ces choses elles-mêmes un principe qui leur assigne telle place plutôt que telle autre. Les choses soutiennent donc entre elles des rapports intellectuels (indépendants de l'espace). Ce sont ces rapports qui fixent la place qu'elles occupent lorsqu'elles sont saisies dans une intuition. Les rapports intellectuels des choses sont alors traduits dans la langue de l'espace (3). Il est naturel et légitime d'opposer au monde phénoménal celui de l'être vrai, mais il est faux d'exagérer cette différence jusqu'à une incomparabilité absolue. Rien ne peut tomber dans une forme pour laquelle il n'est pas fait. Après que les choses, modifications de l'absolu, ont agi les unes sur

---

(1) *Met.* p. 144, 507.

(2) *Ibid.* p. 197, 148.

(3) *Mik.* III p. 500. *Met.* p. 233 sq, *Gr der Met.* § 50 sq.

les autres immédiatement, et sans aucun mécanisme intermédiaire, elles paraissent, pour notre pensée, se trouver dans des rapports tels, qu'ils constituent la condition de leur action réciproque. Lotze montre les contradictions dans lesquelles on s'engage, lorsqu'on considère le temps comme quelque chose d'objectif. Un temps vide au repos, un temps vide qui s'écoule, sont également impossibles à concevoir (1). Le monde de l'espace et du temps est *phénomène*. L'*essence* qui lui correspond et qui le provoque en nous lui est dissemblable (2).

Nous avons maintenant les matériaux qui nous permettront d'arriver à une conclusion, relativement à la théorie de la connaissance. Chaque *chose* doit être conçue comme engagée dans un perpétuel devenir, tout en conservant son unité au milieu même du changement. Or, s'il doit y avoir des choses avec les qualités que nous exigeons d'elles, il faut qu'elles soient plus que des choses. Ce n'est qu'en participant au caractère de la nature spirituelle, qu'elles remplissent les conditions générales de la substantialité. Elles ne peuvent être distinctes de leurs états que si elles s'en distinguent elle-mêmes ; elles ne peuvent être des unités que si elles s'opposent elles-mêmes, comme telles, à la multiplicité de leurs états. Lorsque nous parlions du rapport d'un être avec ses états, nous ne faisions qu'exprimer un postulat, sans y satisfaire. Il était nécessaire qu'une intuition immédiate nous montrât ce rapport comme ayant réellement lieu. Or, le seul exemple que nous en ayons, c'est l'*être spirituel*. Cela ne signifie

---

(1) *Met.* p. 277 sq. *Gr. der Met.* § 56 sq.

(2) Die räumlich-zeitliche Welt ist *Erscheinung*, das *Wesen* welches ihr entspricht und sie in uns hervorbringt, ihr selbst unähnlich. *Gr. der Met.* § 77.

pas que l'esprit se subordonne, lui et sa vie intérieure, au rapport général d'un être avec ses états. Il ne s'aperçoit de l'existence d'un tel rapport qu'au moment où il éprouve ce qui se passe en lui. Ce sont ses réflexions ultérieures qui lui suggèrent la notion générale de ce rapport, dans lequel il est tout à fait seul (1). Lorsque nous parlons de l'« être », de l'« unité », des « états » des choses, et, d'une manière générale, de leur « Réalité », nous nous imaginons exprimer des notions, dont la vie spirituelle (geistige Leben) ne serait qu'un exemple particulier. Ce ne sont là, en réalité, que des abstractions, désignant des postulats formels auxquels l'esprit est seul en mesure de satisfaire (2).

Réalité et *Etre-pour-soi* sont des notions absolument identiques (3). Il ne nous reste que ces deux alternatives : Ou bien attribuer à toutes les choses en tant qu'elles doivent *être* réellement, en dehors de nous, le caractère de la vie spirituelle, un degré quelconque de l'*être-pour-soi* (Fürsichsein) ; ou bien reconnaître qu'elles n'ont d'existence que dans notre esprit (4). Lotze oscille entre ces deux solutions. Dans la troisième édition du *Mikrokosmos*, il laisse la question en suspens, tout en tenant pour plus probable la première alternative (5). Dans les *Grundzüge der Metaphysik*, il se prononce pour un idéalisme très proche voisin de celui de Fichte : Ce que nous appelons

---

(1) *Met.* p. 190 sq. *Mik.* III, p. 547, 548.

(2) *Gr der Met.* § 83.

(3) Realität und Fürsichsein der Dinge sind vollkommen gleich bedeutende Begriffe. *Mik.* III, p. 548. *Cf. Gr. der Met.* § 84.

(4) « Ce qui est dépourvu de tout sentiment de plaisir et de peine ne saurait être ni actif ni passif, et ne constitue pas une unité Réelle (reale Einheit). Une telle chose ne forme pas un tout *pour soi*, mais seulement pour un observateur, qui désigne ce tout par un nom. » *Mik.* III, p. 525.

(5) *Mik.* III, p. 535, 536.

généralement des *choses* et des rapports (Ereignisse) *entre* les choses, n'est que la somme des actions exercées par le principe suprême d'une manière parfaitement concordante dans tous les esprits, de manière à produire *en* eux l'apparence d'un monde extérieur de choses substantielles (1). Sans doute les choses, dans le sens qui nous est familier, peuvent être encore regardées comme des points fixes secondaires. Néanmoins, elles ne sont pas des *êtres* au sens métaphysique, mais des actions élémentaires du principe un du monde (2).

Quelle portée, quelle valeur devons-nous attribuer dès lors à une connaissance « qui manque toujours son objet » ? C'est un préjugé de croire que le monde soit achevé sans le règne des esprits, et que l'activité représentative ne soit qu'une sorte de supplément accessoire (halbmüssiger Zugabe), qui ne servirait qu'à copier un monde tout achevé sans en augmenter le contenu. Le fait que les choses, par leur action sur les esprits, provoquent en eux un monde de représentations est un des faits les plus importants de l'ordre du monde, sans lequel celui-ci serait, non-seulement incomplet, mais encore privé de sa conclusion la plus essentielle (3). *Les choses (en tant que ce mot a encore un sens) sont là précisément pour produire dans les esprits des représentations, qui ont par conséquent leur valeur en elles-mêmes, par leur propre contenu, et non par leur accord avec un état de fait objectif* (4).

---

(1) *Gr. der Met.* § 94,

(2) *Met.* p. 193.

(3) *Cf. Mik.* I, p. 395.

(4) *Gr. der Met.* § 85. Les modifications *qualitativement* différentes de la sensibilité, par exemple, (sons, couleurs, etc.) sont causées par des stimulants extérieurs qui ne diffèrent que par leur *quantité* (ondes sonores

Fichte envisageait *toute* la réalité comme étant au service de l'activité humaine, mais il ne saisissait cette activité que par son côté formel, en en laissant le contenu de côté. Lotze met à la place de cette activité (Handelns) le *bien moral* (das sittlich-Gute) à la réalisation duquel elle doit être employée. Il entend par là non seulement le *bien*, mais aussi le *beau* et le *bonheur* (1). La Réalité vraie, dans le monde (das wahrhaft Reale in der Welt), consiste uniquement dans ce bien suprême, c'est-à-dire que toute autre chose est, relativement à lui, subordonnée, pure apparence, ou dans le rapport du moyen au but. Comme toute *valeur* (aller Werth des Werthvollen) n'a d'existence que dans l'esprit qui en jouit, toute la réalité apparente (scheinbare Wirklichkeit) n'est qu'un système de dispositions destinées à produire dans l'esprit ce monde phénoménal déterminé et les conceptions métaphysiques par lesquelles nous le saisissons, afin que le bien suprême, sous toutes les formes dont il est susceptible, devienne pour l'esprit un objet de jouissance. Voici en quoi consiste l'objectivité de notre connaissance : Elle n'est pas un simple jeu d'apparences (Spiel des Scheines) dépourvu de signification, mais elle nous présente un monde dont la

---

et ondes lumineuses). La différence est beaucoup plus grande, qui sépare un son d'une couleur, que celle qui distingue une onde sonore d'une onde lumineuse. Sons et couleurs n'en ont pas moins leur réalité (Wirklichkeit) en eux-mêmes. Bien loin de diminuer de valeur par le fait que nous les percevons comme tels, ils constituent au contraire le but que voulait atteindre la nature au moyen des ondes sonores et lumineuses. Ce but ne pouvait se consommer que dans le monde des esprits. C'est donc tout à fait à tort que l'on reprocherait à la sensibilité de nous tromper en nous présentant les choses autrement qu'elles ne sont. *Mik.* III, p. 539, 540. *Gr. der Met.* § 86.

(1) Lotze appelle le *bien moral* « un ensemble de toutes les valeurs » (ein Complex alles Werthvollen).

connexion est ordonnée d'après l'unique Réalité, *le bien.* Elle possède par là plus de vérité que si elle était destinée à copier des objets sans valeur en soi. Bien qu'elle ne comprenne pas de quelle manière cette apparition lui est présentée, elle en saisit néanmoins la signification, et peut être comparée à un spectateur qui comprend le sens esthétique de ce qui se passe sur la scène, et qui ne gagnerait rien d'essentiel à voir la machinerie par laquelle sont produits les jeux de scène (1).

L'ontologie nous avait conduit à postuler un être unique, infini, l'absolu. Nous avons vu en outre que toute Réalité vraie n'est possible que sous forme de spiritualité. Enfin, le principe suprême du monde est le bien suprême. En réunissant ces trois propositions, nous obtenons le résultat suivant : Le principe substantiel du monde est un esprit, une personnalité (2), le bien vivant (lebendig seiende Gute). Tout ce qui est fini est action de cet infini. Les êtres Réels sont celles de ses actions qu'il entretient d'une manière durable comme centres d'activité et de réceptivité. Leur Réalité, c'est-à-dire leur indépendance relative, ne consiste pas dans une existence indéfinissable hors de l'infini, mais dans leur qualité d'éléments spirituels, jouissant de l'être-pour-soi. La question de savoir comment s'y prend l'être Réel pour communiquer à un certain nombre de ses actions l'indépendance qui en fait des substances, est une question insoluble et oiseuse (3).

---

(1) *Gr. der Met.* § 92.

(2) Lotze n'admet pas, comme Strauss, que la notion de *personnalité* implique une opposition entre le moi et le non-moi. D'après lui, au contraire, la personnalité parfaite (vollkommene Persönlichkeit) ne peut appartenir qu'à un être infini. La personnalité des êtres finis ne peut être que dérivée, imparfaite. *Cf. Gr. der Rel. Ph.*, § 33-41. *Mik.* III, p. 580.

(3) *Gr. der Met.* § 94.

Il importe de remarquer, toutefois, que le bien suprême, quoique envisagé comme le principe *Réel* (Realprincip) du monde, ne constitue pas un principe *de connaissance* (Erkenntnissprincip) dont la vérité métaphysique pourrait être déduite. Nous retrouvons ici la distinction Kantienne entre la connaissance théorique et la connaissance pratique. La vérité morale et religieuse forme un domaine à part, et n'est pas susceptible d'une démonstration théorique (1). Elle se sépare de ce que Lotze appelle la conception rationnelle ou théorique du monde (2). Nous possédons une faculté primitive d'*appréciation* (Schätzungsvermögen des Werthvollen), en vertu de laquelle nous admettons que l'idéal n'est pas une simple idée, mais une réalité. Le grand problème gît dans le rapport réciproque des trois éléments sur lesquels se fonde la connaissance. *a*) Les *vérités nécessaires* (nothwendig gültige Wahrheiten) de la pensée, dont aucune ne nous révèle ce qui est. Comme loi générales, elles ne nous disent que ce qui *doit être*, au cas où quelque chose d'autre *serait* (was sein muss, falls etwas anderes ist). *b*) Les *faits* (Thatsachen) de la réalité, perçus par l'intuition. Aucune de ces données de l'expérience ne renferme en elle-même le fondement de sa nécessité. Elles pourraient aussi bien n'être pas, ou être autrement qu'elles ne sont. *c*) Les *appréciations* ou *déterminations de valeurs* (Werthbestimmungen) de la conscience (Gewissen). Aucune de ces appréciations (de ce qui est saint, bon et beau) ne laisse découler d'elle-même, comme sa propre

(1) *Ibid.* § 93, 94.

(2) Theoretische Weltbetrachtung, Verstandes Weltansicht, Weltansicht der Vernunft. *Mik.* III, p. 562. *Gr. der Rel. Ph.*, § 80.

conséquence, un monde déterminé de formes. Cependant, dit Lotze, nous n'en maintenons pas moins fermement cette conviction : il doit y avoir un principe unique du monde, renfermant le fondement commun de ses lois, de ses formes et de ses valeurs (1). La religion s'efforce, soit par la théorie soit par la pratique, de combler le vide qui sépare du contenu indifférent de la réalité donnée, nos idées de la sainteté, du beau et du bien. La religion n'est jamais un théorème susceptible de démonstration. La conviction de sa vérité est un *acte* imputable au caractère (2).

Nous voici parvenu au terme de notre exposition de la philosophie de Lotze. On a pu constater, d'après tout ce qui précède, l'influence de Kant sur la pensée du philosophe de Göttingue. Cependant, Lotze ne s'est pas contenté de la notion Kantienne de la vérité immanente. Pour lui, la pensée théorique n'est pas renfermée exclusivement dans le sujet et dans ses propres déterminations. Son point de vue n'est pas celui de l'idéalisme critique (Kant), mais du *réalisme critique* (Herbart) (3). Il abat l'impénétrable muraille que Kant avait élevée entre le phénomène et la chose en soi, et veut arriver à connaître ce qui est transcendant au moi, indépendant du moi. « Ce réalisme se contente de ramener les faits donnés de l'apparence (gegebene Thatsachen des Scheins) aux faits de l'être qui

---

(1) *Mik.* III, p. 462.

(2) *Gr. der Rel. Ph.* § 74. Die Religion ist niemals ein *beweisbares Theorem,* sondern die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit eine dem Charakter zuzurechnende *That.*

(3) *Cf.* Stählin *op. cit.* p. 104.

doivent être nécessairement admis. Il laisse aux résultats derniers auxquels il arrive leur caractère de simples faits, qui sont parce qu'ils sont, ou qui doivent être admis parce que autre chose est (1). »

---

(1) *Mik.* III, p. 234.

DEUXIÈME PARTIE

LA THÉOLOGIE DE RITSCHL

CHAPITRE PREMIER

La théorie de la connaissance de Ritschl.

En entreprenant l'exposé de la théorie ritschlienne de la connaissance, nous prenons congé des philosophes, dont nous nous sommes occupé jusqu'ici, pour aborder un théologien; en d'autres termes, nous quittons un domaine plus ou moins lumineux pour pénétrer dans un domaine plus ou moins obscur.

Ce qui intéresse spécialement le théologien dans la théorie de la connaissance, c'est la question de la possibilité, des conditions et des limites d'une connaissance du suprasensible. La « chose en soi » existe-t-elle réellement, ou n'est-elle qu'une abstraction, qu'une création de notre esprit? Faut-il admettre une « double réalité », ou une réalité unique? Quel rapport y a-t-il entre la connaissance théorique et la connaissance religieuse? La solution apportée par le théologien à ces diverses questions donnera à son système dogmatique sa physionomie particulière [1].

---

[1] Cf. Lipsius. *Neue Beiträge* 1885. p. 182.

L'opposition entre le subjectif et l'objectif, entre le monde de l'esprit et le monde des choses, nous est fournie par le sens commun. Philosophes ou profanes, c'est par là que nous débutons tous. Plus tard seulement, à la suite d'expériences répétées et de méditations approfondies, quelques rares esprits — ceux qui réfléchissent — en viennent à mettre en doute cette opposition, ou éprouvent le besoin de la justifier théoriquement. La langue que nous parlons et que nous écrivons s'est formée en dehors des spéculations de l'école. Elle a été créée par le sens commun et pour le sens commun. Il en résulte que les plus subjectifs d'entre les philosophes ont dû s'exprimer objectivement (1). L'idéalisme absolu lui-même n'est pas arrivé à adapter le langage à son point de vue, ni à confectionner pour sa pensée un vêtement sur mesure. Ritschl n'a pas échappé à cette nécessité; il a été forcé de s'exprimer comme tout le monde. L'avantage de sa théorie de la connaissance sera de nous fournir la clef de ses affirmations subséquentes, et d'en prévenir une interprétation contraire à sa pensée. Cette étude préliminaire permettra au lecteur de pointer sa lunette.

I

La connaissance scientifique des diverses vérités du christianisme, ainsi s'exprime Ritschl, est liée à leur exacte définition. Il faut commencer par délimiter avec soin les représentations religieuses impliquées dans la notion du christianisme. Il ne suffit pas, pour cela, de compulser les résultats de l'exégèse; il faut encore les

(1) Cf. Wegener, *art. cit.* p. 203.

faire rentrer dans un ensemble systématique, où chaque élément occupe une place déterminée relativement aux autres. L'exacte expression (Ausprägung) des propositions théologiques dépend du procédé employé pour délimiter les objets de la connaissance; elle dépend, en d'autres termes, de la *théorie de la connaissance* que l'on adopte, consciemment ou inconsciemment.

L'importance que Ritschl attribue à cette question ressort des déclarations suivantes : « La répulsion que professe Luthardt pour ma théologie, son incapacité de l'apprécier impartialement, vient de ce que je me rattache à une autre théorie de la connaissance que ce représentant de la tradition. J'ai donc un intérêt spécial à montrer que mes adversaires envisagent autrement que je ne le fais la notion de la chose, comme objet de la connaissance. En entrant en lice en faveur de la théologie traditionnelle, ils se servent d'une fausse théorie de la connaissance. J'espère montrer que s'ils se figurent m'être supérieurs dans leur façon d'apprécier le christianisme, ce n'est là qu'une erreur, reposant sur une foi inconsidérée en leur fausse théorie [1]. » « Tout théologien en sa qualité d'homme de science, est tenu de procéder suivant une théorie déterminée de la connaissance, dont il doit avoir conscience, et qu'il doit être prêt à justifier [2]. » Toutefois, la religion elle-même est neutre à l'égard des théories de la connaissance par lesquelles on cherche à en exprimer scientifiquement le contenu. Les conflits qui s'élèvent entre ces diverses théories sont de nature

---

[1] *Theol. und Met.* 2e édit. p. 32, 33.

[2] *Ibid.* p. 40.

purement scientifique, et n'atteignent pas le fond des choses (1).

Trois théories principales de la connaissance (drei Formen der Erkenntniss des Dinges) se rencontrent dans la philosophie européenne. La première, d'origine platonicienne, est en vogue dans les sphères de la scolastique. D'après cette théorie la chose agit, il est vrai, sur nous, par ses attributs variables, et donne ainsi naissance à nos sensations et à nos représentations, mais elle se trouve en même temps au repos derrière ses attributs, comme unité égale à elle même. C'est ainsi que la spéculation scolastique sépare l'essence et les attributs immanents de Dieu, d'une part, de ses attributs actifs, de l'autre.

La seconde forme de la théorie de la connaissance est celle de Kant. Il limite la connaissance au monde des phénomènes, et déclare inconnaissable celui des noumènes, dont les rapports réciproques servent de base à ceux que les phénomènes soutiennent entre eux. Cependant, un monde de phénomènes ne peut être posé comme objet de la connaissance que si l'on admet que quelque chose de *réel*, à savoir la chose, nous apparaît en eux, comme cause de nos sensations et de nos perceptions. Sans cette condition, le phénomène ne serait qu'une pure apparence. Par l'emploi qu'il fait de la notion du phénomène, Kant contredit son affirmation que les choses réelles sont inconnaissables (dass die wirklichen Dinge unerkennbar sind).

La troisième forme de la théorie de la connaissance est

---

(1) *Ibid.* p. 46, 47. Cf. cette affirmation de Kant : « Soyez sans inquiétude au sujet de la bonne cause (l'intérêt pratique) ; elle n'est jamais en jeu dans un conflit spéculatif. » *Kr. der R. V.* p. 581.

celle de Lotze. Elle peut se résumer ainsi : Dans les phénomènes qui se modifient dans des limites et dans un ordre fixe, nous connaissons la chose *a*) comme la *cause* des attributs qui agissent sur nous, *b*) comme le *but* auquel ces attributs servent de moyens, *c*) comme la *loi* de leurs constantes modifications (1). C'est cette théorie que Ritschl a adoptée à partir de 1883 (2e édition de *Rechtfertigung und Versöhnung*) (2). Il l'a exposée avec plus de détails à divers endroits de son petit écrit sur la *Théologie et la Métaphysique*, auquel nous allons maintenant nous adresser, pour obtenir quelques développements sur ce qui précède.

Nos sensations sont l'unique garantie que nous ayons de la présence et de l'action de *choses*. Nous percevons celles-ci précisément dans la sensation qu'elles occasionnent. Nous envisageons les choses perçues comme réelles, même lorsqu'elles ont cessé d'agir sur nos sens, parce que nous supposons à bon droit que d'autres les perçoivent à notre place. Mais « l'opinion vulgaire » se figure que les choses dont l'image est restée gravée dans la mémoire peuvent être connues telles qu'elles sont *en soi*. Cette distinction entre les choses telles qu'elles sont *en soi*, en dehors de tout rapport avec notre perception, et les choses telles qu'elles sont *pour nous*, repose sur une illusion. On sépare ainsi, par l'abstraction, deux éléments qui sont intimément liés dans la réalité. Aux rapports par lesquels l'existence des choses nous est donnée, appartiennent nécessairement les rapports de ces choses avec

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 20. Sauf indication spéciale, les citations du grand ouvrage de Ritschl renvoient à la 2e édition (1883).

(2) Dans sa 1re édit., Ritschl se rangeait au point de vue de Kant.

nous, comme sujets de la sensation, de la perception, de la représentation. C'est ce qu'on ne devrait jamais oublier dans un exposé scientifique. En prétendant connaître les choses telles qu'elles sont en soi, on se laisse aller à l'illusion qu'il n'y a, dans leurs rapports avec nous, qu'erreur et que vaine apparence. A supposer d'ailleurs que ce fût le cas, nous n'aurions aucun moyen de le constater. En revanche nous pouvons découvrir une apparence, une illusion (Schein) dans une sphère limitée, lorsque nos perceptions ne sont pas d'accord avec celles des autres hommes (1).

Les perceptions qui constituent la chose, en se répétant, se fixent dans une image-souvenir. Cette image n'est pas affectée par les changements secondaires et variables qui accompagnent chacun de ses exemplaires particuliers. Elle obtient par là une fixité, une clarté dans la disposition de ses attributs, qui ne se rencontre pas dans la réalité. Nous attribuons ainsi à l'image-souvenir les prédicats essentiels de la chose, par opposition aux prédicats accidentels, qui varient d'un cas observé à l'autre. Cette image-souvenir quiescente conduit, abrège, facilite l'observation de la chose chaque fois qu'elle se renouvelle. Pour cette raison, nous sommes tentés de lui attribuer une valeur égale à celle de l'intuition immédiate qui nous en a garanti la réalité. Une nouvelle erreur de l'opinion vulgaire résulte de cette double impression de la réalité d'une même chose. Elle place l'image derrière l'objet de l'intuition immédiate, dans un second plan, et s'imagine que c'est la chose quiescente qui agit sur nous par les

---

(1) *Theol. und Met.* p. 34.

mouvements que nous percevons (1). Cette combinaison illégitime entre l'image quiescente et l'intuition vivante, a trouvé accès dans la métaphysique scientifique. La prétention de connaître les choses en soi derrière leurs phénomènes, quant à l'espace, et avant eux, quant au temps, est une prétention illusoire. On se trompe en considérant l'image-souvenir comme la réalité vraie d'une chose.

La représentation de la *chose* résulte, nous l'avons vu, des diverses impressions sensibles qui se présentent dans un espace limité et dans un ordre fixe. Ainsi, nous posons la pomme comme chose ronde, rouge, douce, lorsque les sensations du toucher, de la vue, du goût se rencontrent au point où nous percevons les rapports correspondants de la figure, de la couleur, de la saveur. Ce sont ces rapports, perçus à diverses reprises en un point commun (gemeinsamen Ort), que nous réunissons dans la représentation d'une chose. Celle-ci nous est donnée précisément dans ces rapports; nous ne la connaissons que par eux. La relation entre la chose et ses attributs, que nous exprimons par ce jugement : cette chose est ronde, rouge, douce, signifie que nous ne connaissons le sujet de cette proposition que dans ses attributs.

L'impression que la chose perçue est *une* dans la diversité de ses attributs, résulte de la continuité de la conscience psychologique, intérieurement à la série des sensations provoquées par la chose (2). Nous saisissons

---

(1) *Theol. und Met.* p. 35. Wegener estime, à tort, nous paraît-il, que Ritschl a eu la prétention d'indiquer ici la genèse de l'intuition de l'espace. *Art. cit.* p. 199.

(2) *Theol. und Met.* p. 38.

donc la chose comme unité par analogie avec l'âme, sujet de la connaissance, qui a conscience d'elle-même comme d'une unité permanente. C'est dans ce sens seulement que la chose représentée possède l'être-en-soi (Insichselbstsein). L'âme s'affirme, en outre, comme cause de ses sensations, et prend conscience d'elle-même comme son propre but; elle se représente aussi la chose isolée comme *causa sui* et comme *finis sui*. Dans ce sens, également, on peut dire que la chose possède l'être-par-soi (Durchsichsein) et l'être-pour soi (Fürsichsein), mais, ainsi envisagée, elle est dépourvue de toute qualité particulière, et n'est qu'une notion purement formelle, sans contenu (1). La chose est cause dans ses effets, et but dans la série ordonnée de ses modifications phénoménales (2).

L'évidence de la perception d'une chose *dans* ses attributs, de sa réalité (Wirklichkeit) *dans* ses effets, ne serait nullement obscurcie si l'on renonçait à faire de la notion de genre le faux emploi qui a été décrit. En présentant la chose comme être pur, ou comme Réalité dépourvue de qualités, on enseigne quelque chose d'inconcevable. Ce procédé n'est pas sans analogie avec le mythe, qui pose des objets naturels comme porteurs de la vie spirituelle. En outre, il n'est pas conforme à l'attitude que nous prenons, dans la pratique, à l'égard des objets naturels et des personnes spirituelles. Cette attitude n'est jamais influencée par de telles abstractions, mais par l'évidence que la pomme que nous mangeons est réelle, et que l'homme est bien lui-même dans la direction déterminée de sa

---

(1) *Theol. und Met.* p. 19, 20.

(2) *Ibid.* p. 38.

volonté et dans le sentiment qu'il a de lui-même (in der Stimmung seines Selbstgefühls) (1).

Comme la théologie s'occupe des états et des mouvements de la vie spirituelle de l'homme, elle implique un certain emploi de la psychologie. Ici encore, nous nous trouvons en présence de deux théories opposées de la connaissance. La théorie scolastique, derrière les activités multiples de l'âme, sentiment, représentation, volonté, admet la présence d'une substance toujours égale à elle-même, d'une « cheville métaphysique » plantée dans l'esprit humain (2). Or, dans une vie personnelle, la réalité appartient à l'activité de l'esprit (an dem geistigen Wirken), et à rien d'autre (3). Nous ne savons rien d'une âme *en soi*, en dehors des fonctions par lesquelles elle se manifeste comme vivante et agissante. La contradiction signalée plus haut se retrouve ici, qui consiste à envisager en même temps une même chose comme quiescente et comme active.

Toutes les causes qui agissent sur l'âme sollicitent son activité particulière. Elle n'est jamais entièrement passive, mais elle répond à ces stimulants étrangers à son essence par une réaction qui lui est propre. Par là, elle prend conscience d'elle-même comme causalité indépendante. Ce qu'il y a de caractéristique dans cette causalité de l'âme comparée aux autres causes, c'est que la sensation n'est jamais semblable au stimulant qui l'a provoquée. Les

---

(1) *Theol. und Met.* p. 39. Cette notion de *Selbstgefühl* est une des plus obscures de la théologie néokantienne. Elle semble créée pour donner lieu à des malentendus.

(2) *Ibid.* p. 38.

(3) *Ibid.* p. 30.

sensations visuelles et auditives sont tout autre chose que les oscillations de l'éther et de l'air. La sensation de douleur est la même, que l'on se soit heurté contre une pierre ou que l'on ait été frappé. De cette règle fondamentale résulte, pour la théologie scientifique, la tâche de démontrer l'action de la grâce divine sur le croyant dans les actes religieux et moraux causés par la révélation en général, et par les moyens spéciaux dont elle dispose. Si le christianisme doit être rendu pratiquement intelligible, c'est la seule méthode à suivre (1).

La théorie de la connaissance de Ritschl, telle qu'elle vient d'être exposée, a donné lieu à des interprétations très diverses. La plupart des théologiens qui s'en sont occupés ont été d'accord pour la trouver obscure, et il faut reconnaître qu'elle ne s'impose pas à l'esprit avec la clarté de l'évidence. Cherchons à nous orienter en suivant les indications de Ritschl, et en examinant les motifs qui l'ont engagé à se séparer du Kantisme.

Ce qu'il reproche à l'auteur de la *Critique*, c'est de déclarer inconnaissables les choses *en soi*, ou, comme il le dit un peu plus bas, les choses *réelles*, et d'abaisser ainsi le phénomène au rang d'une simple apparence (2). Ces quelques lignes renferment déjà une amphibologie. Kant n'a jamais dit que les *choses réelles* fussent inconnaissables; ce qu'il appelle les choses réelles, ce sont précisément les objets donnés dans l'expérience, les phénomènes. En revanche, ce qu'il déclare inconnaissable c'est la *chose en soi*, le noumène (p. 16). Prendre ces deux termes comme

---

(1) *Rechf. und Vers.* III, p. 22, 23.

(2) *Rechtf. und Vers.* III, p. 19.

synonimes, c'est prêter gratuitement à la confusion dans un domaine où l'exactitude est de rigueur. Si nous laissons de côté cette question de mots, qui n'est pas sans importance, le motif qui a détaché Ritschl de l'idéalisme critique apparaît clairement. Malgré ses affirmations, Kant n'est pas arrivé à établir sérieusement la réalité du phénomène. Il n'a pas surmonté le dualisme entre le monde de l'expérience et le monde intelligible.

L'inquiétante inconnue qui se cache par delà les phénomènes invite le disciple de Kant à se demander toujours s'il n'est pas victime d'une illusion. Déjà le scepticisme antique était basé sur cette opposition entre les sensations et l'objet mystérieux qui les provoque. Sextus Empiricus et ses prédécesseurs ne niaient pas les sensations comme telles. En revanche, tout ce qui était, comme « noumène », opposé au phénomène, était mis en suspiscion. « Pour l'œil le miel est jaune, pour la langue il est doux, disait Sextus Empiricus dans son troisième *trope*. Qui sait s'il n'y a pas des sens, à nous inconnus, qui le perçoivent autrement. Ce qu'il est en lui-même, nous n'en savons rien, car nous n'avons aucune raison pour considérer le témoignage de l'un de nos sens comme plus fidèle que celui d'un autre [1].» Cette opposition se retrouve dans le positivisme moderne. Herbert Spencer estime qu'il y a, entre la science et la religion, accord sur cette double base : il existe une réalité cachée derrière les phénomènes; cette réalité est inconnaissable. Ce qu'il y a au-delà du savoir positif, c'est l'immensité réelle et inaccessible, « l'océan qui vient battre notre rive, pour lequel nous n'avons ni barque ni voile » (Littré).

---

[1] Lotze, *Logik*, p 487, 488.

A ce dualisme abstrait, dont il reproche à Kant de ne s'être pas suffisamment affranchi, Ritschl oppose l'objection suivante : « Un monde de phénomènes ne peut être posé comme objet de la connaissance que si l'on admet que quelque chose de *réel*, à savoir la chose, nous apparaît en eux comme cause de nos sensations et de nos perceptions. » Jusqu'à quel point cette interprétation du criticisme classique est-elle la vraie, c'est ce que nous n'avons pas à examiner ici. Disons en passant qu'elle a été très vivement combattue par Lipsius dans ses *Neue Beiträge* (1). Quoi qu'il en soit, le dualisme Kantien, vrai ou prétendu, nous a valu ce singulier spectacle d'un théologien changeant de théorie de la connaissance d'une édition à l'autre d'un même ouvrage. Mieux encore, pour en obtenir une nouvelle Ritschl s'est adressé à Lotze, qui conteste expressément la légitimité de ce genre de recherches, et les traite de « travail ambitieux » et de « vain étalage »!

D'après ce qui précède, on pourrait s'attendre à voir Ritschl formuler sa théorie de la connaissance à peu près en ces termes : La chose en soi n'est pas entièrement inconnaissable comme le prétend le dualisme ; elle se manifeste à nous, dans une mesure quelconque, par et dans les phénomènes. « Une forme réelle ne saurait s'adapter à ce qui n'aurait que l'apparence (2) ». La vie pratique nous force de repousser l'idéalisme absolu, qui réduit à néant l'activité morale. Sans doute nous ne pouvons pas connaître les choses telles qu'elles sont en soi,

---

(1) P. 191, sq.

(2) Bridel, *op. cit.* p. 110.

abstraction faite de leurs rapports avec nous. Cette prétention renfermerait une contradiction *in adjecto*. Notre connaissance n'est jamais que relative, mais le phénomène et la chose en soi ne sont pas séparés par une impénétrable muraille ; ils se trouvent sur la même ligne. Le phénomène n'est pas un voile, mais une révélation partielle, une manifestation de quelque chose d'objectif.

Malheureusement, le point de vue de Ritschl n'est pas si simple, et ne se laisse pas dégager aussi aisément des prémisses posées dans *Rechtfertigung und Versöhnung*. L'auteur a intercalé dans le pamphlet intitulé *Theologie und Metaphysik*, des « éclaircissements » qui ne facilitent pas la tâche du critique, ni celle de l'étudiant qui ne demande qu'à s'instruire. Nous connaissons les choses *dans* les phénomènes. « Cette formule, remarque Pfleiderer, paraît si simple, si lumineuse, que l'on s'étonne que des gens aussi intelligents que Platon et Kant ne s'en soient pas avisés [1]. » Les phénomènes, poursuit ce théologien, n'ont lieu que dans notre conscience. Si les choses ont une réalité indépendante de nos représentations, celles-ci n'en épuisent pas la réalité. Un *être en soi* des choses correspond-il réellement à la représentation que nous en avons ? Quel rapport y a-t-il entre cet être problématique et les phénomènes qui ont notre conscience pour théâtre ? Nos images nous permettent-elles de connaître l'être exactement ou inexactement ou pas du tout ? Si la chose est le *produit* de l'activité du sujet, il faudrait expliquer comment elle peut être en même temps la *cause* de nos sensations. « Toute la théologie de Ritschl se meut dans cette confusion absolue entre l'idéalisme et le réalisme. De

---

[1] Pfleiderer, *Die ritschl'sche Theologie*, p. 2 sq.

là son ton d'oracle, qui en impose à la foule naïve parce qu'elle croit y trouver une sagesse inconnue, une nouvelle révélation. L'esprit réfléchi remarque aisément que cette prétendue sagesse ne repose que sur l'ambiguïté du langage (1). » Stählin pose les mêmes questions. « Nous connaissons les choses dans les phénomènes. Les phénomènes sont donc distincts des choses, bien que nous ne connaissions celles-ci que dans ceux-là. Quel rapport y a-t-il entre eux ? (2) »

Ritschl ne s'est pas expliqué sur ces questions. Il semblerait à première vue que la *chose* qui nous apparaît dans les phénomènes pour leur conférer la réalité doive être la *chose en soi*, c'est-à-dire la chose abstraction faite des formes subjectives dans lesquelles nous la saisissons. Mais Ritschl récuse cette interprétation. Il n'admet pas la distinction entre les choses telles qu'elles sont en soi et les choses telles qu'elles sont pour nous ; il indique de quelle façon naît dans notre esprit l'idée de la chose en soi : elle vient de ce que nous projetons l'image-souvenir obtenue à la suite de perceptions répétées d'une chose, dans un plan situé derrière celui qui est occupé par cette chose. Cette idée est un produit de « l'opinion vulgaire ». Quelle différence y a-t-il, dès lors, entre la « chose » et le « phénomène » ? A cette question, Ritschl répond invariablement : Nous connaissons la chose *dans* le phénomène. Cette proposition prise en elle-même ne signifie rien du tout, et le procédé de Ritschl « rappelle celui de ces gens qui vous imposent un lourd

---

(1) *Ibid.* p. 6.

(2) Stählin, *Kant, Lotze, A. Ritschl*, p. 134 sq.

fardeau, sans remuer le petit doigt pour vous aider à le soulever (1). »

« Dans les phénomènes qui se modifient dans des limites et dans un ordre fixe, nous connaissons la chose *a*) comme la *cause* des attributs qui agissent sur nous ; *b*) comme le *but* auquel ces attributs servent de moyens ; *c*) comme la *loi* de leurs constantes modifications. » Ritschl formule en ces termes la théorie de la connaissance de Lotze, à laquelle il déclare se ranger. Flügel, le philosophe distingué, disciple de Herbart, se demande, et nous avec lui, ce que vient faire ici l'idée de but. « A quel but doivent servir les attributs de la chose qui agissent sur nous ? Les choses elles-mêmes ont-elles un but dans leur activité ? (2) » Puisque cette formule est censée empruntée à Lotze, mettons-la en regard de la théorie de la connaissance de ce philosophe. Peut-être obtiendrons-nous ainsi quelque lumière.

Nous rappelons que Lotze débute, dans son Ontologie, par des considérations formelles, abstraites, destinées à rechercher quelles conditions générales doivent remplir les choses, pour satisfaire au besoin intellectuel qui nous porte à admettre leur existence. A première vue, l'ontologie aboutit à une impasse. En effet, les choses qu'elle postule ne doivent pas être simplement des groupes ou des séries de phénomènes, sans autre lien que la loi qui les régit. Elles doivent renfermer un élément d'identité, qui persiste au travers du changement ; elles doivent

---

(1) *Theol. und Met.* p. 25.

(2) Flügel, *Ritschl's philosophische und theologische Ansichten*, p. 11. « Lorsqu'on dépouille cette définition, dit Flügel, de ses inexactitudes et de son ambiguïté, on y découvre tout un nid d'absurdités métaphysiques (metaphysischer Ungereimtheiten) ».

être susceptibles d'exercer et de subir une action, d'éprouver des états, etc. Or, les choses telles que nous les pensons généralement, les choses « aveugles », inanimées, sont incapables de remplir ces conditions. Il ne nous reste dès lors que trois alternatives : *a*) ou bien nous n'attribuons à nos notions de choses qu'une portée subjective. Elles ne seraient, dans ce cas, que des formes dans lesquelles nous apparaîtrait une réalité inconnue ; *b*) ou nous y renonçons, et nous cherchons à rendre l'univers intelligible sans elles ; *c*) ou enfin nous les complétons, de manière à ce qu'elles satisfassent aux postulats posés par l'ontologie (1).

La seconde alternative (*b*) consiste à admettre, au lieu des choses, des actions de l'absolu, produites avec une concordance parfaite dans tous les esprits (Fichte) ; la troisième (*c*), à envisager les choses comme des « âmes étincelles (2) », jouissant d'elles-mêmes à un degré quelconque. Lotze oscille entre ces deux conceptions métaphysiques, ou plutôt il incline à leur faire à toutes deux une place dans son système. Dans lequel de ces trois cadres pouvons-nous ranger le point de vue de Ritschl ? Nous répondons sans hésiter : dans le premier. Il suffit, pour s'en convaincre, de rappeler ce passage de *Theologie und Metaphysik* que nous avons cité plus haut (p. 92) : « Nous saisissons la chose comme unité par analogie avec l'âme, sujet de la connaissance, qui a conscience d'elle-même comme d'une unité permanente. Dans ce sens seulement, la chose représentée possède l'être en soi, par soi et pour

---

(1) Lotze, *Mikrokosmos* III, p. 526 sq.

(2) Schlœsing, *le criticisme de M. Renouvier*, Revue chrétienne, 1882, p. 208.

soi ; ainsi envisagée, elle n'est qu'*une notion purement formelle*, *sans contenu.* » C'est justement cette « notion purement formelle, sans contenu » qui constitue pour Lotze le Réel, la substance, ce qui existe au-delà du moi, ce qui n'est pas épuisé par la représentation que nous en avons.

Lotze apprécie dans les termes suivants le point de vue auquel Ritschl s'est arrêté : « Nous n'avons rien à objecter contre le choix de la première de ces alternatives, s'il est bien entendu qu'elle met fin à toutes les recherches, et constitue une abdication de la connaissance. Voici comment on peut la résumer : L'esprit est contraint, pour expliquer sa propre activité, de penser un principe comme base de celle-ci, et de se représenter l'action de ce principe comme émanant de choses situées en dehors de lui. Tout cela n'est cependant qu'une interprétation purement subjective du phénomène de conscience, l'esprit attribuant à ce principe le genre d'activité et de passivité qui lui est propre. La notion de la chose appartient alors aux représentations au moyen desquelles nous cherchons à expliquer notre perception du monde (unsere Weltwarnehmung). Elle est un produit de notre pensée. Sa nécessité et sa valeur peuvent être mises en question [1]. » Les « causes qui agissent sur l'âme », les « stimulants étrangers à son essence » dont parle Ritschl (p. 93), sont donc des représentations qui s'imposent à notre esprit en vertu de sa propre nature, sans que nous puissions affirmer que quelque chose leur correspond en dehors du moi.

Ritschl se sépare de Lotze au moment où celui-ci donne à sa théorie de la connaissance une base positive;

---

[1] Lotze, *Mik.* p. 527.

il quitte le terrain du réalisme critique, pour s'engager dans la voie du phénoménisme idéaliste. D'après Lotze, la pensée *théorique* est contrainte par une nécessité interne de postuler une substance unique, servant de base aux phénomènes. Pour expliquer l'action réciproque des choses, en dehors par conséquent de toute préoccupation pratique, il lie la gerbe des phénomènes par le lien de l'absolu. Ce postulat théorique n'est point seulement une satisfaction que l'esprit s'accorde à lui-même, pour combler une lacune de sa conception du monde. Lotze revendique pour lui la valeur d'un résultat scientifique, ayant une portée réelle. Cette substance infinie où viennent se fondre le monde des faits et le monde des valeurs, donne à la connaissance une base objective. Ritschl ne dit rien de cette autre face du système de Lotze. Il chemine avec son compagnon de route jusqu'aux frontières du monisme, puis, comme Jean-Marc en Pamphylie, il fait volte-face, et rentre dans la Jérusalem de son moi.

On pourrait dire avec Wegener : Ritschl n'adopte que la théorie de la connaissance de Lotze, non sa métaphysique tout entière (1). Cependant, aux yeux de Lotze, la première fait partie intégrante de la seconde. Elles forment en quelque sorte un inextricable réseau, se développant l'une avec l'autre et l'une dans l'autre. Il serait donc plus exact de formuler ainsi notre jugement : Ritschl emprunte à Lotze les éléments formels, abstraits, négatifs, de sa théorie de la connaissance. Il se les approprie après les avoir détachés de l'ensemble du système, et les exploite dans le sens d'un phénoménisme que Lotze était loin de professer. Il nous est impossible de souscrire à

(1) Wegener, *art. cit.* p. 221.

cette affirmation de Thikötter : « Ritschl est d'accord avec Lotze sur la théorie de la connaissance. Avec lui il nie que nous arrivions à connaître ce qui dépasse le domaine de l'observation, le transcendant, par la voie théorique de l'induction, de l'analogie et de l'intuition (1). »

Il est étrange de constater à quel point un esprit de la valeur de Ritschl est resté à côté de la question, toutes les fois qu'il a abordé le problème de la connaissance. Au fond, il ne l'a jamais abordé. Il n'a jamais discuté sérieusement, avec quelque ampleur et de manière à se faire comprendre, les points d'interrogation redoutables que soulève ce problème. Nous renvoyons le lecteur qui désire se rendre compte de ce que peut être une telle discussion, à l'exposé vraiment magistral, admirable de lucidité et de pénétration, du regretté Lipsius dans ses *Neue Beiträge* (2). La théorie de la connaissance de Ritschl n'en est pas une. Une définition de la chose n'est pas une théorie de la connaissance. Un réaliste et un idéaliste peuvent définir la chose de la même manière, avec des conceptions métaphysiques opposées.

On n'a pas tout dit lorsqu'on a affirmé que nous saisissons l'unité de la chose par analogie avec l'unité du moi. Il s'agit encore de savoir si cette analogie est réelle ou fictive, et c'est là qu'est le nœud de la question. Sans doute le sens des mots cause, substance, etc., nous est révélé par une expérience purement subjective, mais cela ne veut pas dire que ces catégories ne vaillent que pour nous. Du fait que nous les trouvons dans notre moi au

---

(1) *La théologie de l'avenir*. p. 18.

(2) *Jahrbücher für prot. Theol.* 1885, nos 2, 3, 4. Lipsius se rattache à Kant, avec une tendance au réalisme critique.

moment de notre éveil à la vie consciente, on ne saurait inférer sans plus qu'elles ne s'appliquent pas ailleurs. Jusqu'à quel point pouvons-nous *conclure* du phénomène à la chose, de la réprésentation à l'être, voilà le point capital à élucider dans une théorie de la connaissance. Pour les uns, cette conclusion paraîtra déjà s'imposer sur le terrain théorique (Lotze); pour d'autres, sur le terrain pratique (Kant, Lipsius); pour d'autres, elle ne s'imposera sur aucun terrain; c'est le cas de Ritschl, ainsi que nous en sommes informés par quelques indications qui lui ont échappé au hasard de la polémique, et par la teneur de son système.

Ainsi se trouve tranchée la question que nous posions en abordant l'étude de Ritschl : la chose en soi existe-t-elle réellement, ou n'est-elle qu'une création de notre esprit? Le problème des rapports entre le monde phénoménal et le monde nouménal est résolu par la suppression d'un des termes. Le mot de *phénomène* conserve, sous la plume de Ritschl, son sens étymologique, car le phénomène *apparaît* à la conscience individuelle, mais il ne faut plus le considérer comme l'*apparition* de quelque chose qui ne paraît pas. Les phénomènes sont donnés à la représentation, et n'ont qu'un lieu d'existence, la conscience. Ils sont donc à la fois subjectifs et objectifs, et nous n'avons à chercher au-delà aucune prolongation de la réalité. *Alles Sein ist Bewusstsein.*

Wegener l'a relevé avec raison, ce qu'il y a de caractéristique dans la théorie de Ritschl, c'est qu'elle s'applique d'une manière générale à tout ce qui apparaît, ou peut apparaître, à la conscience, aux phénomènes religieux comme aux phénomènes sensibles. Tout être se résout en attributs, effets, représentations, motifs : tout est

à la fois subjectif et objectif. L'âme est une sorte de monade, « ein miroir vivant », comme dit Wegener, qui réfléchit le monde, non pas le monde par opposition à Dieu, mais le monde comme la somme de toutes nos représentations, à laquelle appartient aussi celle de Dieu (1). Ces deux propositions : « Dieu est amour » et « j'ai l'idée de Dieu comme de l'amour » sont absolument identiques. Suivant une phrase qui a fait fortune dans la littérature du sujet : « Le chant du rossignol ou le rayon de soleil, le parfum de la rose ou la douceur du miel, l'amour du Père céleste ou la mort réconciliatrice de Jésus-Christ, tout cela n'a d'existence que dans la conscience qui le représente (2). »

Il n'y a pas de place, dans la théorie de la connaissance de Ritschl, pour la notion de *personnalité*, dans le sens d'un être pour soi, d'un *Fürsichsein*, comme disait Lotze. Mon prochain n'est qu'un groupe de sensations bien liées, qui n'a d'existence que dans ma conscience. Il est clair que Ritschl ne saurait s'en tenir là. Sans parler du « goût scientifique » mis en avant par Lotze, et qui nous oblige à admettre l'existence *pour soi* de celles de nos perceptions qui perçoivent comme nous, Ritschl le théologien est obligé de dépasser les prémisses posées par Ritschl le philosophe. Le point culminant de son enseignement est le royaume de Dieu, ou l'idéal moral à la réalisation duquel les membres de la communauté religieuse sont appelés à travailler en unissant leurs efforts (3).

---

(1) Wegener, *art. cit.* p. 198.

(2) *Ibid.* p. 197.

(3) *Unterricht*, § 5.

Or, « nous ne pouvons adopter une attitude morale à l'égard de simples représentations [1]. » Pour poursuivre l'œuvre à laquelle Ritschl nous convie, nous sommes obligés de dépasser la sphère de nos états de conscience; de *conclure* à l'existence d'autres êtres indépendants du moi, vivant de leur vie; d'accorder l'exequatur à d'autres unités semblables à la nôtre. Tout ceci s'applique à fortiori à l'idée de Dieu. Ritschl est obligé de rétablir, contrairement à ses prémisses et dans l'intérêt du royaume de Dieu, la notion de substance, dans le sens d'une existence réelle, indépendante, d'un *Fürsichsein* qui ne soit pas épuisé par la représentation que nous en avons [2].

Cependant, le terme de *substance* est équivoque. Il faut se souvenir que Ritschl, d'accord avec Lotze, envisage l'idée d'un substrat quelconque comme une fiction scolastique. « Nous ne savons rien d'une âme en soi, en dehors des fonctions par lesquelles elle se manifeste comme vivante et agissante » (p. 93). Pfleiderer affirme que Lotze enseignait sur ce point le contraire de Ritschl [3]. Cette remarque ne nous paraît pas exacte. Lotze entend, par substance, la désignation formelle générale de tout genre quelconque d'activité et de passivité, et non pas la condition réelle dont dépendrait, dans chaque cas donné, la possibilité de l'une et de l'autre. « Je suis très éloigné, dit-il, de l'opinion de ceux qui introduisent dans le cours des phénomènes l'âme comme un

---

(1) Wegener, *art. cit.* p. 222.

(2) Cf. Appia, *op. cit.* p. 97.

(3) *Op. cit.* p. 11.

atôme ferme et résistant, et qui croient trouver, dans ce caractère qu'elle posséderait comme substance, une base pour la construction de ses autres qualités. Le fait de l'unité de conscience constitue *eo ipso* l'existence d'une substance, sans qu'il soit nécessaire de la faire découler par un raisonnement d'une substance anti-datée, comme condition de sa possibilité (1). » « En tant et aussi longtemps que l'âme se sait être sujet identique, elle l'est par le fait même, et se nomme substance (2). » Dans la critique dirigée par Kant contre les paralogismes de la psychologie rationnelle « se glisse toujours le préjugé qu'il y a une certaine existence unitaire, et que cela est métaphysiquement bien supérieur à la faculté de s'apparaître comme tel (3). » C'est ce que Ritschl conteste aussi bien que Lotze. Nous verrons plus loin quelles conséquences le premier tire de la façon dont il conçoit l'âme humaine et ses fonctions, relativement à la doctrine ecclésiastique de l'*unio mystica*, et au mysticisme en général (4).

« Ce qui caractérise la causalité de l'âme, comparée aux autres causes, c'est que la sensation n'est jamais sem-

---

(1) *Met.* p. 500.

(2) *Ibid.* p. 503. Dans ce sens seulement on peut dire que Lotze « maintient l'âme substantielle. » De Pressensé, *Origines*. p. 59.

(3) *Met.* p. 504.

(4) Aux yeux de Lotze, la question de l'immortalité de l'âme se sépare de la métaphysique. « Continuera d'exister toute créature dont la durée fait partie du sens du monde, et en tant qu'elle en fait partie. Sera détruit tout ce dont la réalité n'aura eu sa place légitime que dans une phase passagère du cours des choses. » *Met.* p. 506. Ritschl laisse cette question tout à fait de côté. « Il enlève à la religion l'arrière-plan de l'au-delà. » (Lemme). Non qu'il le nie, mais il l'ignore « comme n'étant pas susceptible d'une représentation distincte. » *Unterricht* § 77. Par vie éternelle il entend toujours quelque chose d'actuel.

blable au stimulant qui l'a provoquée (1). » Lotze, on s'en souvient, a beaucoup insisté sur cette observation, mais il l'entend autrement que Ritschl. Celui-ci prétend donner à connaître, dans les lignes que nous venons de citer, le trait spécifique qui distingue l'âme de toutes les autres causes. Pour Lotze, au contraire, cette remarque s'applique à tout élément *quelconque* de la réalité. Toute action implique une réaction. Celle-ci est déterminée autant par la nature de l'élément réactif que par celle de l'élément actif. Le premier, « en vertu de sa nature même, concourt à produire le *caractère* et la réalité du fait nouveau que précédemment nous croyions devoir au seul rayonnement d'une cause active unique (2). » La remarque de Ritschl appartient donc, d'après Lotze, non point à la psychologie, mais à l'ontologie.

Le théologien et le philosophe de Göttingue sont en revanche d'accord dans leur opposition au réalisme logique de Platon et d'Aristote, d'Anselme et de Thomas d'Aquin. La réalité vraie se trouve toujours, pour eux, dans le particulier, dans le concret, et non point dans les notions générales, aussi les a-t-on classés à bon droit parmi les nominalistes (3). Lotze présente à ce sujet quelques réserves et n'admet pas que l'épithète de nominaliste puisse lui être appliquée dans son sens historique. Les universaux, dit-il, ne sont pas de simples *flatus vocis*, comme le prétendait le chanoine Roscelin; ils ont une réalité, seulement cette réalité n'est pas celle de l'être.

---

(1) *Rechtf. und Vers.* p. 22.

(2) *Met.* p. 107. Cf. Flügel, *op. cit.* p. 29.

(3) Gretillat, *art. cit.* p. 227.

Les notions générales sont *réelles*, mais elles ne sont pas *Réelles* (1). Le point de vue du réalisme logique a été soutenu, contre Ritschl, par MM. Esslinger et Gretillat. « Platon, dit M. Esslinger, a vu très juste, en envisageant comme réel, comme essentiel (Wesenhafte) au sens le plus élevé du mot, non point les individus particuliers avec leurs attributs variables, mais les idées toujours égales à elles-mêmes qui trouvent leur expression dans ces individus (2). » Et ailleurs : « Les idées immanentes au monde phénoménal sont la véritable réalité. Les phénomènes particuliers passent et s'évanouissent comme des images de rêve (3). » « Les réalistes, et Platon à leur tête, dit à son tour M. Gretillat, ne voulaient connaître que la pomme et prétendaient ignorer les pommes. Les nominalistes et M. Ritschl à leur suite prétendent ne connaître que des pommes, et ne veulent pas entendre parler de la pomme. Je voudrais demander à ces derniers comment il se fait que l'année 1883 ait produit tant de pommes, si la pomme est une pure abstraction de mon esprit! (4) »

Ritschl envisage l'idée platonicienne comme identique avec la notion de genre, avec l'image-souvenir de plusieurs choses semblables perçues dans la réalité. « Ces notions de genre que *nous* formons sont censées (d'après Platon) constituer la réalité des choses. Types éternels de toute existence particulière, elles existent purement pour elles-mêmes dans un lieu intelligible, accessible à la seule

---

(1) Cf. *Logik*, p. 548.

(2) *Zur Erkenntnistheorie Ritschl's*, p. 11, 12.

(3) *Ibid.* p. 14.

(4) *Art. cit.* p. 277.

pensée. Les choses concrètes ne sont que l'ombre des idées. » Cette conception est entachée de la même erreur que l'opinion vulgaire. Elle prétend considérer les choses en soi, indépendamment de la façon dont elles nous affectent. En outre, elle envisage ces choses en soi comme la cause des effets perçus dans les choses concrètes, puisque celles-ci n'ont d'existence qu'en vertu de leur participation aux idées. Platon a échoué dans sa tentative d'établir le vrai rapport entre la connaissance et l'être. Plus les idées recouvrent d'exemplaires particuliers, plus elles pâlissent et deviennent indéterminées. Dans la mesure où nous cherchons à leur rendre la précision, la netteté de leurs contours, nous constatons qu'elles ne sont que l'ombre des choses réelles dans notre souvenir, et que cette ombre est elle-même dépourvue de réalité. Platon enseigne le contraire. La notion de l'être général, indéterminé, illimité, que Plutarque, Philon et les néo-platoniciens mettent à la place de Dieu, n'est autre chose que l'ombre du monde (1).

Le titre du petit écrit que nous avons eu déjà l'occasion de citer, *Théologie et Métaphysique*, indique le dessein de son auteur. Il a voulu établir les rapports qui doivent exister, ou ne pas exister, entre ces deux disciplines. Dans les pages qui précédent, ce sujet a été constamment effleuré. Nous avons maintenant à y revenir.

Qu'est-ce que la métaphysique? Lorsqu'on revient d'une excursion au travers de la littérature théologique allemande de ces dernières années, on est tenté de souscrire à cette boutade de M. Flournoy, le savant psychologue genevois: « La métaphysique, c'est quand ceux qui écoutent ne comprennent rien, et que celui qui parle ne s'entend pas lui-

(1) *Theol. und Met.* p. 37.

même. » Ce terme très fréquent dans les débats du jour, est singulièrement ondoyant. Comme les idées de Platon, il est d'autant plus pâle qu'il recouvre plus d'exemplaires particuliers, aussi Wegener déclare-t-il qu'il évitera de s'en servir parce que, dans les discussions théologiques, « il est employé trop souvent comme un bouclier, destiné à parer le coup de mort de l'adversaire. » Mais laissons la parole à Ritschl.

« Prétendre, dit-il, que j'exclus *toute* métaphysique de la théologie, est une affirmation irréfléchie, incroyable. Si j'ai en théologie des aptitudes scientifiques — ce qui ne m'a pas encore été contesté — j'adopterai une théorie de la connaissance qui, dans la détermination des objets de la connaissance, se dirigera d'après une notion de la chose, et sera par conséquent métaphysique. Le différend qui me sépare de Luthardt doit être formulé en ces termes : Quelle est la métaphysique qui a droit de cité en théologie ? (1) » « Dans cette question se trouve le principe de tous les malentendus possibles entre théologiens (2). »

Métaphysique est, comme on sait, le titre tout à fait accidentel de la « philosophie première » d'Aristote. Cette discipline est consacrée à la recherche des principes généraux (allgemeinen Gründe) de tout être (3). Or, les objets de la connaissance se rangent sous deux chefs : nature et vie spirituelle (Natur und geistiges Leben). La métaphysique fait abstraction des caractères distinctifs de ces deux groupes, pour ne plus les considérer que par ce

---

(1) *Theol. und Met.* p. 40.

(2) *Ibid.* p. 75.

(3) Ou, comme traduit M. Emery, « des raisons générales de toute existence. » *Art. cit.* p. 390.

qu'ils ont en commun, c'est-à-dire en tant que choses. La connaissance métaphysique embrasse toutes les connaissances spéciales se rapportant à la nature et à l'esprit, mais elle ne dépasse en valeur ni la philosophie de la nature ni la philosophie de l'esprit. Elle ne saisit ces deux objets que comme choses, c'est-à-dire d'une manière générale et superficielle (1).

La connaissance métaphysique de la nature et de la vie spirituelle en tant que choses, est à priori. Elle détermine les formes de l'esprit humain, sujet de la connaissance, au moyen desquelles il s'élève au-dessus du flot de ses sensations et de ses perceptions, et fixe les objets de la représentation. De la prééminence de la métaphysique sur la connaissance expérimentale, il ne suit pas que celle-là fournisse une connaissance supérieure, qualitativement, à celle que l'on obtient par voie psychologique et éthique. Seule cette dernière méthode atteint à la réalité de la vie spirituelle. La seule détermination métaphysique d'une grandeur spirituelle ne permet pas de la distinguer d'un objet naturel ; elle est insuffisante à relever l'élément caractéristique de l'esprit, et dénuée de valeur en proportion.

La métaphysique, dans les limites qui viennent d'être indiquées, est la doctrine des choses, l'*ontologie*. Elle comprend en outre les notions à priori au moyen desquelles la pluralité des choses perçues et représentées est remenée à l'unité du monde, soit la *cosmologie*. La notion de la chose étant neutre à l'égard de la distinction entre la nature et l'esprit, il en résulte que la cosmologie méta-

---

(1) *Theol. und Met.* p. 8, 31.

physique se meut dans la même neutralité. La conscience que possède le métaphysicien d'être qualitativement différent de la nature, et de lui être supérieur, n'a aucun rôle à jouer dans cette façon d'envisager les choses. C'est au contraire sur cette distinction que repose toute conception religieuse du monde. Toute religion est une interprétation (Deutung) du monde, envisagé à ce point de vue de la *valeur* de l'esprit humain par opposition aux phénomènes qui l'entourent et aux actions exercées sur lui par la nature. Suivant cette interprétation (religieuse), la puissance supérieure à l'œuvre dans le monde ou au-dessus de lui, maintient ou confirme la valeur de l'esprit personnel, en présence des obstacles provenant de la nature et de la société. L'opinion d'après laquelle la religion et la métaphysique seraient étroitement unies, est très répandue. Cette opinion, en contradiction avec les développements qui précèdent, a trouvé son expression la plus caractéristique dans cette proposition : la religion est la métaphysique du peuple (1).

En réalité, l'idée de Dieu, comme personnalité consciente, est en dehors de l'horizon de la métaphysique telle qu'elle vient d'être définie. Une doctrine de la chose n'a en théologie qu'un emploi formel, comme méthode de fixer les objets de la connaissance et d'établir le rapport qui existe entre la pluralité de leurs attributs et l'unité de leur être (ihres Bestandes) (2). « La métaphysique n'a pas à faire la réalité, mais à la reconnaître. Sa tâche consiste à rechercher l'ordre interne de ce qui est donné, et non pas à déduire ce qui est donné de ce qui précisément ne l'est pas. Elle doit se garder d'envisager les abstractions au

(1) *Theol. und. Met.* p. 9, 10.

(2) *Rechtf. und Vers.* III³, p, 17, 18.

moyen desquelles elle fixe, pour son propre usage, certaines déterminations de la réalité, comme des éléments constructifs et indépendants, qui pourraient être employés à la recomposer. Souvent nous la voyons engagée dans ce malentendu. Elle forme la notion d'un être pur, et lui attribue une signification indépendamment des rapports dont cette notion a été abstraite ; elle attribue la Réalité, qui n'appartient qu'à ce qui est entièrement déterminé, à un Réel en soi, dépourvu d'attributs ; elle parle de lois exerçant leur pouvoir ordonnateur *au-dessus* des choses et des évènements, *dans* lesquels seulement elles ont une réalité (1). » Indépendamment de la doctrine de Dieu, aucune occasion ne se présente à la dogmatique chrétienne de faire intervenir directement une idée métaphysique. Tous les autres objets dont s'occupe la théologie étant d'une nature spécifiquement spirituelle, la métaphysique n'intervient que comme règle formelle de connaissance. Si d'autres ne voient pas dans la métaphysique la connaissance élémentaire des choses en général, neutre à l'égard de la distinction entre la nature et l'esprit ; s'ils entendent par ce terme une conception d'ensemble de l'univers, à la fois connaissance élémentaire et connaissance suprême, épuisant toute existence particulière, ils le font à leurs périls et risques. La chose importe d'ailleurs plus que le nom (2).

A première vue il peut sembler étrange que Ritschl, dans sa définition de la métaphysique, en réfère à Aristote. Pour le philosophe de Stagyre, en effet, « la philosophie

---

(1) *Theol. und Met.* p. 40. Ces dernières remarques sont une citation de Lotze. *Met.* p. 163.

(2) *Rechtf. und Vers.* III³, p. 16, 17.

première est la science universelle, embrassant et résumant toutes les spécialités, en ce sens que son objet, Dieu, embrasse et contient les principes de toutes les sciences et les causes premières de tout ce qui existe. Elle a pour objet la reine des catégories, celle à laquelle se rapportent toutes les autres et dont elles ne sont que des parasites, la substance. Elle se demande ce qu'est l'être en soi, en dehors de toutes les relations de temps, de lieu, etc., l'être absolu et nécessaire, l'essence éternelle des choses, par opposition au relatif, au contingent, à l'accidentel (1). » Tandis que la métaphysique est pour Aristote la reine des sciences, dépassant toutes les autres non seulement en compréhension, mais en valeur, Ritschl la trouve « superficielle, insuffisante » et « sans valeur ». Tous deux sont cependant d'accord dans leur définition, mais les « principes généraux de tout être » désignent pour le premier des principes *réels*, pour le second, des principes *formels*. Voilà pourquoi la métaphysique qui est, aux yeux d'Aristote, l'édifice le plus majestueux que puisse élever la pensée humaine, n'est, pour Ritschl, qu'un échafaudage de casiers vides.

Cherchons maintenant à découvrir en quoi consiste la fausse métaphysique, contre laquelle notre auteur dirige tous ses traits. La fausse métaphysique est celle que cultivent les professeurs Luthardt, de Leipzig, Frank, d'Erlangen, Weiss, de Tubingue, et avec eux tous les orthodoxes, tous les piétistes et tous les mystiques. Ce que Ritschl reproche à ces diverses écoles et à leurs représentants attitrés, c'est leur méthode apriorique, procédant du général au particulier ; c'est la tendance platonisante en vertu de laquelle

(1) Weber, *Hist. de la phil.* p. 93, 94. Stählin, *op. cit.* p. 202 sq., 251.

ils envisagent comme réelles des images-souvenir et des notions générales pâles et indécises (1); c'est leur prétention de connaître les choses telles qu'elles sont en soi, en faisant abstraction de leurs rapports avec nous (2). La fausse métaphysique, c'est la doctrine de Platon et des néo-platoniciens. Jusqu'ici, rien que de très clair. Les brouillards ne montent que lorsque Ritschl nous indique tout ce qu'il fait rentrer sous cette rubrique. La fausse métaphysique admet une révélation générale de Dieu dans l'humanité et dans la nature; elle fait usage des arguments cosmologique et téléologique en faveur de l'existence de Dieu (3); elle décerne à Dieu le prédicat de l'*absolu*, le transformant ainsi en une « idole métaphysique » (4), et distingue, en lui, les attributs immanents des attributs actifs; elle cherche à établir un accord entre la révélation chrétienne et une conception d'ensemble du monde, envisagée comme générale et rationnelle (welche als die allgemeine und vernünftige reclamirt wird). Cette tentative d'accord constitue un emploi abusif de la raison en théologie; elle a une saveur rationaliste, et porte ombrage à la valeur de la révélation (5). La fausse métaphysique distingue entre l'être impropre, irréel, d'une personne spirituelle (sa volonté et ses motifs dominants, *Wille und Gesinnung*), et son être prétendu réel, s'unissant à la divinité dans l'union mystique. La mystique n'est que la mise en pratique de la métaphysique néo-platonicienne, qui méprise

---

(1) *Theol. und Met.* p. 39.

(2) *Ibid.* p. 33.

(3) *Ibid.* p. 7, 8.

(4) *Ibid.* p. 17, 20.

(5) *Ibid.* p. 24.

toute vie et tout être déterminés, particuliers, concrets, au profit de l'être en général, qu'elle considère comme seul réel au sens propre du mot (1).

Cette science faussement ainsi nommée ne se contente pas d'interpréter les passages de l'Evangile de Jean concernant l'unité du Père et du Fils (IV,34; X,30; XVII,4) dans le sens de l'identité de leur action (Identität des Wirkens) en faveur du salut de l'humanité, mais elle distingue entre l'unité de volonté et une homoousie tout à fait inintelligible (2). La connaissance de la personne de Christ est subordonnée à l'idée générale de sa divinité préexistante, dont on cherche ensuite vainement à retrouver les traces dans sa carrière historique. Enfin, dans la doctrine du péché, on part également d'une notion générale, celle de la corruption héréditaire de la race humaine, d'après laquelle on prétend ensuite expliquer et apprécier le péché en acte (3). Nous reviendrons plus loin sur la plupart de ces points, lorsque nous traiterons de l'application de la théorie de la connaissance de Ritschl à sa théologie.

Notre auteur sépare la métaphysique (ontologie et cosmologie) de la connaissance philosophique de la nature et de l'esprit, ou connaissance théorique. En quoi consiste exactement la connaissance théorique, et comment se distingue-t-elle de la connaissance religieuse? Avant d'aborder cette question, et afin de pouvoir y répondre, nous avons à voir comment Ritschl conçoit et définit la religion.

---

(1) *Theol. und Met.* p. 27.

(2) *Ibid.* p. 29, 30.

(3) *Ibid.* p. 39.

II

« La religion est toujours l'interprétation et la réalisation d'un rapport de l'homme avec le monde, fondé sur cette croyance, que la puissance suprême de la divinité peut avoir comme but le bonheur des hommes [1]. » Cette formule, qui désigne un caractère commun à toutes les religions, n'a cependant pas la prétention de donner une définition proprement dite de la religion en général (eigentliche Definition des Gattungsbegriffs von Religion). Les notions *Dieu*, *le monde*, *le bonheur*, qui s'y trouvent contenues ont pour cela un caractère trop spécifiquement chrétien. La langue ne dispose pas d'expressions assez indéterminées pour nous permettre de formuler une notion générale de la religion. Au reste, l'étude et la comparaison des diverses religions historiques montrent qu'elles sont entre elles non seulement dans un rapport de coordination, mais encore dans un rapport de gradation. En les considérant à ce dernier point de vue, on obtient des résultats plus féconds qu'en les envisageant comme les espèces coordonnées d'un même genre. Pour bien comprendre ce rapport de gradation, on partira du christianisme, qui se donne comme la religion parfaite, et on étudiera les autres religions à cette lumière. Le parfait éclaire l'imparfait bien plus que l'imparfait n'aide à l'intelligence du parfait. Partant de ce principe, Ritschl renonce à donner une définition de la religion en général. Il se borne à en relever les

---

[1] « Die Religion ist in allen Fällen Deutung und Ausführung eines Verhältnisses der Menschen zur Welt unter dem Gesichtspunkt der erhabenen Macht Gottes zum Zwecke der Seligkeit der Menschen. » *Rechtf. und Vers.* III, p. 182.

principaux caractères avec la détermination qu'ils ont reçue dans le christianisme, et à signaler la présence de ces caractères, à l'état plus ou moins embryonnaire, dans les autres religions historiques (1).

L'homme fait partie de la nature et il est soumis à ses lois. D'autre part, comme esprit, il cherche à maintenir son indépendance vis-à-vis d'elle et à la dominer. C'est de ce contraste que naît la religion. Elle est l'organe spirituel (geistiges Organ) par lequel l'homme se maintient et s'affirme comme but en soi vis-à-vis des obstacles de la nature, et elle peut être appelée la loi pratique de l'esprit humain (2). Aucune autre fonction de l'esprit ne saurait en tenir lieu. En effet, dans le domaine de la connaissance et de la volonté, l'homme rencontre partout des obstacles, des limites ; par cette voie-là, il pourrait tout aussi bien arriver à la conclusion qu'il n'est qu'une partie matérielle du monde, et que le bien qu'il s'efforce de réaliser n'est qu'une trompeuse illusion. Pour satisfaire l'instinct religieux (religiöse Trieb) qui le pousse à s'affirmer comme personnalité libre, l'homme se tourne vers des puissances supérieures et réclame leur assistance. Les dieux ou les puissances divines sont toujours représentés comme des personnalités spirituelles, car, pour que l'homme puisse compter sur leur secours, il doit être rattaché à eux par un lien de parenté (3). Toute religion consiste dans la poursuite de biens (ou d'un bien suprême) appartenant au monde ou qui ne sont intelligibles que dans leur rapport avec le monde. Dans cette poursuite, l'homme s'appuie

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 182-185.

(2) *Ibid.* p. 208.

(3) *Ibid.* p. 186.

sur la divinité, qui dispose d'une force plus efficace que la sienne propre. Il résulte de là qu'une religion ne peut être exactement saisie si on l'envisage simplement comme un rapport de l'*homme* avec *Dieu*. Il faut ajouter un troisième élément, non moins indispensable, le *monde* (1). En outre, toute religion est revêtue d'un caractère social. Elle ne peut être un objet de recherche scientifique que sous la forme d'une communauté, dont les membres déclarent éprouver en commun une certaine action divine, et se sentir heureux par suite de cette action (2). Il ne suffit pas d'étudier une religion dans un seul individu, pris comme type de tous les autres, et de s'occuper ensuite de la communauté. Il importe au contraire de tenir compte d'emblée de l'élément social, et de ne jamais le perdre de vue.

La religion est donc pour Ritschl, en première ligne, un rapport de l'homme avec le monde, et non pas, comme nous l'avons peut-être cru jusqu'ici, un rapport de l'homme avec Dieu. Ce troisième facteur n'apparaît que subsidiairement pour assurer aux fidèles la possession des biens qu'ils poursuivent dans le monde. Le chemin par lequel Ritschl arrive à l'idée de Dieu rappelle le procédé suivi par Kant. L'un et l'autre la font intervenir pour apaiser un conflit, pour réduire une dualité. Kant, pour assurer l'harmonie de la vertu et du bonheur dans le monde à venir, Ritschl, pour sauvegarder dans la vie présente la liberté de l'esprit en présence des obstacles de la nature.

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III², p. 28 ; III³, p. 29.

(2) « Alle Religion ist Gegenstand unserer wissenschaftlichen Beobachtung in der Form der Gemeinde, deren Glieder gewisse Wirkungen Gottes auf sie übereinstimmend anerkennen und kundgeben dass sie demgemäss sich in identischer Weise selig fühlen. » *Rechtf. und Vers.* III, p. 27.

Dans les deux cas, Dieu est invoqué comme un moyen en vue d'un but à atteindre. Un second trait caractéristique de la conception de Ritschl, c'est que l'instinct religieux est pour lui essentiellement un instinct d'indépendance et de liberté. Par là encore, il se rapproche de Kant. Enfin, la religion ne doit pas être saisie comme phénomène psychologique, mais comme phénomène social.

Cette manière de voir appelle tout naturellement, par contraste, le nom de Schleiermacher, dont nous rappellerons en quelques mots le point de vue. Ce théologien constate, dans la conscience (Selbstbewusstsein) de tout individu, la présence de deux éléments toujours rapportés l'un à l'autre : un élément subjectif d'activité (liberté relative) et un élément objectif de réceptivité (dépendance relative). Ces deux facteurs sont simultanément à l'œuvre à chaque instant, dans des proportions diverses. Notre conscience empirique n'éprouve jamais ni un sentiment d'absolue liberté, sans aucun sentiment correspondant de dépendance, ni un sentiment d'absolue dépendance, sans aucun sentiment correspondant de liberté (1). Elle est régie par la loi du contraste (Gegensatz). Pour que nous puissions éprouver un sentiment d'absolue liberté, notre activité devrait créer elle-même son objet, ce qui n'est jamais le cas que d'une manière relative. En revanche, nous éprouvons un sentiment d'absolue dépendance. Il ne saurait provenir d'un objet donné à la conscience empirique, car, dans ce cas, un minimum de liberté viendrait y répondre, suivant la loi du contraste. Ce sentiment enveloppe donc la conscience empirique avec ses deux pôles ; il constitue une conscience supérieure, et nous dit que l'ensemble de

(1) Schleiermacher, *Der christliche Glaube*, 6me édit. I, p. 17.

notre activité a sa source ailleurs, de même que l'objet d'un sentiment d'absolue liberté n'aurait sa source qu'en nous (1). Se sentir absolument dépendant et avoir conscience de son rapport avec Dieu n'est qu'une seule et même chose. La conscience de soi et la conscience de Dieu sont inséparables l'une de l'autre. Dieu est une donnée primitive de la conscience. Comme tout élément essentiel de la nature humaine, le sentiment d'absolue dépendance, en se développant, donne naissance à une société (2).

On pourrait dire aussi que les rapports entre Ritschl et Schleiermacher, dans leur manière de saisir la religion, sont soumis à la loi du contraste. Ici, *Dieu*, la *dépendance*, l'*individu ;* là, le *monde*, la *liberté*, la *société :* les trois termes forment antithèse, aussi Ritschl a-t-il pris son grand prédécesseur directement à partie en lui reprochant d'avoir confirmé la méthode de Mélanchton, qui présentait le contenu de la religion « sous le type de la situation mystique, où l'âme contemple Dieu comme si elle était seule contemplée de lui, et comme si rien n'existait en dehors. » « En ramenant la religion au sentiment d'absolue dépendance de l'homme vis-à-vis de Dieu, Schleiermacher a établi l'entière neutralité de ces deux facteurs — l'homme et Dieu — vis-à-vis du monde. Ce n'est qu'après coup que le monde est rattaché à la fonction religieuse, le sentiment se combinant, dans l'expérience, avec l'intelligence ou la volonté. Cette idée n'est pas

---

(1) *Ibid.* p 18, 19.

(2) « Das fromme Selbstbewusstsein wird wie jedes wesentliche Element der menschlichen Natur in seiner Entwickelung nothwendig auch Gemeinschaft. » *Ibid.* p. 30, 31.

moins indistincte que la notion même du sentiment religieux (der Begriff vom religiösen Gefühl selbst) (1). »

Au sujet de cette alternative : dépendance ou liberté, M. le professeur Emery présente les observations suivantes : « Il faut noter que Ritschl ne se préoccupe point de chercher le pourquoi de cette aspiration de l'esprit humain à la liberté; il se borne à signaler le fait. Il n'explique pas davantage pour quelles raisons l'homme arrive à croire à l'existence de puissances personnelles, supérieures à lui, capables de lui assurer cette indépendance à laquelle il ne peut atteindre par ses propres forces.... Sur ce point la théologie de Ritschl a besoin d'être complétée. Ce ne peut être l'aspiration de l'esprit à la liberté qui peut devenir le sentiment créateur de la foi en des puissances supérieures. C'est parce que le sentiment de dépendance absolue est inné à l'esprit humain, que ce dernier cherche, dans l'assistance de puissances supérieures et mystérieuses, les moyens de s'affranchir de sa dépendance du monde naturel. Ritschl semble nous autoriser à signaler le second élément de l'instinct religieux, quand il dit que la forme générale de tout rapport religieux est celle de la dépendance (2). » Ce qui fait que nous ne nous croyons pas autorisé à compléter la pensée de Ritschl dans le sens indiqué par M. Emery, c'est l'évolution caractéristique que nous constatons à cet égard d'une édition à l'autre de *Rechtfertigung und Versöhnung*.

Dans la 1re édition, les §§ 5 et 6 sont tout entiers consacrés à la comparaison de ces deux termes : liberté, dépendance, et nous lisons ceci : « La religion dans toutes ses espèces et à tous ses degrés consiste à reconnaître la

(1) *Rechtf. und Vers.* III², p. 28; III³, p. 29.

(2) Emery, *art. cit.* p. 508.

dépendance (Abhängigkeit) de l'homme vis-à-vis de Dieu. » (p. 16). « En tant que religion, le christianisme exprime la dépendance de l'homme vis-à-vis de Dieu ; en tant que religion chrétienne, il accentue ce rapport, et lui donne la plus grande étendue imaginable. » (p. 18.) Dès la 2me édit., ces paragraphes ont été entièrement remaniés. Le mot de dépendance ne s'y rencontre plus, et l'élément du *monde* est mis au premier plan dans le rapport religieux.

Deux seules phrases, dans l'introduction de la 2me édit., représentaient encore l'ancien point de vue. Elles ont été modifiées comme suit dans la 3me :

2me édition.	3me édition.
« La dépendance de Dieu est la forme générale du rapport religieux. » (P. 13).	« La dépendance de Dieu est *d'après Schleiermacher* la forme générale du rapport religieux. » (P. 13).
« La dogmatique saisit toutes les conditions du christianisme sous le type de la *dépendance* (Abhängigkeit) de Dieu. » (P. 14).	« La dogmatique saisit toutes les conditions du christianisme sous le type de l'*action* (Bewirkung) divine. » (P. 14).

Il est clair que Ritschl a systématiquement éliminé le terme même de dépendance, et avec lui l'idée importante qu'il représente. Peut-être a-t-il cédé sur ce point aux sollicitations de quelques-uns de ses disciples. Herrmann avait proposé, entre la 1re et la 2me édition de *Rechtfertigung und Versöhnung*, de renoncer au terme de dépendance, et de le remplacer par celui d'*appartenance* (Zugehörigkeit) [1]. Cette modification était d'ailleurs impliquée dans

[1] Cf. Lipsius *Dogm. Beiträge*, p. 15.

le point de vue de Ritschl, qui écarte l'élément mystique de la religion, et ne voit dans celle-ci qu'un complément nécessaire à la conception téléologique du monde.

Par quels caractères la *connaissance religieuse* se distingue-t-elle de la *connaissance théorique* ? Ritschl a cherché la solution de ce problème successivement dans deux directions différentes. Il a cru d'abord la trouver dans l'*objet* de la connaissance (1re édition) puis, renonçant à cette méthode, il l'a cherchée dans le *sujet* (2me et 3me édition). Nous commencerons par l'exposé de sa première manière de voir, dont sa pensée a gardé la trace même après l'évolution qui vient d'être signalée.

La religion et la connaissance théorique sont *des activités opposées de l'esprit* (entgegengesetzte Geistesthätigkeiten) (1). Comme elles se rapportent aux mêmes objets, le monde et la vie de l'esprit, elles semblent devoir se contredire nécessairement. Toute religion implique une conception du monde, c'est-à-dire un ensemble de représentations objectives portant sur les phénomènes de la nature et de l'histoire, ceux-ci revêtant une valeur particulière par le fait qu'ils sont mis en rapport avec l'idée de Dieu (2). Or, ce qui caractérise la conception religieuse du monde, c'est qu'elle se le représente comme formant *un tout*. Ce fait s'exprime clairement dans les religions monothéistes, suivant lesquelles un Dieu unique crée, conserve, dirige le monde conformément au but qu'il se propose. La même formule s'applique aux religions de la nature. Dans la plupart d'entre elles, on constate un arrière-

---

(1) 2e et 3e édit. : « *des fonctions différentes de l'esprit* » (verschiedene Geistesfunctionen).

(2) *Rechtf. und Vers.* III1, p. 170 sq.

fond monothéiste, entraînant toujours avec lui la conception du monde envisagé comme un tout, comme un cercle fermé de phénomènes, sur lequel règne la divinité. Même dans le polythéisme le plus irréductible, un effort dans ce sens peut être signalé. Cette conception unitaire du monde, partout où elle se rencontre, est une acquisition de la pensée religieuse, car il est impossible d'y arriver par l'expérience et par l'observation (1).

La connaissance théorique a pour objet, dans la philosophie comme dans les sciences spéciales, les lois générales de la connaissance, et de l'existence de la nature et de l'esprit (des Daseins von Natur und Geist). Elle s'inspire d'un autre intérêt que la religion, c'est pourquoi une collision entre les deux n'est pas nécessaire en soi (ist an sich nicht nothwendig) (2). Le programme de la science n'emporte aucune garantie qu'elle puisse atteindre, avec les moyens d'investigation dont elle dispose, la loi suprême de l'existence, dont l'ensemble des choses pourrait être déduit. Si ce résultat de la connaissance théorique était non seulement abstraitement possible, mais devait être atteint nécessairement, la collision de la science et de la religion serait inévitable. Cependant, la prétention des philosophes d'arriver à une conception unitaire, trahit un instinct religieux qui devrait être distingué de l'intérêt scientifique. Dans tous les systèmes de philosophie, la loi suprême de l'existence à laquelle on prétend atteindre n'est pas un résultat de la « méthode exacte » ; elle est aussi bien un objet de l'imagination intuitive (anschauende

(1) *Rechtf. und Vers.* III[1], p. 172.

(2) *Ibid.* p. 178.

Phantasie) que la représentation religieuse de Dieu et du monde (1).

A tous les degrés de la philosophie hellénique, la confusion des deux ordres hétérogènes de connaissance est patente. Après avoir sapé les bases de la religion populaire, les philosophes cherchent à satisfaire leur instinct religieux par une autre voie. La collision de la philosophie grecque avec la religion naturelle était nécessaire, car sous le voile de la philosophie, c'est l'imagination religieuse qui était à l'œuvre. L'opposition entre le panthéisme et le matérialisme d'une part, le christianisme, d'autre part, provient de ce que la loi d'une sphère particulière de l'existence est considérée comme la loi supérieure de toute existence. Le matérialisme a la prétention de faire sortir la vie organique du mécanisme, les degrés supérieurs de l'existence, des degrés inférieurs. Toute son explication du monde est consacrée à la poursuite de ces vides possibilités. Le matérialisme fait une dépense d'imagination qui n'a son analogue que dans les cosmogonies payennes. Il n'est pas poussé par une méthode scientifique, mais par un instinct religieux inconscient et égaré. Il en est de même du panthéisme sous toutes ses formes, qui veut élever la loi de l'un des domaines de la réalité (loi mathématique, biologique, esthétique ou logique) au rang de loi universelle (2).

Ritschl a compris à quel point sa première façon de concevoir le rapport de la religion et de la philosophie était insoutenable. D'une part, il ne pouvait être question

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III[1], p. 179, III[2], p. 194, III[3]. p. 198.

(2) *Rechtf. und Vers.* III[1], p. 181, III[2], p. 196, III[3], p. 200.

de prouver empiriquement la présence d'une conception unitaire du monde aux degrés inférieurs de la religion. D'autre part, l'histoire de la philosophie tout entière opposait à sa thèse un démenti. Lipsius, qui l'avait d'abord suivi dans cette voie, n'avait pas tardé à revenir en arrière « à cause des difficultés dans lesquelles il s'était trouvé embarrassé à la suite de cette erreur. » « La conception téléologique du monde, remarque le professeur de Jéna, n'est pas la seule considération qui nous porte à l'envisager comme un tout. La tendance de l'esprit humain à l'unité s'appuie sur le principe de causalité au moins aussi souvent que sur la catégorie du but. » Contester à la philosophie le droit de s'élever à l'unité supérieure qui embrasse l'ensemble des choses, c'était supprimer la philosophie elle-même, en lui enlevant sa raison d'être. Aussi bien Ritschl, à partir de sa 2e édition, a-t-il renoncé à ce singulier traité de paix.

La possibilité d'un conflit, dit-il, entre la connaissance théorique et la connaissance religieuse, provient de ce qu'elles sont dirigées sur le même objet : le monde. Il ne suffit pas d'alléguer, contre la possibilité d'un tel conflit, que la connaissance chrétienne (1) saisit le monde comme un tout, car il n'est pas de philosophie qui ne tende à embrasser l'ensemble des choses dans une loi supérieure. Or, c'est aussi sous la forme d'une loi supérieure que le chrétien envisage le monde comme un tout soumis à Dieu. L'idée de Dieu elle-même intervient toujours sous une forme quelconque dans toute philosophie non matérialiste. Par conséquent, la différence entre les deux ordres de

(1) On remarquera que Ritschl ne parle plus de la connaissance *religieuse*, comme précédemment, mais de la connaissance *chrétienne*.

connaissance ne doit pas être cherchée dans l'objet, mais doit l'être dans le sujet.

L'esprit s'approprie les sensations qui l'affectent au moyen de deux fonctions différentes. D'une part, ces sensations éveillent en lui un sentiment de plaisir ou de déplaisir (Gefühl von Lust oder Unlust) qui détermine leur valeur pour le moi, les unes favorisant, les autres entravant le sentiment qu'il a de lui-même (Selbstgefühl). D'autre part, l'esprit ramène ces sensations à leur cause, met celle-ci en rapport avec d'autres causes, etc. Ainsi se forme la connaissance théorique. Ces deux fonctions sont toujours simultanément à l'œuvre, et se rapportent toujours l'une à l'autre, dans une proportion inverse de netteté. La connaissance théorique est toujours accompagnée du sentiment de sa valeur, même lorsqu'elle est poursuivie aussi objectivement qu'il est possible. En effet, elle exige de l'attention, c'est-à-dire une direction de la volonté déterminée par le sentiment de la valeur de l'objet. Il n'y a pas de connaissance entièrement désintéressée, car sans intérêt on ne fait aucun effort (ohne Interesse bemüht man sich um nichts). On ne peut pas dire, par conséquent, que la connaissance religieuse soit « intéressée », la connaissance théorique « désintéressée », mais il faut distinguer entre les *appréciations accessoires* et les *appréciations indépendantes* (1), celles-ci étant revêtues d'un caractère

(1) *Begleitende und selbständige Werthurtheile.* Ceux qui se sont plongés dans l'étude de la théologie allemande savent combien il est difficile d'éviter ces expressions pédantes, peu sympathiques aux oreilles françaises. Suivant ici M. Appia (*op. cit.* p. 48) nous traduisons *Werthurtheile* par *appréciations*, ce terme nous paraissant à la fois le plus fidèle et le plus simple, parmi ceux qui ont été proposés. MM. Ménégoz et Schœn traduisent *jugements de valeur*, MM. Emery et Bertrand, *jugements apprécia-*

moral qui fait défaut à celles-là. Les premières accompagnent toute connaissance théorique, toute observation ou combinaison technique. Les secondes se divisent en deux classes, les *appréciations morales* et les *appréciations religieuses*. Cette distinction est rendue nécessaire par le fait qu'il y a des religions sans rapport avec la morale, l'union des deux ne se consommant qu'à un degré supérieur. Voici, en conséquence, la définition proposée par Ritschl : « La connaissance religieuse opère au moyen d'appréciations indépendantes qui se rapportent à la position de l'homme vis-à-vis du monde, et qui éveillent en lui des sentiments de plaisir ou de déplaisir. Par ces sentiments qu'il éprouve, l'homme jouit de sa domination sur le monde obtenue par le secours de Dieu, ou ressent douloureusement l'absence de ce secours (1). » Cette formule est plus facile à appliquer aux religions qui sont dépourvues de caractère moral. Cependant, même dans le christianisme, on peut distinguer les fonctions religieuses, se rapportant à notre position vis-à-vis de Dieu et vis-à-vis du monde, des fonctions morales, se rapportant directement aux hommes et seulement indirectement à Dieu. Le motif religieux de l'activité morale dans le christianisme consiste en ceci, que le royaume de Dieu, qui constitue notre tâche, est en même temps le bien suprême, le but

---

tifs ou *qualificatifs*. On a encore proposé jugements *d'intérêt* et jugements *ad valorem*. (Cf. Schœn, *les origines historiques de la théol. de Ritschl*, p. 23). Il nous semble que la chose importe plus que le mot.

(1) Das religiöse Erkennen bewegt sich in selbständigen Werthurtheilen, welche sich auf die Stellung des Menschen zur Welt beziehen, und Gefühle von Lust oder Unlust hervorrufen, in denen der Mensch seine durch Gottes Hilfe bewirkte Herrschaft über die Welt geniesst, oder die Hilfe Gottes zu jenem Zweck schmerzlich entbehrt. *Rechtf. und Vers.* III², p. 192, III³, p. 195.

surnaturel auquel Dieu nous appelle (welches Gott für uns als das überweltliche Ziel bestimmt) (1).

Si l'on veut bien prendre garde aux sources indiquées en note, à propos de l'exposé de la première manière de voir de Ritschl (p. 126, 127), on remarquera que le commencement de cet exposé est tiré exclusivement de la première édition, tandis que la fin se trouve dans les trois. En effet, même après avoir changé d'opinion, Ritschl a conservé une partie des développements qui accompagnaient son premier point de vue, et qui sont tout simplement en contradiction avec le second. Il en résulte une confusion qui ne peut être évitée en quelque mesure que par une comparaison attentive entre le point de vue de 1874 et celui de 1883. En se livrant à ce travail on distingue aisément, dans les deux dernières éditions, ce qui appartient aux choses vieilles et ce qui appartient aux choses nouvelles. On se demande comment Ritschl n'a pas vu que ceci tuerait cela. C'est peut-être à cause de cette confusion que la plupart des critiques, se conformant en cela à un précepte de Ritschl, ont cherché dans les disciples le reflet de la doctrine du maître, et se sont adressés soit à Kaftan, comme M. Emery, soit à Herrmann, comme Lipsius, pour élucider ce sujet. Herrmann a tiré très logiquement les conséquences de la seconde manière de voir de Ritschl. Chez ce dernier, ces conséquences demeurent voilées par le fait de la coexistence de deux courants, qui poursuivent parallèlement leur marche, et qui, lorsque par aventure ils mélangent leurs eaux, se troublent aussitôt.

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 192.

Du dernier point de vue de Ritschl, nous retenons ceci. La différence qui sépare la connaissance religieuse de la connaissance théorique a sa source dans le sujet. Les appréciations religieuses ont pour contenu un sentiment particulier de plaisir ou de déplaisir; de plaisir, lorsque l'homme jouit de son autonomie, réalisée avec le secours de la divinité; de déplaisir, lorsque l'homme souffre de sa dépendance et que ce secours est absent. « Apprécier les choses du point de vue de ce sentiment tout particulier de peine ou de plaisir, c'est porter sur elles un jugement appréciatif religieux. Les jugements de cette nature peuvent être répartis en deux catégories, celles de la *grâce* et de la *disgrâce*, en prenant ces mots dans leur sens le plus général. Les sentiments de plaisir religieux rentreraient dans la catégorie de la grâce; les sentiments contraires dans celle de la disgrâce (1). »

Relevons encore cette affirmation de Ritschl, qu'il n'y a pas de connaissance désintéressée. Il nous paraît que ce théologien emploie le mot intérêt dans deux sens tout à fait différents. Lorsque nous disons qu'une question suscite un vif *intérêt* dans le monde savant; lorsque, d'autre part, nous affirmons qu'une personne a *intérêt* à se comporter de telle ou telle façon, il est clair que nous énonçons deux jugements qui ne doivent pas être confondus. Les recherches historiques et archéologiques, par exemple, doivent être poursuivies indépendamment des sympathies et des désirs personnels de celui qui s'y livre ; elles ont un caractère scientifique dans la mesure où cette règle y est observée. Cela n'empêchera pas l'historien ou l'archéo-

---

(1) Emery, *art. cit.* p. 513.

logue de s'*intéresser* à ses recherches, par où on ne veut pas dire que les résultats auxquels il arrivera seront influencés par des motifs personnels. Dans le zèle que professe l'école ritschlienne pour la « connaissance intéressée », M. Pfleiderer voit un désir, peut-être inconscient, d'éliminer une fois pour toutes la « vérité objective », cette puissance gênante pour le sentiment, et d'introniser la vérité subjective des sentiments et de leurs appréciations : « *Stat pro ratione voluntas !* (1) » Il faut reconnaître toutefois que cette tendance utilitaire est beaucoup moins accusée chez Ritschl que chez ses disciples Kaftan et Herrmann. Il n'est pas rare de rencontrer sous sa plume l'expression « connaissance désintéressée » comme synonime de « connaissance théorique (2). »

---

(1) Pfleiderer, *op. cit.* p. 18, 19.

(2) *Rechtf. und Vers.* III², p. 199; III³, p. 202.

CHAPITRE II

La théorie de la connaissance de Ritschl et sa théologie.

La théorie de la connaissance de Ritschl est destinée à fournir la clef de sa théologie. Maintenant que nous sommes en possession de cette clef, il ne nous reste qu'à nous en servir, et à voir comment elle s'adapte aux serrures compliquées du système. Nous savons par le chapitre précédent que la distinction Kantienne entre le phénomène et le noumène doit être abandonnée. Ritschl n'admet pas davantage le point de vue de Lotze, d'après lequel nous pouvons, au moyen d'une conclusion, franchir le seuil de la conscience et passer du phénomène à l'être. Objets sensibles et phénomènes religieux n'ont d'existence que dans la conscience du sujet qui les représente. Il faut s'en tenir là. « Si l'on se plaignait que cette méthode subtilise les vérités chrétiennes et les expose au doute, on montrerait par là que l'on manque d'expérience religieuse. L'expérience prouve en effet que le doute est d'autant plus près, que ces vérités sont exposées plus objectivement (1). »

Nous sommes avertis de la façon dont la dogmatique de Ritschl devra être interprétée. Toutes les fois que nous rencontrerons une expression « objective », elle devra être

(1) *Rechtf und Vers.* III, p. 33.

envisagée comme une accommodation à l'opinion vulgaire. Cette absence de démarcation fixe entre le dedans et le dehors, entre le subjectif et l'objectif, répand sur l'ensemble du système une teinte de grisaille qui estompe tous les contours, et fait que l'on chemine comme dans un pays de rêve. La doctrine de Dieu étant, d'après notre théologien, la seule doctrine chrétienne dans laquelle la métaphysique ait l'occasion d'intervenir directement, nous aurons à y insister d'une manière spéciale. Nous passerons ensuite à la christologie, et aux doctrines du Saint-Esprit, de l'union mystique, de la prière et du péché.

I

La connaissance théorique n'est pas la forme par laquelle l'esprit s'assure de la réalité des choses. Elle attend au contraire que les choses dont elle a pour mission d'étudier les lois, lui soient fournies d'autre part. Antérieurement à l'élaboration théorique, la réalité des choses est déjà établie dans l'intuition, la mémoire et l'imagination (Anschauung, Erinnerung und Einbildung). La certitude de cette réalité repose sur une impression immédiate ; elle naît du sentiment de plaisir ou de peine que nous éprouvons dans notre contact avec les choses, et de l'action mutuelle qui s'établit entre elles et notre volonté. L'organe par lequel nous saisissons l'idée de Dieu est l'imagination [1]. L'idée de Dieu ne saurait être une illusion, car le sentiment particulier et le mouvement de la volonté qui lui corres-

---

[1] Indem zunächst die Einbildungskraft als das Organ für die Gottesidee anerkannt ist... *Rechtf. und Vers.* III[1], p. 184.

pondent, donnent à l'esprit la certitude qu'il occupe dans le monde une place spécifique, et qu'il est, vis-à-vis de la nature, comme un tout opposé à un autre tout.

Les preuves traditionnelles de l'existence de Dieu n'étaient pas destinées, dans la pensée de leurs auteurs, à fortifier, ou même à produire la certitude de sa réalité. Cette certitude était déjà acquise sur le terrain religieux. Leur but était de justifier *scientifiquement* l'idée de Dieu donnée dans le christianisme. Ils ne présentaient pas l'idée chrétienne de Dieu comme une vérité rationnelle générale servant de point de départ à la théologie, mais ils prétendaient en faire coïncider les éléments scientifiques et les éléments chrétiens. A ces éléments communs venaient s'en ajouter d'autres, fournis par le christianisme. C'est de cette confusion que sont nées les preuves traditionnelles.

L'argumentation par laquelle Ritschl les réfute dans sa 1re édition est des plus simples et des plus sommaires. « *Si nous voulons saisir le monde de la nature comme un tout*, dit-il, nous sommes obligés d'admettre une cause première, dominant toutes les causes secondes, et les faisant rentrer dans l'unité d'un plan. » Mais cette formule n'est pas un produit de la connaissance théorique, car elle repose sur une prémisse religieuse. Elle n'est autre chose qu'une réflexion de la conception chrétienne du monde sur elle-même. La connaissance théorique doit s'en tenir à ce résultat : L'ensemble des choses est produit par plusieurs causes ou forces concomitantes. Les lois qui régissent l'univers, autant qu'elles peuvent être connues, sont liées à l'existence de ces forces. Sous peine de dépasser ses propres limites, la science ne doit pas aller au-delà. La question de savoir si ces forces sont créées ou éternelles (comme on dit improprement) n'est pas de son

ressort. D'autre part, à côté de séries entières de phénomènes qui paraissent enchaînés conformément à un plan, il en est d'autres qui vont à l'encontre de leur but, ou qui n'ont pas de but. On ne peut donc conclure, ni à un but final ni à une intelligence créatrice du monde.

L'argumentation qui précède repose tout entière sur ce principe : La conception unitaire du monde est un monopole de la religion. Dès sa 2me édition Ritschl a renoncé à cet axiome, du moins il le prétend ; aussi a-t-il repris plus en détail les preuves traditionnelles, en dirigeant contre ces massives constructions du passé quelques béliers nouveaux.

a) *Argument cosmologique.* Cet argument remonte la série des causes jusqu'à la cause première qui n'est plus *res causata*, mais *causa sui*, par conséquent Dieu. En réalité, il ne conduit pas au-delà de l'idée du monde. La notion de *causa sui* ne saurait être la désignation spécifique du seul terme apte à clore la série causale. Chaque chose particulière est *causa sui* comme unité de ses attributs, ce qui ne l'empêche pas d'être, sous un autre rapport, effet d'une autre cause. On n'atteint le terme de la série qu'en admettant une cause qui, envisagée sous un seul et même rapport, soit en même temps *causa sui* et *causa omnium.* Ainsi seulement est exclue la possibilité que cette chose soit elle-même un effet d'autres causes. Or, la chose obtenue par ce procédé n'est autre que la substance du monde, l'unité, embrassant la pluralité des phénomènes ; la Chose une (das Eine Ding). On doit, il est vrai, se représenter le monde comme une unité pour expliquer l'action réciproque des choses, mais dans ce sens la substance du monde est saisie plus nettement sous la forme d'une loi générale que

sous la forme d'une cause. En tout cas l'opinion traditionnelle qui identifie cette *causa sui* avec l'idée de Dieu, est fausse (1).

A l'examen de l'argument cosmologique se rattache un fragment de polémique, vrai chef-d'œuvre de discourtoisie, dirigé contre Luthardt. Le professeur de Leipzig, après avoir rappelé qu'aux yeux de Kant le principe de causalité ne porte pas au-delà de l'expérience sensible, ajoute ceci dans son *Compendium* : « Il est vrai que cet argument (cosmologique) ne conduit *d'abord* (c'est Ritschl qui souligne) qu'à un principe du monde qui pourrait être envisagé comme immanent au sens panthéiste. » Le représentant de la métaphysique comme partie intégrante de la théologie, ajoute Ritschl, partage donc *d'abord* ma conviction que l'argument cosmologique ne constitue pas une preuve en faveur de l'existence d'un Dieu créateur du monde. C'est à l'expression du monde comme « Chose une » que l'on arrive par cette voie, non pas d'abord, mais définitivement. Ces réflexions métaphysiques n'ont pas de rapport avec la religion chrétienne, et n'ont aucune portée en théologie. Le principe du monde (Weltgrund) n'est autre chose que l'idée du monde, conçu comme unité. Celui qui donne à cette idée un sens panthéiste « ne pense pas métaphysiquement, mais brahmaniquement ! » Luthardt, poursuivant son exposé, affirme que l'idée de Dieu s'impose inévitablement, d'une manière immédiate, à quiconque se livre à la contemplation du monde, et que cette impression se justifie devant la pensée. « Le monde fini ne saurait renfermer son propre principe ; la nature ne peut engen-

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III³, p. 205; *Theol. und Met.* p. 12.

drer l'esprit ni l'esprit la nature. Le monde exige donc une cause en dehors de lui. » Mais, répond Ritschl, si la contemplation du monde évoque l'idée de Dieu, ce n'est pas par l'intermédiaire d'un argument métaphysique. C'est la foi *religieuse* au créateur du ciel et de la terre, inculquée par l'éducation, qui est dans ce cas mise en rapport avec l'image du monde. Ce qui caractérise un argument métaphysique c'est de ne pas tenir compte de la distinction entre la nature et l'esprit. Or Luthardt introduit subrepticement cette distinction, qui lui permet de conclure au Dieu supramondain. Il quitte ainsi le terrain de l'argument cosmologique, et se place sur celui de la religion chrétienne où une valeur spéciale est attribuée à l'esprit. Sur ce point, Luthardt fait lui-même le départ entre la métaphysique et la théologie (1).

b) *Argument téléologique* (physico-théologique). Cet argument, dont la paternité doit être attribuée à Aristote, identifie avec l'idée de Dieu le but dernier vers lequel tendent les choses. Donner le titre de Dieu à ce postulat métaphysique est un tour de passe-passe. Ce qu'Aristote désigne sous ce nom a une certaine analogie avec le trait monothéiste qui transparaît dans le polythéisme hellénique. Cependant la sollicitude à l'égard des hommes et l'exercice de la justice rétributive, que la religion grecque attribue à ses dieux, sont exclus de l'*actus purus* immobile, posé par le philosophe comme terme et comme principe ordonnateur du monde. Le dieu d'Aristote ne peut être comparé qu'au Destin des grecs. Or cette idée, malgré son apparence monothéiste, est la négation même de toute religion, car elle exprime le pressentiment que les dieux,

(1) *Theol. und Met.* p. 12 sq.

confondus avec la nature, sont impuissants à secourir leurs adorateurs. Pas plus que le Destin de la religion grecque, le dieu d'Aristote ne peut être un objet d'adoration. C'est donc à tort qu'il porte le titre de Dieu ; du moins ce titre ne pourrait-il lui être accordé que sur le terrain du paganisme. Les mêmes remarques s'appliquent à la notion de Dieu du platonisme ultérieur, admise par Philon et les néo-platoniciens, et adoptée par les Pères apologètes. L'être infini, embrassant tout, excluant toute détermination, qu'ils nomment Dieu par ce qu'il est au-dessus des contrastes et de la diversité du monde, n'est que l'idée même du monde, et rien de plus (1).

Ainsi, la conclusion qui va de la finalité dans le monde à une intelligence suprême, serait loin de constituer une preuve en faveur de l'existence du Dieu auquel nous croyons comme chrétiens. Mais cette conclusion elle-même, nous l'avons vu, est fort contestable. Les boudhistes estiment qu'un monde qui renferme tant de contradictions, bien loin de pouvoir être attribué à un sage ordonnateur, est au contraire ce qui ne doit pas être. Si nous, chrétiens, nous en jugeons autrement, ce n'est pas que notre conception *métaphysique* soit plus correcte ; c'est que nous avons du monde une conception *religieuse* opposée, qui n'est pas l'apanage de tous les hommes en tant que créatures raisonnables, mais qui repose sur des motifs spéciaux, difficilement accessibles à un boudhiste (2).

L'idée chrétienne de Dieu, notre Père en Jésus-Christ, ajoute Ritschl, renferme, il est vrai, comme attributs

---

(1) *Theol. und Met.* p. 14.

(2) *Ibid.* p. 13.

subordonnés, les deux notions de cause première et de but final. Mais, posées comme choses indépendantes, ces notions ne dépassent pas l'idée du monde, et n'atteignent par conséquent pas à l'idée chrétienne de Dieu (1). Il importe d'observer que, suivant un procédé dont il est coutumier, Ritschl déplace ici le terrain de la question. Les scolastiques eux-mêmes, à son dire, n'ont pas prétendu que les notions de cause première et de but final *posées comme choses indépendantes* fussent identiques avec l'idée chrétienne de Dieu. Bien moins encore est-ce là l'opinion de Luthardt, auquel Ritschl en a surtout à propos des arguments métaphysiques.

c) *Argument ontologique.* A supposer que le résultat des deux preuves précédentes fût plus satisfaisant que ce n'est le cas, ces preuves devraient encore être complétées pour arriver à l'*existence* de Dieu. En effet, elles expriment simplement cette idée : *Si* l'on veut connaître le monde comme un tout, on doit *penser* nécessairement Dieu comme cause première et comme but final. La preuve ontologique d'Anselme et de Descartes est destinée à franchir ce fossé. Ritschl la réfute par les mêmes arguments que Kant, sur lesquels nous ne reviendrons pas (2). La preuve ontologique n'est pas une preuve, mais un produit de la réflexion religieuse. L'erreur qui consiste à l'attribuer à la connaissance théorique générale est très répandue, et l'exemple de Descartes a contribué à accréditer cette erreur chez les philosophes et chez les théologiens. Cette proposition : il faut admettre la réalité de

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III³, p. 205.

(2) *Ibid.* III³, p. 206.

Dieu pour expliquer notre propre foi, est un jugement analytique impliqué dans la foi religieuse, et non point, comme on se le figure, un jugement synthétique de la raison. La connaissance théorique ne peut s'attaquer à la réalité de Dieu, ou des dieux, affirmée par la connaissance religieuse, sans sortir de sa compétence. C'est l'*activité* (Wirksamkeit) de Dieu qui nous convainc de sa *réalité* (Wirklichkeit). Si, de notre point de vue chrétien, nous jugeons que l'interprétation donnée par le paganisme au rapport religieux ne correspond pas à la réalité, cette interprétation défectueuse doit être envisagée comme un effort vers la vraie solution (1). L'argument ontologique ne rentre pas dans la métaphysique telle que la conçoit Ritschl (2).

D'après les développements qui précèdent, les preuves métaphysiques sont caduques à un triple point de vue. *a*) Elles partent de l'idée que le monde doit être considéré comme un tout. Cette idée est l'apanage exclusif de la religion (1re édition). *b*) Les notions de cause première et de but final auxquelles elles sont censées aboutir ne dépassent pas l'idée du monde. *c*) A supposer ces deux premiers pas heureusement franchis, ces preuves n'arrivent qu'au sommet de l'idée, et n'atteignent pas à l'être (2e et 3e édition).

Dans le chapitre précédent (p. 131) nous avons eu l'occasion de constater, dès la 2e édition du grand ouvrage de Ritschl, la présence simultanée de deux cou-

---

(1) *Ibid.* III3, p. 207.

(2) *Theol. und Met.* p. 15.

rants exclusifs l'un de l'autre. Nous citerons ici à l'appui deux passages que le lecteur voudra bien comparer, concernant l'argument cosmologique. « L'observation de la nature nous conduit à admettre comme cause des phénomènes un certain nombre de forces primitives irréductibles. Plusieurs se croient autorisés à aller plus loin, et à conclure de l'existence de ces forces à une volonté créatrice unique. Cette forme spéciale de l'argument cosmologique est tout aussi fausse que sa forme scolastique (1). » Douze pages plus loin, au cours d'une polémique contre Strauss, nous lisons : « Déclarer que toute loi observée constitue *eo ipso* la raison suffisante de la réalité, est une fantaisie de l'imagination. Il ne faut pas se laisser imposer par l'affirmation (de Strauss) que remonter de la loi à la volonté ordonnatrice est une marque d'*obtusité* d'esprit (2). »

Les trois arguments traditionnels étant écartés, reste la *preuve morale* telle qu'elle a été exposée par Kant dans la *Critique du jugement.* Cette preuve présente sur les arguments métaphysiques une double supériorité : elle est indépendante de toute conception religieuse du monde, et elle laisse intacte l'idée chrétienne de Dieu. Cependant, son auteur ne lui reconnaît qu'une valeur pratique, subjective, ce qui s'explique par la séparation qu'il établit entre la raison pratique et la raison théorique. Dans ce cas, la preuve morale ne serait que la simple constatation d'un fait, à savoir qu'il existe un lien étroit entre la croyance

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III³, p. 208.

(2) *Ibid.* III³, p. 220.

qui voit dans l'ordre moral le but final du monde, et la foi religieuse au Dieu qui gouverne le monde. Sous cette forme, elle n'aurait ni plus ni moins de force probante que les arguments métaphysiques, et ne serait, comme eux, qu'une réflexion de la conscience religieuse sur elle-même. Ce n'est pas de cela qu'il s'agit, car l'idée de Dieu est une réalité pour la foi pratique indépendamment de toute preuve proprement dite. L'entreprise de Kant n'a un sens que si elle aboutit à la nécessité *théorique* de l'idée de Dieu (gesetzliche Nothwendigkeit des Gedankens Gottes), pour expliquer une sphère donnée de l'expérience. C'était bien là, au fond, l'intention de ce philosophe. S'il s'en est écarté, c'est qu'il envisageait la perception sensible comme le seul critère de la réalité, tandis qu'il aurait dû reconnaître comme réel l'ordre de la liberté au même titre que l'ordre de la nature. La connaissance des lois qui régissent la vie spirituelle est une connaissance théorique.

Si une preuve de la nécessité scientifique de l'idée de Dieu doit être fournie, elle devra se fonder sur des données inaliénables de la vie de l'esprit, situées en dehors de toute conception religieuse du monde, et qui, ou bien seront inexplicables, ou ne pourront être expliquées que par cette hypothèse scientifique. Deux données expérimentales satisfont à cette exigence. L'esprit envisage la nature *a*) dans la connaissance théorique, comme quelque chose qui est là pour lui (was für ihn da ist); *b*) dans l'activité morale, comme quelque chose qui lui sert de moyen. C'est là ce que Ritschl appelle « la loi générale de la vie de l'esprit. » Dès lors, deux alternatives sont possibles : ou bien la connaissance théorique renoncera à découvrir la loi de coexistence des deux systèmes de la réalité, ou elle adoptera l'idée chrétienne de Dieu comme une idée

scientifiquement nécessaire (1). Dans le premier cas, la valeur pratique de la conception religieuse du monde demeurerait intacte, mais toute connaissance scientifique de la religion, toute théologie, deviendrait impossible. Cette abdication serait en outre contraire à l'instinct qui pousse la raison à comprendre la coexistence de la nature et de l'esprit. Il ne nous reste qu'à chercher le principe et la loi du monde dans la volonté divine, qui a créé le monde en vue de l'esprit et qui est tendue à l'avènement du royaume de Dieu. *Admettre cette idée de Dieu n'est pas un acte de foi pratique, mais un acte de connaissance théorique.* Par là, la théologie devient possible comme science (2).

Dans la 3e édition, les développements qu'on vient de lire sont reproduits à peu près textuellement. Ritschl reproche toujours à Kant de n'avoir attribué à la preuve morale qu'une valeur pratique. Cependant, les deux passages dans lesquels la théologie, comme science, était rendue solidaire du caractère scientifique de l'idée de Dieu ont été retranchés. La conclusion de l'auteur, tout à fait imprévue, est exactement l'opposé de celle de la 1re édition, maintenue dans la 2e : « *Admettre cette idée de Dieu est, comme le remarque Kant, un acte de foi pratique, non un acte de connaissance théorique.* Le caractère rationnel du christianisme est ainsi établi, avec cette réserve

---

(1) *Rechtf. und. Vers.* III1, p. 191. A la page suivante, Ritschl présente ces deux alternatives sous une forme différente : ou bien, dit-il, le jugement que l'esprit porte sur lui-même en s'envisageant comme supérieur à la nature *n'est qu'une vaine imagination*, ou il est conforme à la vérité, et il faut alors admettre l'idée chrétienne de Dieu comme une idée scientifiquement nécessaire.

(2) *Rechtf. und Vers.* III1, p. 186-192.

que la connaissance de Dieu est obtenue par une autre espèce de jugement que la connaissance théorique du monde [1]. » Les arguments traditionnels, poursuit Ritschl, prétendent atteindre l'objet de la foi religieuse au moyen de la connaissance scientifique, en remontant d'observations en observations, et en en opérant la synthèse. Or, si même leur résultat était exact, il ne coïnciderait pas avec l'idée chrétienne de Dieu, car il n'exprimerait pas la valeur de cette idée pour les hommes, surtout pas pour les hommes en tant que pécheurs. La théologie doit sauvegarder le caractère spécifique de l'idée de Dieu, en la faisant reposer *uniquement sur des appréciations*. Kant a eu raison de tenir cette idée pour un objet de foi, impossible à prouver théoriquement.

Ritschl a donc renoncé, entre la 1re et la 3e édition de son grand ouvrage, à son originale tentative de présenter l'idée chrétienne de Dieu comme une idée scientifiquement nécessaire. « Que s'est-il passé, demande M. Schœn, entre la première et la dernière édition de l'ouvrage capital de Ritschl? Y a-t-il eu, dans l'esprit du savant théologien, une crise religieuse semblable à celle qu'a traversée Edmond Scherer? [2] » Cette question de M. Schœn, venant à cet endroit, nous a surpris. Ritschl a toujours affirmé que la réalité de l'idée de Dieu reposait sur une certitude immédiate, indépendamment de toute preuve théorique. Ce ne sont donc pas les intérêts de la religion, comme M. Schœn a l'air de le croire, qui étaient directement en jeu dans cette tentative, mais bien ceux de la théologie comme science. A cet égard, l'évolution de

---

[1] *Rechtf. und Vers.* III³, p. 214.

[2] *Op. cit.* p. 65.

Ritschl est importante, car il détruit en dernier lieu, sans la reconstruire, la base sur laquelle reposait son édifice scientifique.

Le tort de la dogmatique scolastique est, à ses yeux, de construire l'idée de Dieu au moyen de matériaux hétérogènes qu'elle juxtapose, bien qu'ils n'aient rien de commun. On pose Dieu tout d'abord comme être infini, indéterminé; cette notion n'exprime que l'abstraction du monde. Puis, au moyen des arguments cosmologique et téléologique, on ajoute à cette première idée celles de cause première et de but final. Enfin ces trois notions, indifférentes les unes à l'égard des autres, sont assimilées à l'idée chrétienne de Dieu. La théologie doit partir, au contraire, de la notion complète du Dieu personnel, qui est tout autre chose que l'être illimité, la cause première ou le but qui se pense soi-même.

La théologie chrétienne a tout d'abord à prouver que la notion de *personnalité* peut être appliquée à Dieu sans contradiction, aussi Ritschl commence-t-il par réfuter les objections de Strauss, d'après lequel les deux notions d'absolu et de personnalité s'excluent. Bien loin de partager ce point de vue, il estime, avec Lotze, que l'idée de personnalité ne s'applique d'une manière adéquate qu'à Dieu. La personnalité humaine, engagée dans le devenir, est dérivée, secondaire; elle n'est réelle que dans la mesure où elle se rapproche de la personnalité divine. « Cause de tout ce qui devient, Dieu ne peut être affecté que par les qualités dont il a lui-même doué ses créatures, et dans lesquelles il reconnaît des effets de sa propre volonté. Rien de ce qui agit sur l'esprit divin ne lui est originairement étranger, et il n'a rien à s'approprier pour devenir indépendant; toutes les influences que le monde

peut exercer sur lui ne sont au fond que l'expression de sa propre activité. Il y reconnaît un mouvement dont il est le premier auteur, et qui revient à lui par le cycle de cette réalité qu'il a seul rendue possible. Il est éternel, car il embrasse tout ce qui devient dans l'unité de son jugement et de son intention. Aucune solution de continuité n'est concevable dans cet être et dans cette conscience, car aucune impression ne saurait lui parvenir qu'il n'ait saisie déjà auparavant dans l'unité de sa connaissance et de sa volonté (1). »

Le contenu de la personnalité divine est l'*amour*, que Ritschl définit ainsi : « Une volonté mûe par le sentiment de la valeur d'un objet, et qui cherche à s'approprier cet objet, ou à en favoriser le développement dans le genre d'existence qui lui est propre (2). » Cette définition doit être complétée par quatre déterminations : *a)* les objets de l'amour sont nécessairement *de même nature* que le sujet (des personnes spirituelles); *b)* l'amour est une volonté *constante* dans sa direction; *c)* l'amour cherche à *favoriser le but d'autrui*, connu ou pressenti; *d)* la volonté d'amour, fait rentrer le but d'autrui *dans son propre but* (3). L'objet, ou le « corrélatif » de l'amour divin, est le royaume de Dieu, qui constitue le but de la création et de la conservation du monde. Ce royaume est surnaturel, parce qu'il dépasse et complète à la fois tous les motifs naturels et particularistes qui sont à la base des associations humaines. Nous obtenons ainsi la « preuve » que l'idée chré-

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 220.

(2) *Ibid.* III, p. 258.

(3) *Ibid.* III, p 259. *Unterricht*, § 12.

tienne de Dieu renferme la solution du problème du monde (1).

A côté de la notion de l'amour, contenu de la personnalité divine, il n'en est aucune qui lui soit comparable en valeur. La notion de la sainteté, telle qu'elle se trouve dans l'Ancien Testament est « pour diverses raisons » inapplicable au christianisme ; dans le Nouveau Testament, cette notion est obscure (undeutlich). Les deux idées d'amour et de personnalité ne doivent pas être séparées, comme si Dieu pouvait être saisi d'abord, d'une manière générale, comme personnalité, l'amour venant s'y ajouter ensuite comme détermination secondaire. Si l'on se croit obligé, par analogie avec la personnalité humaine, de penser Dieu d'abord comme être infini, comme personne indéterminée ou comme caractère quiescent, on ne pense pas Dieu du tout. Nous ne pouvons pas nous représenter une volonté, pas plus qu'une force quelconque, sans une direction déterminée. Or, la volonté de Dieu est tendue à l'avènement du royaume de Dieu. Si l'on fait abstraction de ce rapport, l'idée de Dieu s'évanouit entièrement. Ainsi est élucidée la question qui a si longtemps divisé les orthodoxes et les scotistes : Dieu veut-il le bien parce que c'est le bien, ou le bien est-il le bien parce que Dieu le veut ? Les deux opinions sont fausses, car elles séparent par l'abstraction deux choses qui ne peuvent être séparées (2).

L'affirmation de la personnalité de Dieu avec le seul contenu de l'amour forme la base de toute la conception

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 263.

(2) *Recht. und Vers.* III, p. 264. C'est tout à fait à tort que M. Gretillat a placé Ritschl au rang des scotistes. *Art. cit.* p. 351.

chrétienne du monde, et le cadre dans lequel doivent trouver place tous les attributs divins (1). A cette manière de voir le professeur Frank, de Tubingue, oppose l'objection suivante : Les deux notions de personnalité et d'amour ne suffisent pas à marquer la différence qui sépare le Créateur de la créature. Pour les élever à la sphère divine, il faut y joindre le prédicat de l'*absolu.* Ce prédicat n'est pas le résultat d'une conclusion dialectique, mais un objet d'expérience pratique, impliqué dans l'idée de Dieu telle qu'elle est donnée à la conscience chrétienne. Il ne désigne pas seulement la négation du monde, car il n'y a pas de notion plus positive que celle de l'être en soi, par soi et pour soi.

« L'absolu ! répond Ritschl, comme cela sonne bien ! Je me souviens vaguement de l'impression que fit ce mot sur ma jeunesse, alors que la terminologie hégélienne menaçait de m'entraîner dans son tourbillon. Il y a longtemps de cela. Aujourd'hui, ce mot m'est devenu à un tel point étranger que je ne puis y découvrir aucune idée de quelque portée. » L'absolu, cela signifie littéralement ce qui est délié, ce qui n'est en rapport avec quoi que ce soit. Cette idée n'est en aucune manière un produit de la réflexion religieuse ; c'est une notion métaphysique étrangère au christianisme. Elle n'a sa place que dans la conception des brahmanes et des mystiques qui aspirent à se perdre dans l'être universel, et non à mettre en Dieu leur confiance. Même en métaphysique, où elle est chez elle, l'idée de l'absolu est loin d'occuper une place élevée dans l'échelle des notions. Elle désigne simplement la chose considérée abstraitement, comme unité de ses attributs ; la chose

(1) *Theol. und Met.* p. 16.

isolée, dépourvue de qualités. C'est une notion purement formelle, sans contenu. Il est clair que les deux prédicats de l'amour et de la personnalité sont incompatibles avec une telle idée, puisqu'ils expriment des rapports. L'absolu de Frank n'est qu'une « idole métaphysique », un « squelette », un « élément de matérialisme », un grand X aux deux bras duquel il suspend à une égale hauteur les attributs de l'amour et de la justice rétributive (1).

Pour comprendre en quelque mesure l'ardeur avec laquelle Ritschl mène sa polémique contre Frank, il faut se souvenir que le terme d'*absolu*, comme celui de *métaphysique*, a pour lui un sens consacré. Il désigne l'être abstrait, dépourvu de rapports. Il y a cependant d'autres manières de concevoir l'absolu, dont Ritschl ne parle pas. L'idéal de la raison pure, de Kant, est une notion « entièrement positive », l'*omnitudo realitatis*. L'absolu de Lotze est un esprit, une personnalité. Ce qui montre que cette idée n'est pas entièrement étrangère à la pensée de notre auteur, c'est le soin qu'il met à réfuter les objections de Strauss, auquel il reproche de prendre le terme d'*absolu* comme synonyme d'*espace*. Ce reproche implique qu'il y a une autre façon de concevoir l'absolu, compatible avec la notion de personnalité (2). Cette remarque est confirmée par des passages comme celui-ci : « Toutes les fois que nous comparons quelque chose à Dieu, il faut tenir compte de la distance qui sépare l'être du devenir. La différence entre Dieu et les créatures est spécifique. D'autre part, l'esprit personnel est revêtu de tous les attributs qui se trouvent primordialement en Dieu. Nous pouvons donc

(1) *Theol. und. Met.* p. 22, 23. *Rechtf. und Vers.* III, p. 222.

(2) Cf. Lipsius, *Neue Beiträge* p. 394. Appia, *op. cit.* p. 110 sqq.

utiliser la notion d'espèce pour comparer à Dieu les êtres spirituels, avec cette réserve que tout ce qui lui est semblable (gleichartig) a sa source en lui. Dieu ne devient pas ce qu'il est, mais il l'est éternellement. Rien de ce qui est semblable à Dieu n'atteint jamais à l'aséité (1). Nous n'hésiterions pas à appeler la personnalité à laquelle s'applique cette caractéristique, une personnalité absolue. Mais, pour Ritschl, ce terme évoque irrésistiblement le spectre du platonisme, de l'être pur, du moteur immobile qui se pense soi-même, aussi le repousse-t-il avec véhémence.

Dieu est amour. De cette proposition fondamentale doivent être déduits tous les attributs divins. L'*éternité* de Dieu serait un mot vide de sens si on le prenait dans l'une de ses deux acceptions courantes : la suppression du temps ou le temps sans commencement ni fin. En nous représentant la durée de Dieu comme sans commencement ni fin, nous ne le distinguerions pas du monde. En effet, si nous faisions abstraction du monde, nous devrions faire du même coup abstraction de notre propre pensée, puisque nous faisons partie du monde (2). Pour notre pensée, le monde n'a donc ni commencement ni fin (3). En revanche, nous faisons l'expérience de l'éternité de l'esprit toutes les fois que nous réunissons des mots entendus successivement, dans l'unité d'un jugement, et toutes les

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 435, 436.

(2) Cette idée a été développée à plusieurs reprises par Lotze, en particulier dans sa *Métaphysique*, p. 170 sq.

(3) « Cette formule, dit Ritschl, exprime simplement les limites de notre faculté de connaître, et n'exclut pas que pour d'autres raisons (aus anderen Gründen) le monde n'ait un commencement. » *Rechtf. und Vers.* III, p. 278.

fois que notre volonté poursuit un but au travers des circonstances. L'éternité est, d'une manière générale, *la puissance de l'esprit au-dessus du temps.* Dieu est éternel, parce qu'il embrasse tout ce qui devient dans l'unité de son jugement et de son intention ; parce qu'il demeure le même au milieu de tous les changements, qui ne sont que des modifications de sa propre activité ; parce qu'il maintient le plan de la création et de la conservation du monde (1). La notion positive de l'éternité de Dieu ne renferme que la priorité logique de l'élection de la communauté sur la création du monde. Elle signifie que le monde ne constitue pas pour Dieu un obstacle, comme c'est le cas pour nous, mais qu'à chaque étape de sa création, non seulement il poursuit son plan, mais il en éprouve la réalisation comme s'il était achevé (2).

Les attributs de la *toute-puissance* et de la *toute-présence* ont pour contenu cette idée, que la volonté créatrice et conservatrice du monde est dirigée sur le bien des hommes, les fidèles obtenant ainsi la certitude de la présence miséricordieuse de Dieu et de sa sollicitude à leur égard. La notion de la toute-puissance de Dieu se confond avec celle de sa *sagesse* (Weisheit), de sa *toute-science* (Allwissenheit), de son *assistance secourable* (Hilfe) ; en aucune manière elle ne fournit une explication de l'existence effective (Bestand) des objets naturels, ni par groupes ni dans leur ensemble. Considérer Dieu comme la cause suprême présente dans toutes les causes dérivées, c'est confondre le point de vue religieux et le point de vue scientifique dans un obscur amalgame. Dans l'A. T., la *justice* (Gerechtigkeit)

---

(1) *Unterricht* § 14. *Rechtf. und Vers.* III, p. 220.

(2) *Rechtf. und Vers.* III, p. 280.

de Dieu exprime la conséquence (Folgerichtigkeit) de l'activité divine qui a le salut pour objet. En tant que triomphant des obstacles suscités par les Israëlites, la justice s'appelle la *fidélité* (Treue). Dans le N. T., la justice de Dieu désigne l'ensemble des dispensations qui ont amené la fondation de la communauté chrétienne. Elle se confond par conséquent avec la *miséricorde* (Gnade) (1).

La conception religieuse du monde implique que tous les évènements naturels sont à la disposition de Dieu, lorsqu'il veut porter secours aux hommes. Les *miracles* sont des phénomènes naturels extraordinaires (auffallende Naturerscheinungen) auxquels est liée l'expérience d'une intervention divine spéciale, et qui doivent être par conséquent considérés comme des signes particuliers de la miséricorde de Dieu à l'égard des croyants. On fait entièrement fausse route lorsqu'on mélange l'idée religieuse du miracle avec l'idée scientifique de l'inviolabilité des lois de la nature. Cette dernière idée était en dehors de l'horizon des écrivains de l'Ancien et du Nouveau Testament, aussi un miracle ne signifie-t-il jamais, pour eux, une violation de lois naturelles par l'arbitraire divin. La foi au miracle ou, ce qui revient au même, à la miséricordieuse providence de Dieu, est tout à fait compatible avec l'hypothèse de lois nécessaires régissant l'univers. Si certains récits bibliques paraissent contredire cette affirmation, on ne saurait envisager comme un devoir scientifique de dissiper cette apparence ou de l'accepter comme un fait, pas plus que ce n'est un devoir religieux d'interpréter ces récits dans le sens d'une intervention divine rompant les lois de la nature. Toute expérience de miracles suppose

(1) *Unterricht* §§ 15, 16.

déjà la foi. Chaque fidèle en éprouvera pour son propre compte, et rien n'est moins indiqué que de subtiliser sur ceux que d'autres affirment avoir éprouvés (1). Du reste, il n'est pas de théorie philosophique ou scientifique de l'univers qui n'admette des miracles, car aucune n'est sans lacunes. Ces lacunes se manifestent lorsqu'on se trouve en présence d'effets qui ne sont régis par aucune loi connue (2).

II

La communauté dont la tâche spéciale consiste à réaliser le royaume de Dieu sur la terre, doit son origine historique à Jésus de Nazareth. Tandis que dans les religions nationales la personne du fondateur joue un rôle tout à fait accessoire, la personne du Christ occupe une place centrale dans la conception chrétienne du monde. Pour connaître d'une manière complète et authentique la valeur religieuse du Christ, c'est-à-dire sa portée comme fondateur de religion, il est indispensable de faire partie de la communauté chrétienne. Le fait que l'on a entrepris de ruiner cette valeur religieuse de Jésus en retraçant sa biographie n'est point accidentel, et ce serait une folle entreprise que de chercher à la restaurer par le même moyen. Alors même que les affirmations de Jésus sur sa personne et sur son œuvre seraient absolument transparentes, nous n'en saisirions la valeur qu'en les contemplant réfléchies dans la conscience des croyants. Même l'intention de Jésus de fonder la communauté chrétienne ne peut être historique-

(1) *Unterricht* § 17.

(2) *Rechtf. und Vers.* III, p. 572.

ment comprise, si l'on ne se subordonne soi-même à sa personne comme membre de cette communauté. C'est la foi de la communauté qui est l'objet immédiat de la connaissance théologique (1).

Deux traits marquent ce qu'a de spécial la position occupée par la personne du Christ, et le distinguent de tous les autres fondateurs de religions. *a*) En prenant comme but de sa vie le but même de Dieu, Jésus-Christ a *vécu* lui-même cette indépendance vis-à-vis du monde qui constitue la vie éternelle, et dont ses disciples doivent faire l'expérience après lui. Ce n'est que par la force stimulatrice et normative qui se dégage de sa personne, que nous sommes en mesure de prendre la même position vis-à-vis de Dieu et vis-à-vis du monde. *b*) Le Christ fonde sa religion avec la prétention de révéler Dieu d'une manière complète, en sorte qu'aucune autre révélation n'est concevable et ne peut être entendue. Ces deux caractères du Christ, révélateur définitif de Dieu, type ou modèle (Urbild) révélé de la domination de l'esprit sur le monde, sont réunis dans le prédicat de sa *divinité* (2). Cet attribut peut donc lui être donné, en premier lieu parce qu'il a montré dans sa vie la grâce et la fidélité (Gnade und Treue, Jean I, 17) qui sont les attributs mêmes de Dieu, et qu'il s'est élevé au-dessus de tous les motifs particuliers et naturels du monde ; en second lieu, parce qu'il a fondé le royaume de Dieu sur la terre, réalisant ainsi le but propre de Dieu (3). C'est par ce dernier trait

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 3, 371.

(2) *Ibid.* III, p. 361.

(3) *Unterricht* §§ 19-25.

qu'il est nécessairement unique en son espèce. En effet, s'il survenait jamais un homme qui pût l'égaler par sa patience, par son empire sur le monde, par la vastitude de son dessein et la grandeur du résultat, il dépendrait néanmoins de Jésus-Christ au point de vue historique, et lui serait formellement incomparable. « Christ, par ce qu'il a fait et souffert pour mon salut, est mon Seigneur (mein Herr), et je l'honore comme mon Dieu. » C'est là une « appréciation directe ». Ce jugement n'appartient pas, comme la formule de Chalcédoine, à la sphère de la connaissance scientifique « désintéressée ». Ceux qui réclament ici un jugement de cette dernière espèce, montrent par là qu'ils ne savent pas distinguer la connaissance religieuse de la connaissance scientifique. Vouloir établir d'abord la divinité du Christ, quant à son origine, par une notion scientifique, par un acte de connaissance théorique, c'est se servir d'une méthode fausse ; c'est vouloir connaître les choses divines à priori, de haut en bas, avant toute révélation particulière (1).

Ritschl se défend de considérer Jésus-Christ comme un simple homme, « car, dit-il, si jamais j'employais cette expression, j'entendrais par là un homme dépourvu de tous les attributs qui constituent une personnalité spirituelle et morale. Je n'envisage même aucun de mes adversaires comme un simple homme, car je suppose toujours chez eux un minimum d'éducation et de caractère moral (2). » On lui reproche, en outre, de placer la divinité du Christ dans sa volonté, non dans son essence. Cette distinction est purement scientifique, et résulte de

(1) *Rechtf und Vers.* III, p. 370.

(2) *Ibid.* p. 369.

la même confusion entre la connaissance scientifique et la connaissance religieuse. Nous ne connaissons l'essence (Wesen) d'un être que par sa volonté. C'est toujours ainsi que nous en jugeons dans la vie pratique. Une volonté bonne ne saurait être la conséquence nécessaire d'une combinaison naturelle, ou elle cesserait d'être une volonté bonne. Si l'on veut juger la personne du Christ par des procédés qui ne s'appliquent à aucun autre objet, on la rend inintelligible. « Mes adversaires se représentent la volonté du Christ comme un élément accessoire ajouté à sa nature, de même qu'ils considèrent l'amour comme un élément accessoire ajouté à l'absolu. » Ceux qui se refusent à envisager la volonté bonne, dominant le monde, comme l'essence du Christ, se placent à un point de vue matérialiste (1).

La divinité du Christ doit donc être envisagée comme le contenu de sa personne historique, comme un attribut de son existence dans le temps, et non pas comme le rayonnement d'une substance antémondaine, à tout jamais inaccessible à notre expérience. Cependant, s'il écarte la doctrine métaphysique de la préexistence du Christ telle qu'elle a été formulée par les conciles et transmise par la tradition, Ritschl est loin de lui contester toute valeur. Nous avons vu que le royaume de Dieu était le corrélatif du but divin, l'objet de la connaissance et de la volonté éternelles de Dieu. D'autre part, l'impulsion à l'activité de l'amour et à la domination sur le monde, est partie du fondateur de la communauté. Il résulte de ces deux propositions que la valeur du Christ pour nous n'est pas épuisée par son apparition historique. Comme fondateur

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 434.

et comme Seigneur du royaume de Dieu, il est aussi bien l'objet de la connaissance et de la volonté divines, éternelles, que l'association morale dont il a posé les fondements historiques. Il faut néanmoins faire ici une distinction. Tout ce qui se rattache aux conditions naturelles de la vie du Christ, sa nationalité israëlite, par exemple, ne peut-être considéré comme objet de la volonté éternelle de Dieu. Mais le Christ a abaissé toutes ces conditions naturelles au rang de simples moyens, en vue de sa communion avec Dieu et du travail de sa vocation; il s'est, comme Fils de Dieu, placé au-dessus du cérémonial judaïque; il a réalisé d'une manière si complète la moralité humaine générale qui doit se consommer dans le royaume de Dieu, qu'on ne remarque pas, chez lui, les traits du tempérament individuel qui transparaissent encore chez les hommes les plus accomplis. Cependant, il n'a pas vécu comme le modèle abstrait de la moralité humaine, car il s'est approprié toutes ses circonstances personnelles en vue du contenu universel de sa vocation. C'est en sa qualité de type, de force dirigeante de cette unité de plusieurs qui s'appelle le royaume de Dieu, que le Christ est l'objet éternel de l'amour divin; en d'autres termes, c'est sous la forme de son chef que le royaume de Dieu est éternellement présent à la connaissance et à la volonté divines, tandis que les individus qui composent ce royaume ne sont les objets de la connaissance de Dieu que dans le temps (1).

Il est vrai que notre intuition du temps ne nous permet pas de nous débarrasser du contraste entre la direction

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 435. Ritschl n'admet pas l'élection *individuelle* des croyants, au sens traditionnel. « L'idée de l'élection éternelle des individus n'est ni biblique, ni religieuse. » Dieu ne peut se représen-

éternelle de la volonté divine et sa réalisation empirique, pas plus que nous ne pouvons éviter d'opposer l'élection antémondaine de la communauté à sa vocation dans le temps. Mais ce qu'il faut maintenir c'est que ces rapports, ou plutôt ces solutions de continuité, n'impliquent pour Dieu aucune privation. Il trouve éternellement sa satisfaction dans son but, qui est le royaume de Dieu, bien que ce but ne nous apparaisse que comme le terme d'une longue série préparatoire (1). Suivant la règle : *Ultimum in exsecutione est primum in intentione*, le but final d'une série de moyens est, dans la pensée du sujet qui l'élabore, antérieur à ces moyens eux-mêmes. C'est pourquoi la divinité éternelle du Fils de Dieu, au sens où elle vient d'être établie, n'est absolument transparente (durchsichtig) que pour la connaissance et la volonté divines. « Pour Dieu, Christ existe éternellement tel qu'il nous est apparu dans le temps, mais pour Dieu seulement, car, pour nous, le Christ préexistant est caché. (2). » Les apôtres mettent en rapport la personne du Christ avec la création du monde, parce qu'il est le représentant typique du royaume de Dieu, et que le royaume de Dieu constitue le but final du monde (Col. I, 15, 16; Cor. VIII, 6; Hébr. I, 1-3). Cependant cette combinaison est en dehors de la théologie proprement dite, et n'a aucune valeur directe, pratique, pour la foi religieuse en Jésus-Christ (3).

---

ter les individus que dans le temps; le schéma du temps a donc aussi sa valeur pour lui. Une prédestination éternelle des individus au salut, conditionnelle ou inconditionnelle, est tout à fait absurde (widersinnig) *Rechtf. und Vers.* III, p. 114.

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 280.

(2) *Ibid.* III, p. 436.

(3) *Unterricht*, § 24.

La plupart des apôtres appliquent au Christ ressuscité, élevé à la droite de Dieu, le nom de *Seigneur* (Herr), qui, dans l'A. T., désigne Dieu lui-même. Pour constituer une partie intégrante de la conception chrétienne du monde, cette idée de la royauté du Christ glorifié doit reposer sur une base expérimentale. Toute action du Christ sur nous doit pouvoir être ramenée à un élément de sa carrière historique. Sa royauté (Weltherrschaft) devra donc être envisagée comme un attribut de son existence terrestre, sans quoi elle serait tout à fait en dehors de notre expérience, le Christ glorifié ne nous étant pas directement accessible (1). Seul, le « formalisme superficiel » de la tradition a séparé le *status exaltationis* du *status eximanitionis.* Toute la force de conviction (Ueberzeugungskraft) de l'idée de la divinité du Christ glorifié repose sur ce fait, que ses attributs actuels sont les mêmes que ses attributs historiques. En d'autres termes, l'idée de la *postexistence* du Christ n'a pas d'autre contenu que celle de son *existence* terrestre. L'action du Christ *in statu exaltationis* est l'expression de la permanence de son activité historique, la force de l'Evangile du royaume de Dieu continuant à agir pour la conservation et le développement de l'Eglise (Gemeinde). Si l'on ne tient pas compte de ce rapport, l'idée de la postexistence n'est qu'un schéma sans valeur, ou un prétexte à toutes sortes de rêveries (2).

La puissance miraculeuse dont Jésus avait conscience ne signifie pas qu'il ait exercé sur les lois de la nature

---

(1) « Christus als der Erhöhter ist für uns verborgen. » *Rechtf. und Vers.* III, p. 400. Cf. cette autre affirmation parallèle : « Als präexistent ist Christus für uns verborgen. » *Ibid.* III. p. 436.

(2) *Rechtf. und Vers.* III, p. 377, 400 sq ; *Unterricht,* § 24.

une domination arbitraire. Pour tout ce qui concerne son existence sensible, il était soumis aux conditions générales de la vie humaine. En outre, cette puissance miraculeuse est restée fort en deça des grands bouleversements naturels qu'attendaient les prophètes. Les renseignements dont nous disposons ne nous permettent pas de nous rendre compte jusqu'où s'est étendu le pouvoir de sa volonté sur la nature extérieure. Aucune expérience analogue ne nous donne une idée des fondements psychiques et physiques de la puissance miraculeuse de Jésus. Ce domaine est soustrait à toute recherche scientifique, non en soi, mais parce que les moyens d'investigation font défaut (1).

La victoire sur le monde (Ueberwindung der Welt) que le Christ déclare avoir remportée prouve la réalité de son union avec Dieu. C'est dans ce sens que doivent être interprétés les passages johanniques concernant l'unité du Fils et du Père. Ici encore, Weiss et Luthardt ont eu le tort d'introduire des notions métaphysiques d'importation étrangère. Ainsi, à propos de Jean XVII, 11, 21, 22, où l'unité des croyants entre eux est comparée à l'unité du Fils et du Père, Luthardt s'exprime ainsi : « Le Père et le Fils doivent être l'élément dans lequel vivent et se meuvent les croyants : *Unio mystica*... Les croyants sont en Dieu et en Christ non seulement quant à leur volonté et à leur disposition (Gesinnung), mais quant à leur être propre, réel, sans cesser pour cela d'être des créatures et des pécheurs. » Cette doctrine de l'*unio mystica* est empruntée aux théologiens du XVII^e^ siècle, qui enseignent que la Trinité vient s'établir dans le croyant à la suite de

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 423.

la justification, avec la réserve que cette *unio cum patre, filio et spiritu sancto* n'est ni *substantialis* ni *personnalis*, mais précisément *mystica*, c'est-à-dire indéfinissable. Pourquoi Meyer et Luthardt ne se sont-ils pas contentés d'interpréter l'unité des disciples, qui est semblable à celle du Père et du Fils, dans le sens d'une direction de la volonté et d'une disposition communes? Pourquoi ont-ils à dessein obscurci le sens de ces passages en y introduisant des distinctions métaphysiques et des formules mystiques inintelligibles? Parce que les déterminations du concile de Nicée sur les rapports entre le Logos et Dieu résonnent à leurs oreilles, et les empêchent d'interpréter l'Ecriture par elle-même, comme ils devraient le faire.

Lorsque, dans un écrit comme l'Evangile de Jean, on rencontre des affirmations peu nettes, comme celles qui concernent l'unité du Christ avec Dieu, il faut les interpréter à la lumière d'autres affirmations parallèles plus claires. Dans le cas particulier, le passage qui renferme la clef des déclarations subséquentes est celui-ci : « Ma nourriture est de faire la volonté de celui qui m'a envoyé et d'accomplir son œuvre. » (Jean IV, 34). Celui qui peut identifier l'œuvre tout entière de sa vocation avec l'œuvre même de Dieu, prouve par là la réalité de son unité avec Dieu. Admettre encore quelque chose au-delà, c'est retomber dans la fausse métaphysique; c'est distinguer avec les scolastiques et les néo-platoniciens entre l'être impropre d'une personne, qui est celui que nous connaissons, et l'être soi-disant réel qui se dissimule derrière ses attributs. Si Christ, dans les passages dont il s'agit, a désigné son unité avec Dieu comme un lien réel entre lui, personne spirituelle, et Dieu, qui est esprit et qui est amour, nécessairement il n'a pas fait de métaphysique. Si même il avait

été un philosophe, il serait absurde de lui prêter de telles distinctions.

Ritschl cependant n'identifie pas entièrement l'unité des croyants avec l'unité du Fils et du Père, et il s'approprie cette formule de Bengel à propos de Jean XVII, 11 : *Illa unitas est ex natura, haec ex gratia; igitur illi haec similis est, non aequalis.* L'unité entre Christ et son Père est *ex natura* en ce sens, que Christ nous est donné dans cette communion avec Dieu toujours égale à elle-même, qui fait de l'œuvre de sa vie l'œuvre même de Dieu. L'unité de la communauté avec Christ et avec Dieu est *ex gratia*, parce que les individus qui composent cette communauté n'ont pas toujours fait l'expérience de ce rapport. On peut signaler dans leur vie un changement qui n'a pas eu lieu chez Jésus, et qui s'explique par la grâce divine. En tant que l'on fait profession de christianisme on doit envisager comme donnée cette position unique du Christ vis-à-vis de Dieu qu'il n'a cessé d'affirmer, qui s'est maintenue jusqu'à sa mort et qui a été confirmée par sa résurrection. Il faut se garder d'aller au-delà, et de se demander comment il a pu en être ainsi, comment le Christ est devenu ce qu'il a été. De telles entreprises sont superflues, parce qu'elles n'aboutissent pas. S'y abandonner ne peut être que nuisible (1). Jésus-Christ nous est donné comme le porteur de la révélation définitive afin que nous croyions en lui. En croyant en lui, nous apprenons à le connaître comme le révélateur de Dieu. Ce n'est pas là une explication scientifique. En s'obstinant à poursuivre une telle explication, on n'aboutit qu'à troubler la foi. C'est ce qu'aucun théologien ne devrait ignorer (2).

---

(1) *Theol. und Met.* p. 32.

(2) *Rechtf. und Vers.* III, p. 419.

Ritschl reproche à la théologie traditionnelle d'avoir accordé peu d'attention à la doctrine du Saint-Esprit. Cette lacune a eu pour résultat pratique un double inconvénient : Ou on a passé le Saint-Esprit tout à fait sous silence, ou on l'a envisagé comme une sorte de force naturelle irrésistible, venant à la traverse du développement régulier de l'intelligence et de l'exercice normal de la volonté (1). L'esprit de Dieu désigne la connaissance que Dieu a de lui-même, et partant, de son propre but. Le Saint-Esprit, dans le N. T., désigne l'Esprit divin en tant que principe de la connaissance de Dieu et de la vie éthico-religieuse dans la communauté chrétienne. Comme cette communauté a pour destinée la réalisation du but propre de Dieu, il est naturel que la connaissance pratique qu'elle possède de Dieu soit au fond identique avec la connaissance qu'il a de lui-même (2). Métaphysiquement parlant, le Saint-Esprit est une « détermination formelle » (Formbestimmtheit), non un élément matériel.

Le moi est à ses représentations, la volonté est aux instincts qui la sollicitent, comme la forme est à sa matière ou à son contenu (Stoff). Pour l'homme qui renonce à son état de péché pour entrer dans la communauté chrétienne, cet élément matériel (représentations, instincts) demeure le même qu'auparavant ; ce qui est changé, c'est la détermination formelle de son moi, car il est maintenant conscient de sa réconciliation avec Dieu et de sa filialité divine. Les représentations relatives à son rapport avec le monde lui apparaissent désormais sous un autre angle, et il s'empare de ses instincts pour

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 493.

(2) *Ibid.* III, p. 437.

les mettre au service de sa nouvelle tâche, de sa tâche surnaturelle, le royaume de Dieu. Ainsi, l'idée de Dieu comme notre Père et comme l'auteur de notre salut devient le motif supérieur qui embrasse à la fois notre vie religieuse et notre vie morale, et qui s'oppose à tout ce qui nous rend dépendants du monde. C'est cette détermination formelle, ce changement de point de vue dominé par l'idée chrétienne de Dieu, qui constitue pour Ritschl le Saint-Esprit (1). Il faut renoncer à la question insoluble soulevée par la psychologie scolastique, de savoir comment l'homme est « saisi », « pénétré » ou « rempli » par le Saint-Esprit. La vie dans le Saint-Esprit (das Leben im heiligen Geiste) se manifeste par les caractères suivants : Les croyants reconnaissent les dons de la grâce de Dieu (1 Cor. II, 12), l'invoquent comme leur Père (Rom. VIII, 15), agissent avec amour, foi, douceur, pureté (Gal. V, 22), se gardent de l'esprit de parti (1 Cor. III, 1-5). Dans ces propositions le Saint-Esprit est, non pas nié, mais reconnu et compris. Cette méthode n'est pas nouvelle. Elle a été suivie par Schleiermacher, et l'interprétation de la justification par la foi, dans l'Apologie de la Confession d'Augsbourg, se meut dans le même schéma. C'est la seule méthode à suivre si l'on veut rendre le christianisme pratiquement intelligible (2).

Ainsi qu'un critique l'a relevé avec raison, ce n'est pas par amour pour son sujet que Ritschl a entrepris d'écrire l'histoire du piétisme. Arnold, Spener, les mystiques, ne sont point au nombre de ses amis, et il les prend à partie

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 562.

(2) *Ibid.* III, p. 22.

avec une sorte d'acharnement. Ce qu'il leur reproche en première ligne, c'est, comme toujours, leur psychologie scolastique et leur métaphysique néo-platonicienne. A propos de l'exégèse du 4me Evangile, nous avons vu Ritschl s'attaquer à la doctrine de l'*Union mystique* telle qu'elle a été formulée par les dogmaticiens de la période qui a suivi la Réformation. Il n'est pas étonnant qu'il ait répudié les produits surannés de cette période de desséchement et de formalisme où fleurissait la scolastique protestante. Cependant, Ritschl n'en veut pas seulement à la forme que le XVIIme siècle a donnée à cette doctrine ; il ne repousse pas seulement l'idée bizarre d'une habitation mystique de la sainte Trinité dans l'arrière fond de l'âme humaine, mais encore l'idée d'un rapport direct, immédiat, entre l'homme et Dieu. C'est ce qui ressort d'une âpre polémique contre Weiss, dont *Theologie und Metaphysik* conserve le souvenir pour la postérité, et au cours de laquelle Ritschl s'est expliqué sur cette question avec une netteté qui ne laisse rien à désirer.

La réalité de l'esprit est épuisée par ses fonctions, sentiment, intelligence, volonté, plus spécialement par la volonté. Aucune action ne peut s'exercer sur l'esprit humain en dehors de sa faculté de sentir active et consciente. Dans ces limites est renfermé tout ce qui peut être objet de la connaissance, par conséquent aussi l'action divine sur le sujet religieux. Nous ne connaissons Dieu que dans son action sur nous, et *dans* cette action nous constatons sa présence. « C'est sur ce point, dit Ritschl, que je rencontre de la part de mes adversaires l'opposition la plus violente. A leurs yeux, c'est une lacune dans ma conviction chrétienne que de me borner à admettre une action de Dieu et du Christ dont le croyant fait l'expé-

rience comme membre de la communauté, par l'intermédiaire de la prédication de l'Evangile. Nous devons, selon eux, entretenir un rapport personnel immédiat avec Christ notre Rédempteur [1]. » Cependant, la théorie de la connaissance nous enseigne que lorsqu'on pense les effets comme on doit le faire, on pense la cause *dans* les effets. Ces deux notions ne peuvent être rapportées l'une à l'autre que dans l'unité de l'espace et du temps. Nous ne les séparons que par une opération provisoire de la pensée, et l'erreur de l'opinion vulgaire consiste à placer la cause derrière ou avant l'effet. De même, ce que je constate en moi, sujet religieux, comme action de Dieu ou du Christ, me garantit la présence des auteurs de mon salut, et je perçois cette présence « sous le type du rapport de personne à personne. » Dieu me punit dans le repentir ; Christ me console, me fortifie, tandis que j'éprouve la valeur de son modèle ou que je me dirige d'après les motifs qui ont inspiré son activité.

Quelle garantie avons nous que ces impressions ne sont pas purement imaginaires ? La conscience que nous possédons de notre propre réalité comme êtres spirituels, répond Ritschl, constitue un critère suffisant pour discerner la réalité de tout ce qui contribue au développement de notre existence qualitative dans le monde. Le *souvenir* joue ici un rôle important. Par son moyen, nous nous approprions tous les motifs qui donnent à notre vie son contenu spécifique. C'est par le souvenir que sont entretenues, dans la vie de tous les jours, nos relations avec nos semblables. Un individu continue à agir sur l'autre, il est par conséquent présent en lui, lors même qu'il en est

---

[1] *Theol. und Met.* p. 49.

matériellement séparé. Ainsi, dans un sens plus large, du rapport religieux qui nous unit à Dieu par le souvenir exact du Christ. Envisager ce rapport comme immédiat reviendrait à le tenir pour imaginaire. Sans intermédiaire il n'y a rien de réel (ohne viele Vermittelung ist nichts wirklich). « Le rapport personnel de Dieu ou du Christ avec nous s'établit et se maintient par l'intermédiaire du souvenir exact que nous gardons de la parole de Dieu, c'est-à-dire de sa loi et de sa promesse. Dieu agit sur nous uniquement par l'une ou l'autre de ces révélations [1]. » La considération que Christ est actuellement dans la gloire ne change rien à ce qui précéde, puisque la notion du Christ glorifié n'a pas d'autre contenu que celle du Christ historique, et qu'elle exprime simplement la permanence de son action dans l'Eglise. Admettre un rapport immédiat, personnel, entre le Christ et le croyant, ou entre Dieu et le croyant, c'est se placer dans l'impossibilité de distinguer entre réalité et hallucination. Ici, l'auteur nous renvoie aux aventures mystiques de la nonne Catherine de Gênes, et aux élucubrations de Jean Arndt sur les amours de l'âme avec son divin fiancé. La doctrine de l'union mystique, sous sa forme moderne comme sous son travestissement scolastique, est une « marchandise piétiste » qui s'abrite sous le drapeau de l'Eglise ; elle « fait concurrence à la doctrine de la justification » ; le professeur Weiss, de Tubingue, qui croit devoir admettre un rapport spirituel, réel, entre Dieu et le croyant, est un fanatique (Schwarmgeist), et renie le luthéranisme. La formule mystique conservée par Schleiermacher est un résidu de son passé morave, mais il a si bien racheté cette faiblesse par son

---

[1] *Theol. und Met.* p. 50.

analyse toute subjective du phénomène religieux, que Ritschl le revendique comme son précurseur au point de vue de la méthode (1).

On peut se demander quelle place Ritschl fait à la *prière* dans sa conception théologique, puisqu'il s'élève si fortement contre l'idée d'une relation directe entre le croyant et Dieu. La prière est pour lui la manifestation de l'humilité et de la patience du chrétien, et le moyen de se perfectionner dans ces vertus (2). L'action de grâces (Dankgebet) et la requête (Bittgebet) ne doivent pas être considérées comme deux espèces coordonnées et d'égale valeur. La seconde est subordonnée à la première, et l'action de grâces constitue la forme générale de la prière. En aucun cas le chrétien ne saurait prétendre exercer une influence sur les voies divines (3). Cette prétention ne se rencontre que dans les milieux piétistes où se manifeste un vif intérêt pour l'exaucement, que l'on cherche à prouver empiriquement par d'abondants exemples. Etudiée de près, l'oraison dominicale elle-même est une prière d'actions de grâces. La demande qui a pour objet le pain quotidien n'est que l'expression de notre reconnaissance envers Dieu. Elle suppose d'une part qu'il est prêt à nous accorder ce qui nous est nécessaire avant que nous le lui demandions, d'autre part que chacun pourvoit à sa subsistance par son propre travail. Les promesses de Jésus dans Matthieu VII, 7-11, ne doivent pas être considérées comme un enseignement définitif à sa communauté, mais comme des exhortations provisoires (vorläufige Ermunterungen)

(1) *Theol. und Met.* p. 54.

(2) *Rechtf. und Vers.* III, p. 600.

(3) *Ibid.* p. 581.

à la confiance en Dieu, adressées au cercle plus étendu de ses auditeurs (1). Aux yeux de Ritschl l'idée chrétienne de la Providence coïncide exactement avec l'ordre empirique des choses.

Tous les éléments qui rentrent à un titre quelconque dans l'organisme de la dogmatique chrétienne, doivent être appréciés du point de vue de la communauté des fidèles, et la personne du Christ doit servir de norme pour l'élaboration de toutes les doctrines. C'est le cas en particulier pour ce qui concerne le *péché* ou la condition négative de la justification. Une idée du péché ne peut se former que par comparaison avec une idée du bien. Suivant que celle-ci sera plus ou moins complète, celle-là sera saisie d'une manière plus ou moins profonde. Or, l'idéal de la vie chrétienne, dont le péché forme la contre-partie, comprend deux sortes de fonctions, les fonctions religieuses et les fonctions morales, la confiance en Dieu, qui assure la domination sur le monde, et l'activité inspirée par l'amour, dirigée sur la réalisation du royaume de Dieu. A ces deux fonctions de l'idéal chrétien correspondent deux fonctions corrélatives dans la notion du péché. La Confession d'Augsbourg les désigne comme *sine metu, sine fiducia erga Deum*, et comme *concupiscentia*. Le péché est donc « la défiance et l'indifférence à l'égard de Dieu, se poursuivant dans une appétition égoïste indifférente vis-à-vis de sa loi morale (2). » Il a en première ligne un caractère antireligieux. La dogmatique traditionnelle, au

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 600.

(2) ...das Misstrauen und die Gleichgiltigkeit gegen Gott, welche weiterhin sich in einem selbstsüchtigen Begehren fortsetzt, das gegen sein Sittengesetz gleichgiltig ist. *Rechtf. und Vers.* III, p. 311.

lieu de déterminer le péché par opposition avec l'idéal chrétien révélé en Jésus-Christ, prend comme point de départ l'idée de la justice originelle des protoplastes avant la chute. Cette idée ne trouve aucun point d'appui dans les documents de la Genèse. Elle est étrangère à la pensée de Saint-Paul, et n'est autre chose que l'idéal chrétien antidaté (1).

Le péché originel n'est pas un article de foi. Il est absurde de prétendre que nous devons y croire comme nous croyons en Dieu, car il n'est pas un véhicule du salut. Une foi qui ne peut être vérifiée dans aucune expérience n'est qu'une simple opinion. La doctrine traditionnelle se heurte du reste à de graves objections psychologiques et morales qui la rendent inadmissible. Augustin, en sa qualité de platonicien, a commis une première erreur dans l'expression formelle de cette doctrine. Il a identifié les lois de la volonté avec celles de l'intelligence. Dans le domaine de l'intelligence, une contradiction ne se produit que lorsque des prédicats opposés sont attribués en même temps et sous le même rapport à un même objet. Au contraire la contradiction dans la volonté, ou le péché, existe déjà lorsqu'un bien particulier n'est pas subordonné au bien suprême. Le péché n'est donc pas soumis au principe logique de contradiction. Il ne consiste pas seulement dans le degré le plus haut possible d'opposition contre le bien, mais il a déjà lieu lorsque la volonté n'accomplit pas ce qui est conforme au bien (2). La doctrine du péché originel, en envisageant toujours et partout le péché comme atteignant le plus haut degré possible,

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 308. *Theol. und Met.* p. 41.

(2) *Rechtf. und Vers.* III, p. 319.

mène à l'hypocrisie. Elle ne permet pas de distinguer divers degrés de culpabilité d'un individu à l'autre, et cependant cette distinction nous est absolument indispensable dans la vie pratique. Nous ne jugeons pas de la même façon les vices grossiers, et les manifestations égoïstes du patriotisme et de l'esprit de famille. Il est des biens particuliers qui constituent des péchés uniquement parce qu'ils ne sont pas subordonnés au but suprême de la moralité universelle (1).

Un second tort de la doctrine traditionnelle est de se mouvoir dans le cadre métaphysique de la distinction entre substance et accident. C'est le cas déjà chez Augustin. Ritschl en donne en outre comme exemple une singulière controverse qui eut lieu dès l'année 1560 entre Strigel, Andreae, Hesshus, Wigand, d'une part, Matthias Flacius de l'autre, sur la question de savoir si le péché originel était chez l'homme *accidens* ou *substantia.* Flacius, qui défendait le second point de vue, distinguait encore entre la *substantia materialis* et la *forma substantialis*, la première pouvant encore renfermer quelque bien, tandis que la seconde était entièrement vouée au mal. Dans sa doctrine du péché, Mélanchton distingue également entre substance et accident. La question est de savoir comment se répartissent, dans ce cadre, les attributs par lesquels une chose apparaît. Mélanchton ne rapporte pas les qualités à la substance, mais il les range parmi les attributs. Ces qualités (habitus, potentiae naturales, affectus, figura) sont donc indifférentes à la chose en elle-même, ce qui revient à dire que les attributs par lesquels une chose nous apparaît comme ronde, triangulaire ou quadrangulaire,

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 314.

sont indifférents à cette chose en tant que chose! Flacius ne partage pas ce point de vue. Pour lui, les qualités, en particulier la figure, font partie de la substance ; par conséquent, la volonté appartient à la substance de l'homme.

La proposition suivant laquelle le péché originel est un accident de l'être humain est tout aussi inadmissible que la proposition contraire, qui en fait la substance de l'humanité actuelle. Toutes ces discussions proviennent de ce qu'on a employé des notions métaphysiques incompatibles avec la vraie manière de poser la question, qui doit être placée sur le terrain éthique et religieux. Mélanchton a exercé à cet égard une influence néfaste sur la seconde génération des théologiens de la Réforme. On aurait dû s'en tenir à la méthode de Luther, dont les idées sur les questions fondamentales du salut sont modelées sur la vraie théorie de la connaissance : la chose est présente dans ses effets tels qu'ils apparaissent ; une personne spirituelle, par conséquent, dans sa volonté telle qu'elle se manifeste (1).

A côté des inconvénients signalés, la doctrine du péché originel en présente encore plusieurs autres. Le péché héréditaire ne peut être saisi comme coulpe sans un *sacrificium intellectus*, d'autant moins que l'élément essentiel du péché est l'élément antireligieux (2). La doctrine traditionnelle rend en outre toute éducation inconcevable. En effet, l'éducation n'est possible que si les habitudes et les penchants mauvais sont le résultat d'actes répétés de la volonté. Il y a chez l'enfant un ins-

(1) *Theol. und Met.* p. 58, 59.

(2) *Rechtf. und. Vers.* III, p. 313.

tinct indéterminé vers le bien, seulement cet instinct n'est pas encore dirigé par la connaissance (Einsicht) du bien, et n'a pas été éprouvé par les circonstances de la vie. Dans ces conditions, l'ignorance est le principal facteur des conflits de la volonté avec l'ordre social, considéré comme règle du bien (mit der Ordnung der Gesellschaft als der Regel des Guten). On ne saurait affirmer à priori qu'une vie sans péché soit impossible. Nous n'arrivons à la conviction de l'universalité du péché qu'en additionnant les données de l'expérience. La théologie doit s'en tenir là. Tant que l'homme peut encore être racheté, son péché renferme un certain degré d'ignorance. Seule une opposition voulue et définitive entraîne l'exclusion de l'ordre de choses établi par Dieu. Il ne nous appartient pas de juger quels sont ceux qui rentrent dans l'une ou l'autre catégorie.

Le sujet du péché originel est, d'après Augustin, l'humanité envisagée comme espèce. Il va sans dire que Ritschl, en sa qualité de nominaliste, ne saurait s'accommoder de ce point de vue. Il repousse également la doctrine pélagienne, qui ne connaît, comme forme du péché, que la volonté individuelle, et qui explique l'universelle déchéance par l'exemple et par l'imitation. Cette doctrine est contraire à l'expérience. En outre, comme celle d'Augustin, elle ne rend compte que de l'égalité des hommes dans le mal, et néglige l'élément de la solidarité, qui fait que les divers péchés en acte se conditionnent les uns les autres. La vraie notion du péché comme phénomène « antimoral » ne peut être établie que par opposition avec son contraire, à savoir le bien au sens chrétien du mot, l'activité réciproque inspirée par l'amour, la solidarité dans la réalisation du bien suprême.

Si la notion du royaume de Dien est la norme qui nous permet de déterminer en quoi consiste le péché, celui-ci ne sera complètement représenté ni dans le cadre de la vie individuelle (Pélage), ni dans celui de l'humanité comme espèce (Augustin). Le sujet du péché est l'humanité *comme somme de tous les individus*, en tant que l'activité égoïste de chacun, et la réciprocité qui s'établit sur cette base, est orientée sur le contraire du bien, et conduit à une association des individus dans le mal (im gemeinsamen Bösen). Au royaume de Dieu correspond un *royaume du péché*, qui comprend le péché à tous ses degrés. Dans ce royaume, les actes individuels n'entrent pas seuls en considération, car ils entraînent les autres hommes au mal, bien que nous ne puissions pas nous représenter exactement jusqu'où s'étend cette influence. Cette puissance collective réagit à son tour sur nous, non par l'exemple seulement, mais en relâchant notre vigilance et en émoussant notre jugement moral. Nous nous habituons si bien à voir le péché en autrui, que nous finissons par le considérer comme une chose normale (1). Cette théorie, dit Ritschl, remplace avantageusement la doctrine du péché originel, en tenant compte de tous les éléments de vérité qu'elle renferme.

La connaissance que nous avons de la portée du péché dans l'ordre de choses établi par Dieu, est renfermée dans des limites très étroites. Il faut se garder de le tenir pour une partie nécessaire de cet ordre de choses, comme s'il était voulu de Dieu. Le péché est un produit en apparence inévitable de la volonté humaine dans les conditions actuelles de son développement. Pourtant nous nous l'im-

---

(1) *Rechtf. und Vers.* III, p. 314, 315.

putons à nous-mêmes comme coulpe, conscients que nous sommes de notre liberté et de notre indépendance (1).

La notion du *mal* (Uebel) est sans rapport direct avec celle du péché. Elle a un caractère relatif, car les maux peuvent devenir des biens, ou des moyens de réaliser le bien moral, ce qui n'est jamais le cas du péché. Un théologien consciencieux ne saurait affirmer la correspondance quantitative du mal en général avec le péché en général (Schleiermacher), et les questions capitales qui se posent dans ce domaine ne sont susceptibles d'aucune solution (2). La toute science que s'attribuent à cet égard certains théologiens ne sert qu'à compromettre le christianisme aux yeux de ceux qui ne se soucient pas d'échanger leur religion contre un système de mots. Le sujet religieux peut, dans certains cas, envisager ses propres maux comme des châtiments divins, en les mettant en rapport avec son sentiment individuel de culpabilité; il n'est jamais autorisé à considérer comme des châtiments les maux d'autrui. L'idée que ceux qui ont été atteints par une calamité particulière étaient plus coupables que d'autres, est une erreur juive et payenne.

---

(1) *Rechtf und Vers.* III, p. 354.

(2) *Ibid.* III, p. 342.

CONCLUSION

Dans le remarquable travail que nous citions en commençant notre étude, M. le professeur Sabatier divise en deux classes les esprits qui pensent : « ceux qui datent d'avant Kant, et ceux qui ont reçu l'initiation et comme le baptême philosophique de sa critique. » (p. 202). Ritschl a reçu ce baptême avec une abondance très spéciale. Il nous paraît même qu'il en a été submergé. En apparence il s'est séparé de Kant, dès la 2me édit. de son principal ouvrage, pour sauvegarder la réalité des phénomènes, mais il suffit d'y regarder de près pour s'apercevoir qu'il n'a jamais quitté, même à cet égard, l'orbite du grand système.

Ritschl est Kantien, en premier lieu parce qu'il limite la connaissance au monde des phénomènes. Sur ce point, il est d'accord avec Lotze. Mais tandis que ce philosophe admet la validité des conclusions qui nous font pénétrer jusqu'à l'être, Ritschl tire le Kantisme en sens inverse, et se rapproche des néokantiens comme Albert Lange, le célèbre auteur de l'*Histoire du matérialisme*, Vaihinger, etc., qui professent un empirisme idéaliste pur. La théorie de la connaissance de Ritschl présente avec celle de Lange de très frappantes et très compromettantes analogies. Le point de vue qui leur est commun se résume ainsi : nous saisissons la chose dans les phénomènes ; la notion de la chose est un produit interne, purement formel, de la pensée. C'est nous qui réunissons les sensations du toucher, de la vue, du goût, pour en faire une pomme, et Lange

ajoute, c'est nous qui réunissons nos désirs, nos aspirations, nos rêves, pour en faire un Dieu. Nous ne voyons pas, pour notre part, comment cette conclusion peut être évitée, une fois admises les prémisses. Ritschl ne s'en tire que par une heureuse inconséquence. Il croit très sincèrement à la personnalité de Dieu, mais cette notion, comme nous l'avons déjà fait remarquer, est en dehors de sa théorie de la connaissance (p. 105). Dieu, pour Lange et les philosophes de son bord, c'est la meilleure moitié de l'homme devant laquelle l'autre se prosterne ; c'est la catégorie de l'idéal. La religion se réduit alors à un « rapport de l'homme avec son propre être comme avec un autre être » (Feuerbach).

Il y a peu de jours, le ministre de l'instruction publique de France, en ouvrant la quinzième session de l'Institut de droit international, s'exprimait ainsi : « La substitution des idées relatives aux idées absolues dans tous les ordres de la connaissance humaine est à mes yeux la plus grande conquête de la science... Toutes les fois que la notion supérieure du relatif fait des progrès dans les esprits et en élimine l'absolu avec ses théories et ses applications dangereuses, le politique ne peut que s'en réjouir (1). » Ces lignes, qui sont tombées sous nos yeux au moment où nous mettions la dernière main à ce travail, nous ont frappé comme n'étant point étrangères à notre sujet. Il semble, en effet, que Ritschl ait envisagé comme sa vocation d'introduire le principe qu'elles expriment dans l'ordre de la connaissance religieuse. Le caractère relatif de nos connaissances est une des idées inspiratrices de sa théologie. Il l'a appliquée en particulier à sa théologie

(1) *Journal de Genève* du 29 mars 1894.

spéciale avec une grande sagacité, excluant toute prétention de connaître Dieu tel qu'il est en soi, abstraction faite de son action sur nous. Nous ne connaissons Dieu *que* comme amour, et nous ne saisissons cet amour *que* dans ses effets. Ainsi que l'a fait observer Pfleiderer (1), ce point de vue n'est pas sans danger pour la foi chrétienne. Il conduit à identifier l'idée de Dieu avec celle de l'ordre moral du monde, et à dissoudre le sujet Dieu dans le prédicat du divin. Maintenir la personnalité de Dieu, c'est déjà remonter de ce qu'il est pour nous à ce qu'il est en soi ; c'est franchir le pas qui sépare le *Fürunssein* du *Fürsichsein*. Dans sa christologie, Ritschl n'a pas été non plus fidèle à son point de départ. Il ne s'en est pas tenu exclusivement à l'action exercée par le Christ sur ses premiers disciples et sur les membres de la communauté, mais, partant de ces expériences, il a cherché à reconstruire l'image du Christ historique en suppléant par des analogies aux lacunes de la tradition.

Ritschl est Kantien, en second lieu, par la distinction qu'il statue entre la connaissance théorique et la connaissance religieuse. Cette distinction se trouve également chez Lotze, qui admet en nous « une faculté primitive d'appréciation », mais Ritschl a poussé l'opposition entre les deux domaines plus loin que Kant et plus loin que Lotze. Ces deux philosophes poursuivent une synthèse entre le monde des faits et le monde des valeurs ; ils exigent que la raison compare ses postulats pratiques avec tout ce qu'elle possède comme faculté théorique (p. 40, 81 sq.) Pour Ritschl, la connaissance religieuse est exclusivement téléologique, la connaissance théorique exclusi-

(1) *Op. cit.* p. 7.

vement causale ou mécanique. Il place chacune d'elles dans une sphère isolée, les deux sphères ne se coupant en aucun point. Cette manière de voir a été exposée avec le plus de conséquence par son disciple Herrmann. D'après ce théologien, le monde susceptible d'être vécu (erlebbar) et le monde susceptible d'être expliqué (erklärbar) n'ont rien à faire l'un avec l'autre ; ils constituent deux réalités, ce qui est vrai dans un domaine pouvant être faux dans l'autre.

Bien que ce dualisme soit au fond de la pensée de Ritschl, il a cherché à plus d'une reprise à le surmonter. Ainsi lorsqu'il affirme que le point de vue causal et le point de vue téléologique ne se rencontrent jamais à l'état pur, mais sont toujours simultanément à l'œuvre dans une proportion inverse de netteté (p. 129). Il a appliqué ce principe à la connaissance théorique en lui donnant un sens que nous ne saurions admettre ; d'autre part, en s'abstenant de l'appliquer à la connaissance religieuse, il a négligé la réciproque. Une autre fois, en quête d'une base scientifique pour sa théologie, il s'est efforcé de présenter la preuve morale de Kant comme une preuve théorique, jetant ainsi sur l'abîme qui sépare les deux réalités le plus précaire des ponts. Comme il a en dernière instance renoncé à cet expédient, nous n'insisterons pas, sinon pour constater d'après ses propres déclarations que la théologie scientifique est supprimée par le fait. Elle n'est plus ce qu'il voulait qu'elle fût, à savoir une « connaissance désintéressée [1] » ; elle se réduit à une « réflexion de la conscience religieuse sur elle-même », c'est-à-dire à ce qu'il voulait qu'elle ne fût pas.

---

[1] *Rechtf. und Vers.* III², p. 199.

Ritschl a eu raison d'accentuer la différence qui sépare la connaissance théorique de la connaissance religieuse; d'assigner à la première la recherche des causes et à la seconde le domaine des fins ; de faire reposer chacune d'elles sur une certitude d'un ordre spécial ; mais il a exagéré cette opposition jusqu'au paradoxe. En outre, la définition qu'il donne des appréciations religieuses (p. 130) nous semble tout à fait insuffisante. Si nous avons bien saisi sa pensée, les appréciations religieuses reposent uniquement sur les sentiments de plaisir ou de déplaisir éprouvés par l'individu ; le critère de leur réalité est donc tout subjectif. Par le simple fait qu'une représentation favorise « le sentiment que j'ai de moi-même comme existence qualitative dans le monde, » cette représentation est réelle. S'il en est ainsi, chacun peut en référer sans appel à son expérience subjective. Le vieux bramine de Marmontel ne disait-il pas au protecteur de sa fille : « Est-il possible que celui dont la généreuse compassion a sauvé ma fille, et qui adoucit mes derniers moments par les consolations de la piété, ne croie pas au dieu Vischnou et à ses neuf métamorphoses ? »

Le critère proposé par Ritschl demande à être précisé et complété. Lipsius estime à bon droit que la raison théorique a une tâche à remplir vis-à-vis des affirmations religieuses, si l'on ne veut pas qu'elles soient livrées à l'arbitraire le plus complet. Elle doit en premier lieu les ramener à l'expérience dont elles sont issues, leur rapport avec cette expérience devant se légitimer sur le terrain strictement logique. Elle doit, en second lieu, les comparer avec l'expérience du sujet dans son ensemble. « Nous voulons savoir si, et jusqu'à quel point ce que nous admettons sur la foi d'appréciations peut se concilier

avec la vérité reconnue et expérimentée d'autre part. » Par cette méthode, la possibilité est exclue que le contradictoire puisse passer pour réel.

En n'accordant à la connaissance religieuse que la seule catégorie du but, et en l'isolant ainsi dans la sphère téléologique, Ritschl a perdu de vue un fait capital. La valeur des appréciations religieuses repose tout entière sur la supposition de leur réalité objective. Elles n'ont une valeur pour nous que si elles expriment notre position vis-à-vis d'un *état de fait*, ayant une *existence* indépendante. Sans cet état de fait, toutes nos appréciations seraient en l'air. Parmi les disciples de Ritschl, Kaftan a insisté avec force sur ce point, que Wegener, Lipsius, Lotze ont également relevé. « Les propositions, dit Lotze, qui intéressent le plus directement la religion, comme celles qui concernent l'existence de Dieu, la création du monde, la permanence de la vie au-delà de la mort, sont toutes des jugements assertoriques, affirmant un fait particulier, déterminé..... un fait de l'ordre du monde étranger à notre propre nature (1). » Les affirmations religieuses impliquent donc des « jugements d'existence », qui sont des jugements théoriques, placés sous la juridiction de la logique; elles nous conduisent inévitablement au-delà du monde des valeurs, dans le monde des faits, historiques ou suprasensibles. Au fond, tous les jugements que nous portons sont des jugements théoriques, mais tandis que les uns sont basés sur l'observation scientifique, les autres se fondent sur des nécessités d'ordre pratique, auxquelles nous ne saurions nous soustraire sans une véritable abdication. Les jugements théoriques pratiquement motivés

(1) *Gr. der Rel. Ph.* § 2.

appartiennent, quant à leur origine et quant à leur valeur, au domaine de la foi; ils n'en sont pas moins des jugements théoriques en tant qu'ils affirment la réalité de leurs objets.

Si, comme Ritschl, l'on place tout à fait à l'arrière-plan les faits historiques, pour ne les envisager qu'au point de vue de leur valeur pour le sujet religieux, on revient à la religion dans les limites de la raison pure au sens historique du mot. La conscience chrétienne ne se laissera jamais éblouir par cet idéalisme-là. Quant aux objets de l'ordre suprasensible, ils offrent à l'emploi des catégories des difficultés spéciales. Au moins vaut-il la peine d'examiner par quels moyens, et jusqu'à quel point, nous pouvons arriver à les saisir. Le seul fait que l'on pose la question, montre que l'on n'absorbe pas l'existence de l'objet dans la représentation que nous en avons, comme le font Lange et Vaihinger. Nulle part Ritschl n'a abordé le problème du symbolisme. Il s'est contenté de présenter toute connaissance métaphysique de Dieu, non seulement comme une impossibilité, mais comme une impiété. Cependant, dans la 2e édition de son grand ouvrage, il a dû reconnaître que le rapport téléologique de Dieu avec le monde impliquait nécessairement un rapport causal. La polémique exclusive de Ritschl contre la métaphysique se justifie dans une certaine mesure à titre de réaction contre les spéculations de la dogmatique orthodoxe. En poussant à l'extrême cette polémique, il n'a pas manqué de provoquer à son tour, dans le cercle même de ses disciples, une réaction légitime contre sa réaction. C'est ainsi que la pensée religieuse poursuit sa marche oscillatoire à la recherche de la vérité, qui doit se trouver quelque part entre l'agnosticisme de Ritschl et de M. Sabatier, et l'axiome de Spinoza : *Intellectus pars melior nostri.*

Ici se termine notre tâche. La complexité du sujet et le sentiment de notre insuffisance nous ont engagé dès l'abord à nous tenir presque exclusivement dans les limites d'un exposé « désintéressé ». Des difficultés philologiques ayant ajouté aux obstacles de fond des obstacles de forme, nous craignons fort d'avoir passé ça et là à côté, ou au-dessous, de la pensée de Ritschl. On voudra bien mettre ces imperfections à la charge de nos lacunes, plutôt que de les attribuer à un parti-pris ou à un manque de bonne volonté.

TABLE DES MATIÈRES

Pages

Introduction 5

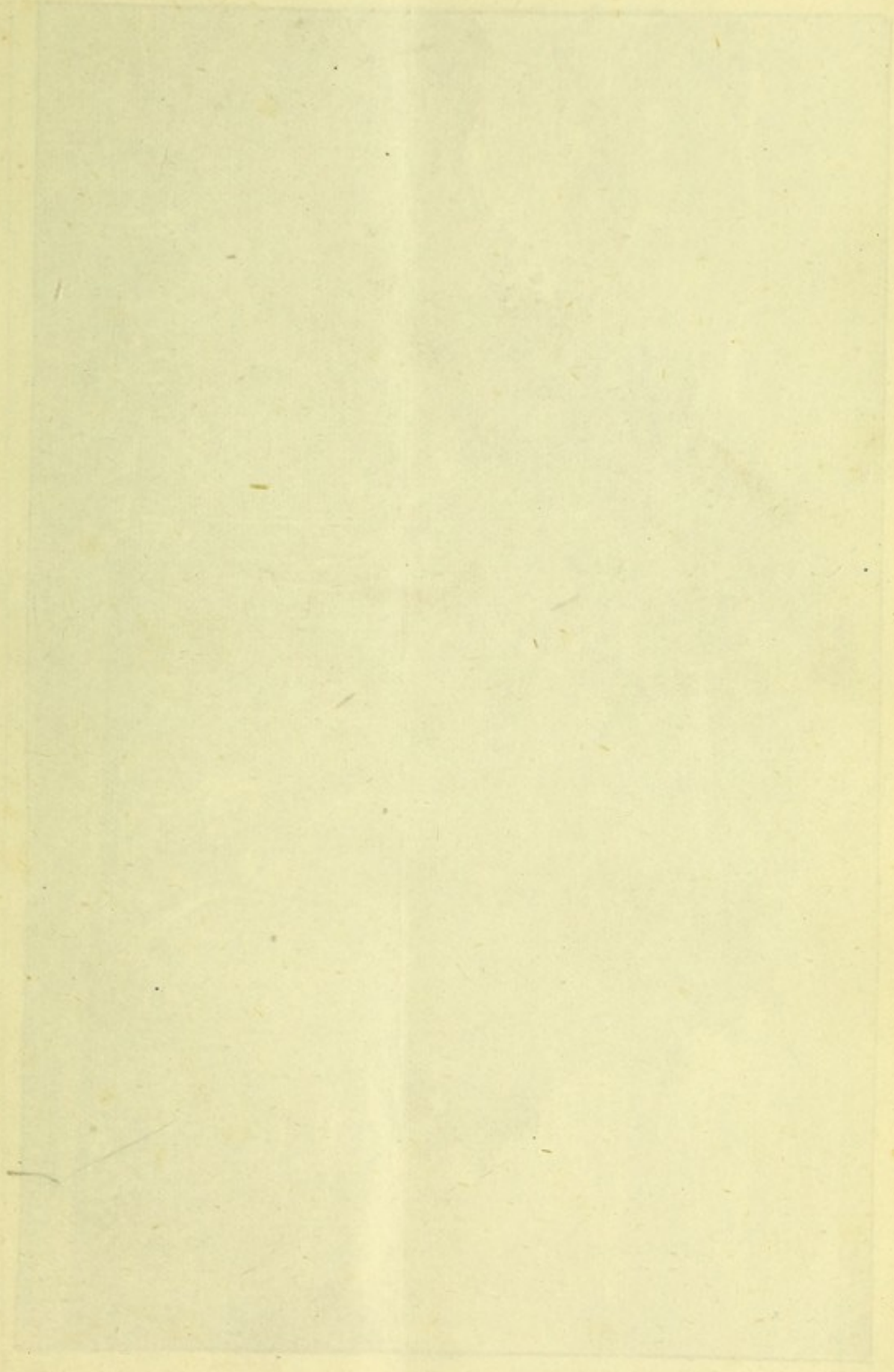
PREMIÈRE PARTIE. — Les origines philosophiques du système de Ritschl.

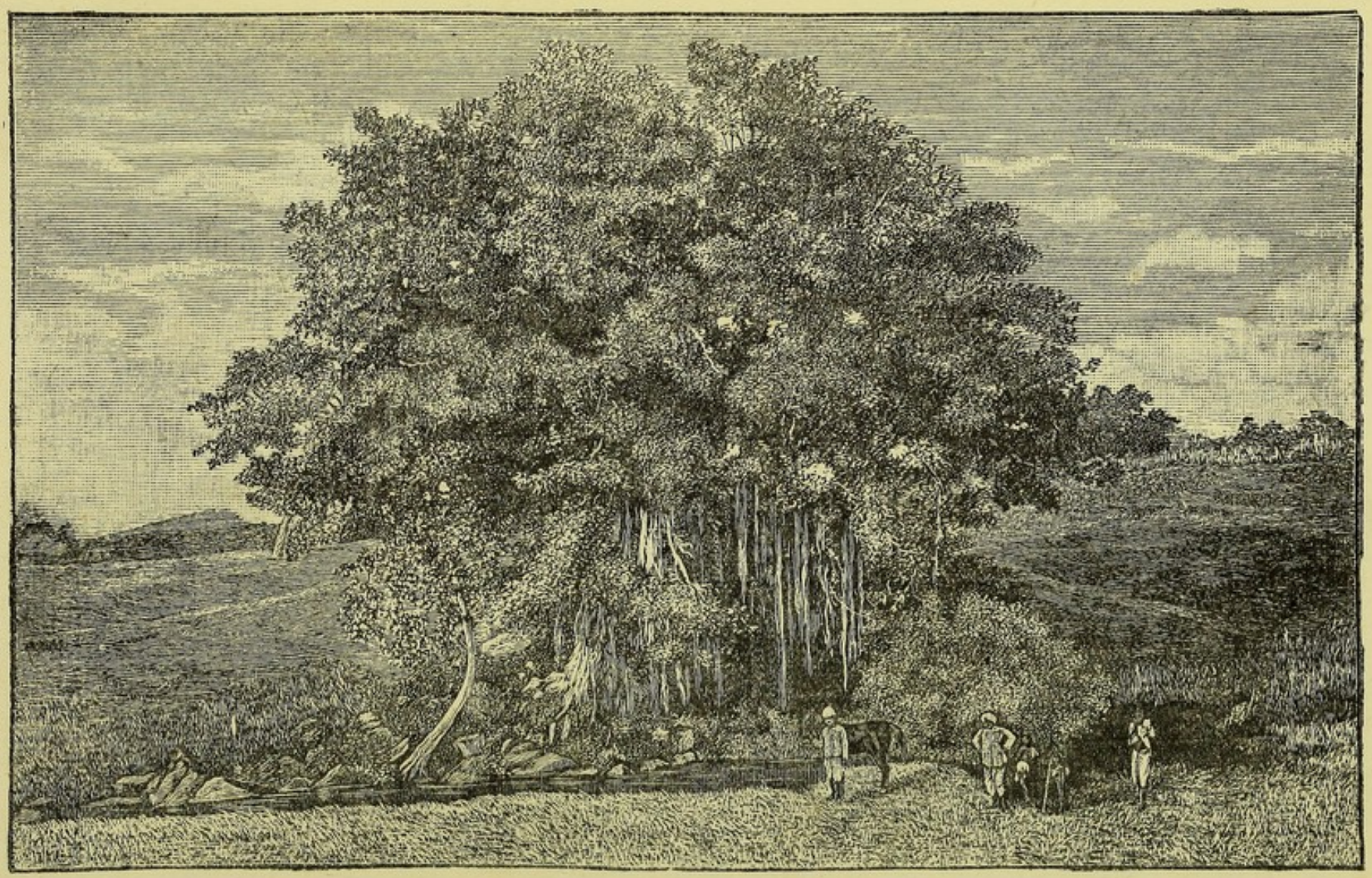
Chapitre I. La théorie de la connaissance de Kant . . . 9
Chapitre II. La théorie de la connaissance de Lotze . . 42

DEUXIÈME PARTIE. — La théologie de Ritschl.

Chapitre I. La théorie de la connaissance de Ritschl . . 85
Chapitre II. La théorie de la connaissance de Ritschl et sa théologie 134

Conclusion 179





BANYAN TREE AT CHAKAI.

THREE MONTHS IN CAMP:

BEING THE DAILY JOURNAL OF A

MEDICAL MISSIONARY ON TOUR

AMONG THE

SANTALS.

BY

JAMES M. MACPHAIL, M. A., M. B., C. M.,
Free Church of Scotland Santal Mission,
Chakai, Bengal.

[*Printed for Private Circulation.*]

PRINTED AT THE SANTAL MISSION PRESS,
POKHURIA, INDIA.

1893.

NOTE.

ALTHOUGH the following pages explain themselves, a word of introduction may not be out of place.

It has often occurred to the writer that mission reports are as a rule less interesting than they might be, through that "deficiency of detail" which is the fault of an under exposed photograph. The statistics, which are of prime interest to the missionary himself and to a limited circle of professional friends, are less likely to create a real interest in the work, especially among friends at home, than an account of the actual daily routine. The object, therefore, in printing this journal has been to furnish a sort of appendix to our ordinary reports, giving a more particular account of at least one department of mission work. If it be objected that such a task should rather have been attempted by some one who had been longer in the field, it may be said in reply that a missionary who is comparatively new to the work is always more impressed with its novel and peculiar features than one to whom they have long ceased to be strange or striking. It must be understood, of course, that any opinions expressed or observations made apply only to that very small corner of the Indian Mission field with which over three years' work have made the writer to some extent familiar.

That this diary contains much that is trivial and common-place is not denied, but it would not be a true picture of the life which it seeks to represent if it did not.

The two illustrations are from photographs taken by Mr. Alexander Thomson, M. A., of the Duff College, Calcutta. One represents a banyan tree, one of the characteristic trees of the district, in the immediate neighbourhood of the Chakai Mission; the other is a group of Santals, who were stopped on their way to a fair, and who are therefore represented as wearing much more apparel than usual. It is but fair to say that in this case, the engraver has lamentably failed to do justice either to the skill of the artist or to the personal appearance of his subjects.

The author's thanks are due to his friend and colleague, the Rev. Andrew Campbell, of Toondee, for his assistance in seeing these pages through the press, and he doubts not that the journal will be welcome to many readers, in India and in the old country, were it only for the fact that it is the work of Mr. Campbell's Santal Mission Press at Pokhuria.

Any trouble which the preparation of this diary has involved will be amply repaid if it proves helpful in giving any one a deeper interest in the work of Christ among the Santals.

J. M. M.

Free Church Mission,
Chakai,
Bengal.

CAMP NUMBER ONE.

BASBOOTEE,
Thursday, 3rd Nov. 1892.

ONCE more, at the beginning of another cold season, I find myself in camp. I have resolved to keep a diary of our camp work and print it for circulation among the friends of our Mission, not that there is any probability of its containing anything which is in itself novel or striking, but simply to give those who may care to have it some account of our daily routine when engaged in what is usually considered the most interesting part of missionary work.

Most of the packing having been done yesterday, the two bullock carts, with tents and other *impedimenta*, started for here early this morning. The bullock carts, or their drivers, are about as sore a trial to the itinerating missionary as the "Commissariat camel" is reputed to be to the British soldier in India, according to Mr. Rudyard Kipling.

'Wot makes the soldier's 'eart to penk, wot makes 'im to perspire?
It isn't standin' up to charge nor lyin' down to fire;
But it's everlastin' waitin' on an everlastin' road
For the Commissariat camel an' 'is commissariat load.'

When I was a year or two younger than I am now and much more sanguine, I fixed two miles an hour as the

proper rate for bullock carts. Well, our two left before 8 a. m. to-day, for a journey of 10 miles to the present camping ground. I gave them 7 hours of a start and then followed on horseback, hoping to find the tents up and everything in order when I arrived. I passed the carts on the road and received them here between 5 and 6 p. m. They had come at the rate of a mile an hour and seemed to be very well pleased with themselves. The drivers seemed to think it was a joke when I asked them where they had slept. However I must admit that they had some nasty rivers to cross. Then it was found that one of the poles of my tent had been left behind, so I can't get settled until to-morrow night. I have got my table set up and am writing under the stars, and shall sleep in one of the two small tents or *pals* used by the servants and evangelists.

We are 10 miles south of Chakai Mission, in the direction of Pachamba which is 20 miles further south. The country is rather bare, compared with Chakai, the most striking feature of the landscape being a banyan tree under whose ample shade we are encamped, and some clumps of palm-trees to the west. There is hardly a prettier sight in India, I think, than a group of tall palm-trees standing out against an evening sky, with the sun setting behind them. We stand high and have a good view of the country. The hills of Chakai are still seen to the north, while due south, 40 miles off, Mount Paresnath stands out very clear and conspicuous, and the Toondee Hills are visible to the south east. It is a new district which I have not visited before and seems interesting.

Our party numbers thirteen—two evangelists (or our senior evangelist and a senior school-boy recently baptised

and now in training), two carters, a postman (the most popular man in camp I think, or any where else in India), 3 servants (cook, bearer, and sweeper), 4 coolies and myself. Last year nearly all the men except myself were prostrated by fever at the beginning of our camp. This year we have started earlier, so it is not so cold at night, but on the other hand the ground is not yet quite dry after the rains, so the risk is equally great, but no one complains as yet. In reading an old paper from *Blackwood* by Captain Speke, on his discovery of Lake Victoria Nyanza, I find that he was struck by the fact that his carriers and servants were very often down with fever after beginning a march. He hazards the explanation, which I am afraid would make a modern pathologist smile, that after a rest the marching stirs up the bile, which suffuses the body, excites the blood, and so causes fever! It certainly is the case that the natives of India are much more liable to be affected with fever on going to a new district than the European, but I suppose it is simply due to the fact that they are so much exposed to cold, wearing little clothing (and that cotton) and lying down to sleep on the ground after a day of long marches or heavy work. Surgeon Parke's experience in the Emin Relief Expedition was that fever and chill were inseparably connected, the one never occurring without the other. I am inclined to think that the same holds good of India. The skin is a most important organ in a tropical country and any interference with its functions, as by chill, is naturally attended with much more serious consequences than would be the case in a temperate climate.

We have finished our evening meal, have had worship, and the men are sitting round their fires, some singing themselves to sleep, and others reading the scriptures to

their companions or teaching them to do it for themselves. I am always struck by the willingness our educated Santals show to teach their less fortunate friends, heathen or Christian. Some of our men sit for hours at night teaching the coolies to read, after the day's work is over. John's Gospel is the favourite text-book.

It is a glorious moonlight night, and were it not for the prospect of a busy day to-morrow, one would feel sorry to turn in.

Friday, 4th Nov. 1892.

Two coolies went off this morning and brought the missing tent-pole, so everything is in proper order to-night.

This morning I had a few patients, 20 in all, and spent the afternoon visiting the villages. We did not find many people as most of them are now busy in the fields, but preached to a few. The answer we got from a couple of old village chiefs was very similar to that of Agrippa to Paul: "With but little persuasion thou wouldst fain make us Christians." They said, what the people often say, that in worshipping stocks and stones and demons they are doing as their fathers have done from time immemorial and as all their neighbours are doing now. They do not see their way to change their religion until a gathering of all the chiefs in Council has settled the matter. We tell them again and again that everyone of us must answer for himself in this matter, but it is very difficult to bring home to the people here any idea of individual responsibility. A recent writer on India has said that the people here live not by principle but by custom and I fear it is truer than most generalisations concerning India are.

This afternoon our preaching party came across two wolves. It was a splendid chance for a shot, as they were quite near and scampered over a wide open space before getting into the cover of the jungle. We much regretted not having a gun. The evangelists begged me to get one before going into camp this year, and although I wrote to a Calcutta agent for one there is no word of it yet. A couple of wolves, if shot, would have paid our camp expenses for a month as the Government reward for wolves is a pretty high one, and we would also have earned the gratitude of the people of the district.

When sitting in my tent to-night I heard a great howling and yelling in the neighbouring villages and at the same time heard my cook exclaim that the moon was being eclipsed. So it was, sure enough. The people say they yell to frighten away the demon who, they suppose, is devouring the moon. It has not had any effect to-night as the eclipse is going on beautifully and will be total in half-an-hour. But I am told that the people get out of the difficulty by saying that if they didn't make a noise the moon would not reappear again as it does. Their yelling seems to act as an emetic upon the demon.

As we are early out this year, riding to the villages is in many cases rough work, as there is still a good deal of water in the rivers and the low rice-fields are full of mud and water. But the country looks much prettier than when the fields are bare. The yellow of the ripe crops and the rich green of the later ones present a fine variety of colour. There are also great stretches of a long grass used for thatching which when covered with dew in the early morning and reflecting the light of the rising sun forms a remarkably striking

and beautiful picture. It is a pity that our visitors as a rule see India when it is least interesting. The climate is certainly delightful in the cold season, but the fields are bare, the rivers dry, and the trees have lost their freshness. In the hot season the jungle is at times one blaze of blossom and in the rains India looks its very best. On a fine day in a break in the monsoon nothing could surpass the blueness of the sky, nor the whiteness of the great masses of cloud, nor the fresh greenness of the sprouting rice. One must see these things to know the beauty of India.

Monday night, 7th Nov. 1892.

On Saturday I left camp for Giridih, to conduct services there and at Pachamba on the Sunday. This distance is about 22 miles. I left here at mid-day and a Mohammedan was calling the faithful to evening prayer from the top of a mosque as I rode into Giridih. It was a fine ride, through country for the most part new to me. Yesterday all the services passed off all right—a Santali service in the collieries at 8-30 a. m., two at Pachamba at 12 and 4, and the English service at Giridih at 5-30 p. m. I had as companion during the entire day the Rev. Mr. Darling from Hazaribagh, which is 70 miles from Pachamba. He is one of the Dublin Mission there. There is a brotherhood of five young men, all fellow-students from Trinity College, Dublin, one of them a doctor, and also two trained nurses. They are connected with the S. P. G. but their mission is supported and directed by a Committee of their own college. They have only been in India since March and have done little except study the vernacular but seen hopeful about their work.

To-day I left Giridih early in the afternoon and got back to camp in the evening, finding everything all right. The post bag contained a bundle of home letters just three months old. They had followed me up to Sylhet in September and not finding me there have been wandering over the country looking for me. They are travel-stained with post-marks, some of them places I never heard of before. A note from Chakai reports all well there. An old Mohammedan upon whom I operated for cataract the day I left is doing well. The Mohammedan cases give most anxiety; for some reason or other they make the worst surgical subjects, the Santals being the best and the Hindoos coming next.

Tuesday, 8th Nov. 1892.

The first bit of work this morning was to get my mail ready and despatched to Chakai. Then patients, of whom I had 21 new ones, kept me employed till mid-day. The afternoon was spent in visiting 3 villages, a round of about 10 miles. We did not meet with many people but had a small meeting in each village, and got back to camp at 6 p. m. as it was getting dark. The sun sets now shortly after 5, giving us a short working day and a long quiet evening.

Wednesday, 9th Nov. 1892.

29 new cases to-day. The Hindoos come with all sorts of trivial complaints; there hardly seems to be a man among them thoroughly sound in wind and limb. But when I meet a Santal in the crowd I know it is something serious and make up my mind for "a good case" as we used to say in our student days. A Santal must

be really ill before he or his friends put themselves about to get medicine. Too often they do not make up their minds about it until the case has become hopeless. In the afternoon visited 3 villages; in the first had a good meeting, in the second found nobody, in the third came upon the village chief, slightly drunk, selling tusser silk cocoons to some Hindu traders. He only got a few pice for them, which he gave, along with a big black bottle, to a young man, telling him to go and fetch liquor at once. I got hold of the bottle and kept it in my possession until they had listened to all we had to say to them, and then the old man promised to send for no more liquor. The people say they can get drunk here for two pice (equal to a half penny), and they drink just to get drunk. They can ill afford even that sum as 8 pice (two pence) is a good day's pay.

The event of the evening, which is also the event of the week, has been the arrival of the home mail of October 20th, the anniversary of my last Sunday in Scotland, three years ago.

Thursday, 10th Nov. 1892.

Fewer patients this morning—16 new cases, so spent a long afternoon visiting 5 villages. The first two were empty but we found the people of the one at work at the threshing floor, and of the other harvesting in the rice fields. We had a talk with them there. It was hot, for we had just to "beek fornent the sun" instead of sitting in the cool shade of the village street or under the thatch of the village temple. Harvesters at home would not care to have their work interrupted by an evangelistic meeting, but we can take greater liberties here without fear of

offence. The people are not so much pressed for time and are always glad to sit and have a talk. In the third village not a man was to be found, and the women, as is nearly always the case in these circumstances, refused to appear. In the last two villages we had meetings. I notice that our evangelists, in giving in reports of their meetings, just give the number of *men* who attended, leaving out the women as of no account. If the same system were followed in connection with many mission meetings at home it would yield very meagre returns. The Santals, for heathen, are fairly good to their wives, but the village women never seem to dream that they can have anything to do with religion. One great blessing is that they leave the drinking likewise to the men. I have not seen a drunk woman since I left Glasgow.

In the evening we had our first magic lantern meeting, to which we have been inviting the villagers for the last few days. The screen was hung from the branches of the banyan tree under which we are encamped and the lantern placed on the top of a kerosene oil box which again was set up on my camp table. This lantern, the gift of Partick Free High Sabbath Schools, has been of great use in connection which our Evangelistic work. To-night we had a good crowd and they listened well to the story of the life of Christ. At the close the people told me the rent-collector or big man of the neighbouring village was coming, and he turned up just as I was packing up the things. As he had several bright-looking children with him I could not send them away disappointed, so began again. Others came trooping in all the time and as most of those who had been present from the beginning stayed on, the second meeting was much larger than the first. In this land where clocks and watches are unknown it is difficult to

fix a definite time. We usually ask the people to come "at sunset" or "when the kye come home." When we had finished the people pressed me to fix a night for another meeting to which the Hindoos said they would bring their women, but as our movements are a little uncertain I was sorry I couldn't make an engagement. As our chief evangelist has been summoned back to Chakai by the illness of his son we were short-handed to-night. Every thing had to be explained both in Hindi and Santali to the mixed crowd, and I had to do the lecturing in Santali in addition to working the lantern. It is a curious thing that the people here seem inclined to laugh at the sight of suffering. A few days ago, when I was visiting a village, all who had any sick friends brought them out and put them down before me in the street, and the sight of so many invalids gathered together in one place seemed to strike the crowd as irresistibly funny. But when this occurs in connection with the life of our Saviour the effect is horrible. Still they have not the slightest intention of being irreverent and listen most attentively to what is said. I never saw an audience at home more affected by the story of the death of Christ than are the people here, and what I noticed particularly to-night was the amount of sympathy expressed for Mary at the foot of the cross when we explained to the people that she was the mother of Jesus.

A number of the people stayed behind and attended our evening worship, not entering the tent but sitting round the door. Truly many of these poor people, with all their ignorance and superstition, seem at times to be " not far from the kingdom of God"—much nearer, perhaps, than many of their fellows who enjoy greater privileges and make greater pretensions.

Chakai Mission, Friday, 11th Nov. 1892.

Home again for a couple of days. This morning visited 3 villages, completing the list of Santal villages within easy reach of the present camp. Had meetings in all. We came across a lead-mine which had been worked for a short time and then given up. Probably they were looking for gold as well as lead, for a craze for gold mining in this district set in a year ago. The chimney-stalk and brick buildings looked very much out of place in the jungle.

In the evening I rode back to Chakai. The men are to strike camp to-morrow morning and make for "fresh woods and pastures new," and it was always a weakness of mine to keep clear of "flittings." Then I had some cases requiring operation among my patients and agreed to come in and meet them here. I have also some business to attend to at head-quarters and after conducting services on Sunday hope to rejoin camp on Monday.

In passing through Chakai bazar, which is four miles from the mission, I was startled by a "Good evening, Sir" from a native squatting at his door. It is always an event to hear English spoken here and it is very uncommon to hear a native who only knows a little of it use the expression "Good evening." It is usually "Good morning" even at 10 o'clock at night. They seem to consider it an equivalent of the *Salam*—a salutation suitable for any time or place. I remember one of our Livingstonia missionaries telling me that the expression "Good morning, Sah" meets one everywhere from the mouths of the Zambesi right up to Lake Nyassa.

A short distance from here I came across an encampment of *Birhors*, a gipsy tribe closely allied to the Santals and speaking practically the same language. Some time ago a friend in Glasgow wrote to me saying that he had

read in Tylor's *Primitive Culture* that the custom of marriage by capture prevailed among the Santals of Bengal, and asking me if it was still the case. On making enquiry I found that it is of these Birhors that the statement holds true. The marriage ceremony consists in the bride running away into the jungle and the bridegroom running after and capturing her. But it appears that the young man who wishes to enter upon the state of matrimony has not only first to catch his bride, but also to get her permission to be her "follower" in the most literal sense of the term. These people make a living by doing all sorts of rope work and selling it. They called out to me as I was riding past tonight that they could give me a young monkey. I got a monkey from them two years ago, but she hanged herself when I was out in camp last winter. *Birhor* in Santali means " a wild man of the woods", and some people would say that for the Santals to call other pecple by that name is very much like Satan reproving sin. The Santals sometimes apply the term as a nickname to one of their own number who spends most of his time knocking about the jungle. The Birhors live entirely in the open and the men are fine stalwart fellows, while the women are in many cases positively handsome with a remarkably erect carriage and strapping appearance generally.

I found everything in good order here, but a great many of our people, including the medical assistant and his family, are down with fever, so that my visit has been well timed. One of my boys, the cook, came in last night and had a cup of tea ready for me after my ride. What a blessing a cup of tea is in this thirsty land ! I have had absolutely no experience of the stimulating effects of wine, beer or spirits, in sickness or in health, but I am prepared to back a good cup of tea against any of them.

CAMP NUMBER TWO.

JOBORDAH-PIPRA,

Monday night, 14th Nov. 1892.

THIS has been a tiring day. Busy most of the day at the mission. Medical assistant ill and 30 patients to be attended to. Diagnosing and prescribing are no doubt the most responsible parts of medical work, but dispensing drugs and dressing sores are more laborious and take more time. What I regret most is that I had to send away two cataract cases. I would have operated without assistance, as I have often had to do, but could not have left them in the charge of a man who was ill. However, they said they would come back again.

It was late before I could start for camp, and half of the way, a distance about 16 miles in all, had to be done in the dark, over rice fields, across rivers and through jungle. My mare was inclined to rebel at times and I could not blame her. I wonder how our men can find their way in this roadless country even by day but above all by night; but they do it and are seldom beat. The camp fires were at last a welcome sight, but we find that two coolies who left four hours before us with luggage, including bedding and a number of things "which no family should be without," have not arrived. There is not much chance of their turning up now, so we must just make the best of it and "if we can't be aisy be as aisy as we can."

I noticed a good many fields being prepared for opium cultivation as I came along. It is a cold weather crop. I did not realise that it was so extensively grown in this district, but of course we are just on the borders of the great opium growing province of India.

Can't say yet what kind of place our new camp is. The surroundings at least, are "real Santal country" which means jungle, and a big tree of some kind overshadows the tents.

Tuesday, 15th Nov. 1892.

The coolies turned up this morning—smiling of course Their story was that owing to the weight of their loads they had made slow progress, and being overtaken by night were a afraid to proceed through the jungle in case they should lose or break some of the things. The Santals have a very provoking way of smiling all over at times when you would like to be angry with them. Then there is no language, I believe, in which scolding is more difficult than in Santali. In Hindi you can tell a man to "Go" in one syllable, as in English, but in Santali you can't do it properly under four. In fact when the Santals take to abusing each other they have to drop their own language and take to Bengali or Hindi. There is no difficulty then.

Morning light showed that our new camp is prettily situated. We have not got such an extensive view as we had from Bãsbootee, neither the Chakai nor the Toondee hills being now in sight, but there is a greater variety in our immediate surroundings. A number of Santal villages cluster round us, and beyond that on every side, as far as the eye can reach, except where the dim outline of Pares-

nath appears to the south, is jungle, mainly of *sal* trees, called *sarjom* by the Santals who hold them sacred and make their food plates from their leaves. We are again under a banyan tree, not so large as the last one, but of better proportions. In fixing a site for a camp, the two main points to be attended to are, to have a supply of good water near at hand, and some large trees to shelter horses and bullocks from sun and dew.

Had 15 patients in the morning and visited two villages, having a good meeting in the second.

This evening I have been doing some tailoring. At Chakai there is always somebody at hand, some servant's or mission agent's wife who has been trained at Pachamba, to do any "mending", but I quite enjoy having to do it myself when in camp, and the thorny bushes in the jungle keep up a good supply of it. Sorry I can't darn.

Wednesday, 16th Nov. 1892.

Our evangelist who had to go home last week on account of the illness of his son has asked leave again for a day or two because, as he says, "a new friend has come", which means, in Santal lingo, that a child has been born to him. When a Santal tells you this bit of news the proper thing to do is to ask "Does it carry on the head or on the shoulder?" which, being interpreted, means "Is it a girl or a boy?" It would be much too straight-forward and commonplace for a Santal to put the question in the latter form. Here the women carry their burdens on their heads,—it is good calisthenic exercise, giving then a fine, erect carriage fit for a queen,—while the men suspend theirs from the ends of a pole carried on the shoulder.

Visited five villages to-day, with the apprentice evangelist. It took us through rough but very pretty country. In trying to ride across a rice field in one place I got into a mess. The rice was still standing in the field, hiding the nature of the ground. When almost over my horse floundered into a bog, sinking up to the saddle-girths. Thinking we would have a better chance if we parted company I scrambled off the saddle and up the bank. We rescued the horse with some difficulty and then fished out the stirrups which had been left behind. We washed the horse in a small pond, but it is not so easy to put me to rights as I am 30 miles from my *dhobi* (washerman). I was bespattered with mud from head to foot. The mare seemed to think it was my fault for just as I was about to remount she landed me a most vicious kick, which I got right on the thigh. It was very painful at the time but has done no harm.

I remember getting into the very same kind of scrape when camping two years ago, but then I fared worse than to-day for in the struggle I slipped over the horse's hind-quarters right into the bog.

When I got back to the tent this evening, and before I had time to wash or change, as luck would have it, I had a distinguished visitor. A baboo, gorgeously arrayed in green silk, lined and trimmed with red, rode up to my door with a small retinue. He introduced himself as the son of our Maharajah's Dewan (or Prime Minister) and proprietor of the land here. He said he had called to pay his respects, but at the same time asked me to prescribe for himself and two servants. Strange to say, he declined to take my medicine, saying that it was "for the poor", and that he would order it from his chemist. Perhaps he

thought the medicine we give to the poor is of inferior quality, but more probably he was afraid I would give the drug in water which would involve caste difficulties. As a matter of fact I was going to give him it in powders, and if any of my professional brethren would like to know I may say that it was Santonine. He asked for the poor's medicine for his two servants.

To-night the home mail has come in, with my usual weekly letter and a fine budget of papers.

Thursday, 17th Nov. 1892.

Visited four villages to-day. The name of one, Bhalkudar, reminded me of Balquhidder, and there were plenty of "braes" about it too. In two villages we had fairly good meetings with the people; at a third we found the old chief and some young men at work at the threshing floor, and spoke to them there; at the fourth, a solitary man was sitting in a hole in the ground, weaving cotton cloth. Almost every Santal village grows cotton and a very pretty crop it is when in flower. The country-made cloth is much stronger and warmer than the cheap Manchester article which is driving it out of the market. This man said that by working all day he could make 2 yards of cloth and that he would sell it at 2*d.* a yard. The cotton, however, was bad and always breaking; with good cotton he could get through more work.

We have had another magic lantern meeting this evening. The crowd was composed almost entirely of Santals so that only one language had to be used. People came trooping in as we were closing and as many of them carried torches we could see them still coming from afar. Some

of them had come a considerable distance, so we showed the slides rapidly again for their benefit and sent every body away happy.

I find that Dr. Dyer was in camp here five years ago, and his magic lantern meetings are still remembered.

Friday, 18th Nov. 1892.

The remaining villages in this circle are further away, and it took us the whole afternoon, form 12 o'clock till sunset, to visit three to-day. In the first we found a poor helpless invalid lying by himself, a mass of sores. He said he had been ill for 10 years, but very ill since the year when the rivers were in high flood. This was probably 1888, as I have often heard the people speaking of the floods of that year. For a year or two he has not been able either to stand or sit up. He begged for medicine, but as nothing short of a prolonged course of hospital treatment and perhaps the amputation of both legs would do him any good, I can do nothing for him. It seems to me that surely something might be done in India for the relief of other incurables besides lepers, for the blind, of whom at last Census there were 456,000, and the insane, especially. Dangerous lunatics can be confined; others sink or swim. It is hard to believe the heartlessness of the people here towards the helpless who are not closely related to them. I once visited a village in Toondee with Mr. Campbell, where he knew that an imbecile lad had lived with his mother. He asked the people where the mother was. "She is dead," they said. "And what has become of the son?" "What *was* to become of him? Who was there to give him his food," they replied. He had been allowed to starve to death. The lad we saw

to-day said his mother fed him, but, he asked piteously, when she dies what am I to do? He listened very eagerly when we told him of Christ and His power to save, and said he would be glad to worship our God if he only knew how. I am making preparations for building a hospital,—100,000 bricks are being made at Chakai just now,—and it is to be hoped that this time next year will find me better prepared to treat cases like this poor fellow's. In the second village we found a few men, but the third was empty of men and women alike. It is not very inspiriting work, visiting deserted villages, but I never grudge the time thus spent. The people when they come home find that we have been there and are pleased to know that they are not forgotten.

We came across some magnificent trees, among them one of the finest banyans I have ever seen, for this district is well wooded.

Some people came this evening asking for another magic lantern exhibition, so we are to have it to-morrow night.

Saturday, 19th Nov. 1892.

Have had few patients for the last few days as we are away among the Santals, who are, from a professional point of view, a provokingly healthy people. However I have to record, with a combined feeling of thankfulness on my own behalf and of sympathy with the less fortunate, that since I took charge of Chakai station 2½ years ago I am the only man about the place who has never been a day off duty through sicknees. The climate seems to suit me better than the natives! Had a dozen patients this morning, mostly Hindoos.

From 12 o'clock till dark we were out in the villages. Four visited; had a meeting in the first; in the second found nobody, and had small meetings in the other two. After leaving the last village, and when crossing a river with steep banks which separates the districts (or counties) of Hazaribagh and Monghyr, I suddenly found myself projected over my horse's head and rolling in the sand and water. We had got into a quicksand, and as the horse's forelegs went in first I went on a little further before stopping. It was probably the best way of getting us both out with the least trouble, although somewhat unceremonious. I got to firm footing with some difficulty and for a few seconds my horse looked as if she was going to disappear as completely as "a snowflake in the river." But a boy who was with me got hold of the bridle and brought her ashore while I was extricating myself. It was cold riding home after sunset, wet to the skin, but I am all right now. This is a fine country for getting about in. You can ride across country anywhere without a hedge, dyke, or barbed-wire fence to obstruct you; you can trespass to your heart's content without being prosecuted: you need not keep off the grass unless you please, and any number of dogs are allowed. But I admit the rivers *are* a difficulty. They are often impassable in the rains, and I have had to spend two nights in a cowshed on a river bank from which I could see the smoke rising each meal time from the kitchen of a colleague's bungalow on the other side. Then the banks are always steep and these quicksands are treacherous. In the hot weather and the rains, too, horses when crossing rivers have a habit of lying down and having a roll at the deepest parts, which is very inconvenient. People in civilised conutries seldom think of thanking God for their roads and bridges, but after living here for a while without them we would look upon

them as among the highest blessings of modern civilisation. It is to be feared, however, that good roads will never help us much in our work among the Santals, for when a district becomes civilised the Santals in it retreat further into the jungle.

I had to run the magic lantern exhibition to-night in my sleeping suit, but as my audience was not a very fashionable one no objcetions were raised, not even by the ladies. We haven't roads and bridges, it is true, but we can dress as we like,—or undress,—and that is one comfort. We had a quiet, attentive audience, Santals and Hindoos, and now we are looking forward to a Day of Rest.

Sunday, 20th Nov. 1892.

Sunday in camp is a quiet, refreshing day. We do not go out to the villages, and while not turning any one away who really needs help, we let the people know that we would prefer them not to come on that day for medicine if another day would suit them as well. As a rule they respect our wishes. Living among heathen and seeing the work going on all around for seven days in the week, one feels that it would be worth while being a Christian if it were only for the sake of the Sabbath.

Had service twice with the men in my tent. At midday service the cook started the Hundredth Psalm with a Ccmmon Metre tune—*Evan,* I believe. I may say, with apologies to Tennyson, that " from out this bourne of time and place *this tune* did bear me far," for it carried me back to a Sabbath evening service in Sliddery School-house in Arran over eight years ago, in August 1884, at which a young fisherman who was acting as precentor made the

same mistake. I did to-day what I could not have done then for my weight in gold—I came to the rescue. In this part of the world we know only three Psalm tunes,—one Long Metre, the *Old Hundred*; one Common Metre, *Evan*; and one Short Metre, whose name I don't know. The late Dr. Inglis, in one of his books, says *Coleshill* became very popular with the New Hebrideans, and I mean to teach it to the Santals some day, as I think it would suit them. One of our difficulties in singing is that we get lower and lower each verse and often have to stop before we get to the end of a hymn as we can get no lower. An instrument would be useful. We have a number of well-known hymn tunes, including one or two of Sankey's; and we sing one of my favourite hymns to the tune of "Scots Wha Hae."

Monday, 21st Nov. 1892.

This morning on looking over some of my things I found that white ants had invaded my tent. They had eaten their way right through my velvet-lined case of tooth-forceps, but beyond that have done little damage. They are a pest; tin or iron boxes are the only things that defy them and are the best kind of luggage for India.

Had about a dozen patients in the morning, including one of our own men who is down with fever and dysentery. We call it dysentery at least, but it would probably be more correct to describe it as gastro-intestinal catarrh. He is better to-night. We have been remarkably free from sickness in camp, but reports are still to the effect that nearly everybody at Chakai has fever. The work here suffers a good deal from the fact that when a woman is ill no one but her husband is considered to be a proper

nurse for her. At present one or two of our men are always away on leave, nursing their wives at home. To make sure of keeping camp work in full swing one would require to take about twice the number of men actually required. Young, unmarried men are the best for camp; they are not always on the outlook for an excuse to go home to see their wives.

Were out the whole afternoon. Visited one village at a distance and on our way back revisited two villages where formerly we had met nobody. Were more fortunate to-day and had some good meetings. In one village I found an example of a kind of deformity painfully common in India. A woman in an epileptic fit had fallen into the fire. Her left arm was badly burnt, and through want of proper treatment the hand had become folded right down upon the forearm, so that the two had become united, forming an ugly, useless stump for which nothing can be done. She did not seem to be so very much distressed, for her right hand had escaped with only a few injuries, and *she could eat.*

Tuesday, 22nd Nov. 1892.

Have been out all day in the villages. In the morning re-visited three villages. Most of the people were away to a fair or some kind of festival in a Hindoo village 6 miles from here, but we found a few people in each village. In one house, found three out of a family of five down with high fever, one of them delirious. The afternoon was occupied in visiting the last and most distant village on our present list. The people were very hearty. We found one family here, too, wth three fever patients. The mother, who has had a long-continued attack

of fever,—since the rice-planting, she said, which means July or August,—told me she had spent all her money or "broken all her rupees" on the *ojhas* or native physicians, and had sacrificed fowls and goats to her gods, without avail. They eagerly accepted an offer of drugs, and the husband is to come for them to-morrow morning. I am sorry I shall not be able to await the result, to see if our drugs prove more efficacious than the native drugs and sacrifices, for we hope to shift camp some time to-morrow. But to get the full effect of quinine, its administration has to be carefully regulated according to the periodicity of the fever, and it is impossible to do this unless the patient is at hand.

We have visited 26 villages from this camp, and revisited some of them. Most of the people say they have never heard the gospel before, but this statement is not to be trusted as they soon forget what they hear.

Saron; Wednesday, 23rd Nov. 1892.

We struck tents this morning and are on our way to a new district. We find we can't reach it till to-morrow, so we are spending the night here. We are not putting up my tent, so I am "dining out" to-night, under the stars.

Moving camp has always an element of sadness about it. We have to move on just as the people are getting over their fear of us. However little encouragement they may give us when we are with them, they always seem sorry to see us go.

As two of our principal men are off duty I have taken my full share of the 'flitting' this time. People will turn

up for medicine after the packing has begun, and it is a very common thing to have to unpack the tooth-forceps again. The dental patient often does not "screw his courage to the sticking place" till the last moment. This was the case to-day, and as we moved on to the next part of our campaign we left two large molars on the field of Jobordah-Pipra.

I well remember the place of to-night's encampment, for it was here that our camp was flooded by a thunder-storm two years ago and my tent blown over. It narrowly escaped being destroyed altogether, for the kerosene oil in the lantern caught fire while I was lying beneath the ruins unable to move. My men quickly came to the rescue however, and stamped out the fire with their bare feet. It is a Hindoo village, about the most wretched, poverty-stricken, disease-smitten place I know. I wonder what our Queen would think of some of her Indian subjects if she only saw them.

CAMP NUMBER THREE.

CHANDADIH,
Thursday, 24th Nov. 1892.

WE moved from Saron and came here this morning, visiting one or two villages on the way. Our new camp is well situated. Visitors to Chakai are always struck with the prospect from the roof of the mission bungalow, looking to the west, especially at sunset. There is a great stretch of undulating country, dotted with villages, trees and clumps of bamboo, with a background of bolder hills on the horizon. We are encamped on the summit of one of these undulations, with a splendid view of the hills, which we hope to cross after a few days' work here. We are on the outskirts of a big Santal village, and I have got the names of 22 more villages in the neighbourhood. The last district we visited was 10 to 20 miles south of Chakai. We have now worked round to a position about the same distance to the west. As Chakai is just on the borders of Monghyr, at a place where several districts meet, our itineration takes us into various districts, —Hazaribagh (Giridih Sub-division), in which we are now, the Banka sub-division of Bhagulpur, and the Deoghur sub-division of the Santal Pargannas. Our last two camps were in Monghyr.

When shifting camp or moving rapidly, I live mainly on the native food, rice and *dal*, and enjoy it. If I were condemned to live on one kind of food all my life and were allowed to choose what it should be, I think I would select the national dish of Bengal, rice and *dal*. It is

theoretically a perfect diet, containing all the necessary elements of human food in proper proportions; then it is digestible, and, thirdly, it is cheap. I feed my hospital patients, and feed them well, on rice and *dal*, on a penny a day. I am not disloyal to porridge, but in India it is a delicacy, the oatmeal being imported in small tins. In a classification based upon diet, the *Genus* Anglo-Indian would consist of three *Species*, Beef-eaters, Mutton-eaters, and Fowl-eaters. Those who live in the large towns, with a good bazar, constitute the first species. Then in smaller European stations, it is the common custom to unite in forming a "Mutton Club," while those of us who lead a solitary life in the jungle live on the humble fowl, and have every reason, in my opinion, to be content with our lot. But it is enough to make a man turn vegetarian to think of the number of lives that are sacrificed on his behalf in the course of a year. My cook has the settled conviction that a *sahib* can't live on less than three fowls a day, but as part of every fowl killed goes to himself or his friends I am afraid his culinary zeal is not altogether disinterested. It must be remembered, too, that the Indian fowl is only a poor relation—a very poor relation—of his friend at home, nor is he improved by the *post-mortem* process, almost universally used by Indian cooks, of being dipped in boiling water before being plucked. But this is a very worldly digression.

To-night the home mail of Nov. 3rd has arrived. A melancholy interest attaches to this week's mail throughout India from the fact that it brings the full particulars of the loss of the *Roumania*. I have got a splendid budget and am celebrating a kind of family re-union in my tent to-night, as two of my brothers as well as my mother have written by this mail.

Friday, 25th Nov. 1892.

Visited 4 villages and held meetings in two of them. In the first it made my blood boil to find Brahmin money-leaders reaping the poor people's rice—whole fields of it, in payment of debt. In the hard and hungry time, before harvest, the money lenders make advances to be repaid by their getting so much of the crop. The people in this village told me they had got a loan for three months at the rate of 50% interest, or 200 per cent. per annum, but I have known cases where 300 per cent was regularly charged. The money-lender is the curse of this country. The simple-minded, ignorant Santals fall an easy prey to his clutches, and, however extortionate the rate of interest may be, the pound of flesh is exacted with merciless severity, with the aid, if need be, of a British court of justice! In a great many cases, the principal is but a trifle compared with the accumulated interest; the former may be hundreds, the latter thousands. The only hope of the Santal lies in Christianity, which, with the education which accompanies it, and for which the Santal cares nothing until he is a Christian, makes him a match for the wily Hindoo. At the same time it must be confessed that some of our Christian Santals unless carefully watched, are very liable to get into debt, and I have known a well-educated Eurasian gentleman of high character borrow money at 120 per cent. to celebrate his son's marriage.

Saturday, 26th Nov. 1892.

Visited two villages to-day. In the first I was again sorry to find the money-lenders reaping the harvest in the fields. On inquiry I was told they were taking the entire crops in payment of interest alone, leaving the prin-

cipal untouched. Probably, in such a good investment, the money-lenders would be sorry to have the original loan repaid them. As the people had to sit idle while their crops were being reaped they were at leisure to listen to the preaching, and we had a good audience of about 50 men, women, and children in the village street. In the second village, too, we had a good meeting of between 30 and 40 people.

Magic lantern in the evening. The people of the nearest and largest village told us plainly that they would not come, as they were afraid of us; they were sure we had some evil designs upon them. So we had a small meeting but a very attentive one.

Monday, 28th Nov. 1892.

After a quiet Sunday, we resumed the visitation of the villages, and held meetings in four. In the first, the only man left in the village was a leper, without an entire finger or toe; most of them quite gone, and of the others only stumps remained. He said he felt no pain, for his hands and feet were "just like wood." My limited experience of leprosy would tend to strengthen the belief that it is not contagious, but I cannot speak with authority upon such a controverted subject. Among the Santals who live huddled together in small unventilated huts, any contagious disease is apt to spread very quickly, but although the lepers are not segregated in any way, they are not found in family groups but only as isolated cases. This man has been living for years with his wife and son, neither of whom shew any trace of the disease, and he said that neither of his parents nor any of his friends had suffered. In one case, however, a father and son came to me for medicine, both lepers.

The people in this neighbourbood, which we have never visited before, seem to be very much afraid of us. When I appear in a village, the women sometimes run as if I were a man-eating tiger. If I had small-pox or cholera, they would not be any more alarmed; in fact they would be less afraid of these plagues. It is not pleasant to find oneself an object not merely of suspicion but of terror to one's neighbours, but it is one of the things we have just to put up with. Meanwhile my name migt be called Magor-missabib,—terror on every side.

Tuesday, 29th Nov. 1892.

Visited 5 villages to-day, finding few people as there was a weekly fair or market in a neighbouring village, but doing some work in each. In one village, there was a school of four boys, bright, smart-looking little chaps, and I taught them the first Commandment.

Nearly every time we enter a new district I am tempted to declare it is the prettiest I have seen in Santalia, a tribute, I suppose, at once to the beauty and variety of our scenery. The wooded hills with all their autumn tints, and the light and shade in the valleys looked very fine to-day. We are having beautiful moonlight nights again, which helps us in our work as we do not require to hurry home at sunset.

Wednesday, 30th Nov. 1892.

The end of the month brings a squaring of accounts and payment of men, and an estimate of the cost of camp work may be of interest to some body. We hire an extra bullock-cart at Rs. 10 per month, which includes

cart, driver and a pair of bullocks; also three coolies at Rs. 4½ a month, which comes to Rs. 13½. The Evangelists get no extra allowances for camp work, not even for food, as their salaries (only Rs. 8 per month at the highest) are meant to include every thing; but the carter and post-man, whose wages are just Rs.4 per month, get four annas weekly for food when in camp, or Rs. 2 per month for both. Then earthern cooking pots are required for each new camp, and when far from jungle we have to buy fire wood,—all of which is covered by Re. 1 a month. To this must be added the cost of the blankets supplied to the men. They cost from Re. 1 to Rs. 1½ each, but as some of them last two seasons or more, it brings the monthly cost to just about Rs. 30 a month, less than £2 sterling. I do not think touring could be done more cheaply anywhere. Sometimes, when I wish to travel quickly, leaving the tent at home and living mainly under trees, the bill comes to less than Rs. 10 a month. It is the big tent which makes both an extra cart and coolies necessary. The above, of course, is just our extra expenditure over and above our ordinary Mission expenses. It does not include the salaries of our regular mission agents, nor the up-keep of a bullock cart which is mission property.

This is St. Andrew's Day, a red letter day in the Indian Calendar. But I would have less respect than I have for Saint Andrew if I believed that a knowledge of the amount of whisky consumed to his pious memory to-night afforded him any gratification. It is an indication, however, of the prominent place held by Scotsmen in India, that the St. Andrew's Dinner in Calcutta is one of the events of the year, often made memorable by the speeches delivered by distinguished guests. It was the occasion of one of Lord Dufferin's famous speeches.

Visited 4 villages to-day in a different direction from those we went to yesterday, and had good encouraging meetings in three of them. Some people came to-day asking to see the Magic Lantern. They have heard glowing accounts of it from the few who came on Saturday, and find that no harm befell them at our hands. We fixed to-morrow night for the meeting. To-night the home mail of Nov. 10th came in.

Thursday, 1st Dec. 1892.

Among my patients this morning was a buffalo, which I declined to treat as I make no profession of veterinary skill. Besides, the treatment of such a substantial invalid would be a serious demand upon my already too limited stock of drugs. I sometimes think that a veterinary surgeon would have a larger practice among the Santals than one who only deals with human ills. A buffalo costs two or three times as much as a wife and is more difficult to replace. Men who would have allowed their wives to die within a stone's throw of the mission, without seeking my help, have come and begged me to treat their cattle. The people here have been slow to come for medicine, but the number is increasing daily, and this morning the people of Chandadih had so far got over their fears that they asked me to visit one or two patients, too ill to come to the tent, in their own homes. I was very glad to go, for the best audiences I ever get in the villages are those who crowd the court yard when I visit the sick. The patient, as a rule, does not lie in the house but basks in the sun in the little courtyard which nearly always separates a Santal house from the village street. Into this the friends and neighbours crowd, especially if there is an operation in prospect.

Visited three villages. In only one did we find the people at home, but we spoke to the people of the other two in the harvest field and at the threshing floor, where they were at work. It is a pleasant sight to watch the villagers in the evening carrying home their sheaves. Carts are not used, for few of the people can afford to keep one and the crop is too scanty to require one. The pity is that so much of the harvest goes to the money-lender instead of the cultivator. The people of this district tell me that the money-lenders in Chakai have a good reputation, as they charge only 25 per cent. per annum, which is certainly very moderate for this country.

The Magic Lantern meeting to-night was attended by a large crowd, composed entirely of Santals and containing, I was glad to see, a large proportion of women and children, many of them with babies in their arms—or astride their waists, to be more correct. When the first pictures were being shown some Santals in the crowd declared that the babe worshipped by the shepherds of Bethlehem was different from the one to whom the wise men from the east were offering gifts, although I could not see any difference myself. The evangelist who was lecturing, with more 'cuteness than I gave him credit for, explained that the child had grown a little in the interval.

Friday, 2nd Dec. 1892.

The camp to-day has been resounding with the strains of the twenty-third Psalm. We have not hitherto had any metrical version of this psalm, as far as I can make out, so I have tried may 'prentice hand on one, and set the men to sing it to see if it goes all right, before sending it to press. They seem to manage it all right to the tune *Evan.*

We visited two villages to-day, the last of twenty-five in our present neigbourhood. To-morrow we hope to move our camp a day's march further from home.

CHAKAI MISSION,
Saturday, 3rd Dec. 1892.

After the day's work was over yesterday I got a message from here which led me to ride home. I had thought of doing so to-day in any case, as several things require looking after. I came in last night, so as to have the entire day for work. It was a beautiful moonlight ride of about 16 miles and I almost felt sorry when I came to the end of it. After tent life, too, the bungalow seems big and bare and cold.

The business demanding my presence here was not of a very heroic nature. Among the many things which the graduate of an ancient university has to turn his attention to in this romantic land is the carting of coals. We use wood and charcoal for ordinary purposes, but for burning good bricks coal is necessary. I am getting 20 tons from the Giridih collieries, the Manager kindly giving it at a reduced price, but I find that the freight from Giridih to Simultola, a distance of 57 miles, is more than the original cost of the coal, while the charge for carting them from the station, not more than 15 or 16 miles, threatens to be equal to both other items put together. However I am getting the bricks made very cheap, I think,—one rupee per thousand, so must not complain. A workman undertakes to make 100,000 bricks for Rs.100, fuel being the only thing supplied. We make our bricks without straw, yet out of 50,000 which I saw to-day, ready for baking, not one was broken.

It is a relief to find the people here much better in health. Only a few have fever now. After conducting services to-morrow, I hope to return to camp on Monday.

CAMP NUMBER FOUR.

GANGANPUR,
Monday night, 5th Dec. 1892.

RETURNED to camp to-day. At the risk of provoking a smile of incredulity, I must say our new camp excels all previous ones in the beauty of its surroundings. Like Macbeth's castle,

> "It hath a pleasant seat; the air
> Nimbly and sweetly recommends itself,
> Unto our gentle senses."

We are surrounded by hills, which, wooded to their summit, present every variety of shade and colour. We have not, for this reason, a very extensive view. We cannot see Paresnath, which, over a great extent of our mission field is to us in our wanderings what the pole star is to the mariner. If we had a heliograph station on Paresnath, Mr. Campbell, Dr. Dyer, and I could communicate with each other on any clear day, tho' floods between us roared. The hill is in full view of Pachamba and Chakai and can also be seen from the neighbourhood of Mr. Campbell's bungalow.

The ride to camp to-day made me think of the description I got of Chakai, when I first came to it, from its only English-speaking inhabitant, the Bengali Postmaster. "This, Sir," he said "is a country of barbarous people, precipitous mountains and ferocious animals". This sentence, no doubt, was constructed more with a view to

exhibit the author's knowledge of English than with a conscientious desire to convey a correct idea of the district, but I am not prepared to dispute its general accuracy. Whether the people are barbarous or not is a matter of taste, and to my taste they are not; but there is no disputing the precipitousness of the hills, which might well look like mountains to a Bengali; and if the jungles don't contain ferocious animals there can't be many left in this part of India. It took me 7 hours to ride, although the distance cannot be much over 20 miles, but it was very rough, and I had to wait on coolies to urge them on. "Keep your eye on your luggage" is one of the rules of travel in India. The common measure of distance in Bengal is the *kos*, about two English miles, and there is a native expression, "a full kos," which is the exact equivalent of the "mile and a bittock," or the "matter o' twa or three mile" at home. The Santals and many other natives usually express distance by pointing to somewhere in the sky between east and west, and saying that if you start in the morning you will reach the place when the sun is *there*. When I asked a man to-day how far our camp was from Chakai, he said "If you leave at midday you won't get there," which was more vague than encouraging. What he meant was, of course, that I must leave before midday to get there the same night. If it is a long distance, the Santals say it is "so many sleeps," which means so many days' journey. The Khasis in the Assam hills, who are inveterate chewers of betel nut, express distances as "so many chews," meaning that they would get through so many mouthfuls of betel nut on the way.

Our Evangelist has given me a list of 37 villages, which, he thinks, we can reach from this camp, so we have our work before us. Two villages were visited to-day.

Tuesday, 6th Dec. 1892.

This morning we had a visit from a snake charmer. He came carrying a basket, the contents of which he asked me to inspect. I readily consented, thinking I was to enjoy the rare luxury of a little "shopping," and was a bit startled to find half-a-dozen snakes. They were stiff and lazy with the cold, and the only performance they seem inclined for was to wriggle back to their basket. The man, a Hindoo, said he destroyed the venom by means of a drug, an acid. It was a new sensation to me to handle living venomous snakes and examine their fangs which, as far as I could make out, had been left intact.

In looking over this diary, it has struck me that while continual reference is made to the visitation of villages, no account has been given of our procedure there, a procedure now so much a matter of routine to us that we are apt to take it for granted that others are equally familiar with it. Well, most Santal villages consist of one long, but by no means unlovely, street. There are no back closes to explore, and no stairs to climb. A walk through the street proclaims the fact of our presence to the people, but I prefer to ride, as it enables me to see and speak to the people over the wall of their courtyards. The people could never "caw the missionar' owre the windey," as my friends in the old country occasionally threatened to do, for they have no windows, the door being the only opening. But the Santals live very little in their huts, except at night, most of the work being carried on in the courtyard which separates the house from the street. When I was missionary in Kinning Park, I had a thickening of the skin on the middle joint of the index finger of the right hand, which I attributed to the

incessant irritation of knocking at the people's doors. It is needless to say that it has disappeared since I came to Santalia. If the hearts of the people were only as open to receive the gospel as their houses are to admit its messengers, our mission would soon be accomplished.

Our meetings are held in the street. It is all open-air work here. Our favourite meeting places are the little temple with its raised floor, on which we can sit, and its thatch roof; or the village smithy, which is always at the foot of a shady tree; or the oil-press, which makes a good seat. But an almost invariable act of courtesy on the part of the people is to bring out a native bed, a frame on four legs, with twine netting, for the sahib to sit on. If the people seem disinclined to turn out, we go from house to house and speak to them there. Santal villages, in our district, are small,—anything from one or two houses upwards,—and house to house visitation is quite possible. Our audiences are often very small and never very big. At times we don't find a single soul in the village, for the people go off hunting or to a fair in a body. Sometimes there is only one individual, but we know that if we speak to him, every individual in the village will, by night-fall, have heard of our visit and the nature of our message.

Our preaching is of the simplest kind; in fact it is chiefly conversational. The Ten Commandments form a frequent text, and especially the first commandment. Positively, it announces the existence of a Supreme God; negatively it condemns demon-worship and idolatry. Humanly speaking, our greatest difficulty is to awaken in the people a sense of sin. They listen with interest to the New Testament narratives, and when we wish to explain the Gospel as briefly as the Ten Commandments convey

the law, we naturally turn to the Third of John. Often we sing a hymn, which is always appreciated. The people very readily ask questions and state objections, and are inclined at times to turn the conversation from religion to something of more importance in their estimation,—the state of the crops, the exactions of the money-lender, their quarrels with the landlord. A few of them have heard that in our belief the world is round, and wish to know particulars of this strange theory. What would strike one most forcibly and painfully is the utter, deplorable ignorance of the people. They commonly ask "Why have you come?" "To speak to you about God," I reply. "Who is God?" is their next question, "where does he live?" To this I often ask "Who made you?" to which the invariable answer is "The sun." "And who made the sun?" I ask. "Who knows?" is the reply. A Santal never says "I don't know". He always tries to condone the defect in his own knowledge by the insinuation of universal ignorance I then tell them that God is their creator, that He keeps them every day, and more than that that He loves them and sent His Son to die for them. This Son of God is Jesus Christ, *Jisu Masi.* Through him we obtain forgiveness of sin, and he is our teacher, our guide, our great example. All this seems simple enough to us, but it is strange doctrine to the Santals. They profess to be well enough pleased with it until they are told that to accept this faith implies the renunciation of demon-worship and idolatry, drunkenness and all manner of wickedness. This is the stumbling block. They would gladly put on the armour of light did it not involve the casting off the works of darkness.

We visited three villages to-day. In two, sad sights were seen. In the first I was taken to see a woman who

had been fearfully burnt through falling into the fire when in an epileptic fit. Epilepsy, I find, responds readily to proper treatment if the people only know to apply for medicine, but this woman, if she survives will be a cripple for life. In the next village we found the men and boys assembled in the sacred grove outside the village. "What are they doing?" I asked. "*Bongak' kanako*," was the reply; "they are worshipping their demon-gods." Then I noticed a ram tied to a tree, and while we were still speaking to the men it was sacrificed before my eyes. I have seen the sacrifice of goats at Kalighat in Calcutta, where the kid's neck was placed in a forked post fixed in the ground and held by a wooden pin, and where the head was severed by a single blow. But the sacrifice to-day seemed much more brutal. One man held the ram by a string, while another, after having failed by four successive blows to divide the neck, completed the operation by sawing it with the axe. The men and boys all yelled with laughter as the poor brute jumped about in agony between the blows, only one little child cried bitterly. What surprised we most was that there was not the slightest trace of solemnity about the ceremony, or of reverence on the part of the people. It was simply disgusting and sickening. We left the worshippers to gorge themselves on the remains of their victim. Other sacrifices were to follow. We have in Santali a translation of a hymn which must have a fuller meaning to the minds of our native Christians than it now has to ours:—

"Not all the blood of beasts,
On Jewish altars slain,
Could give the guilty conscience peace
Or wash away the stain."

Wednesday, 7th Dec. 1892.

Another snake charmer appeared this morning with three large snakes, two of them cobras. They made a show of fighting, raising the anterior half of the body into an erect position and throwing the head forward, hissing and darting out their long prong-like tongues. The snake charmer who came yesterday afterwards captured a snake in a neighbouring hut. It seems to be a good place for snakes; but in the cold weather they stay in their holes in the jungle and give us little trouble. The "snake season" is the rains, when, being flooded out of their holes, they seek the shelter of the houses. I have found several in my bedroom in the mornings during the rainy months, and in September last year one of my visitors had a very ugly adventure with a cobra during the night.

We visited four villages to-day; had small meetings in the first two, and only found two or three children in the third. The fourth had been visited on Monday, but as it is a large village with several divisions we re-visited it to-day, but met very few people. The best audiences we have at present are those who come to camp for medicine during the morning hours reserved for medical work. Fourteen patients came this morning, but as every patient comes backed up by several friends, this gives us a good crowd to speak to. The people are coming to us much more readily than at the last camp. We are inviting them to a magic lantern meeting on Friday evening, and have several times been asked "Is there to be dancing?" A "Soiree, Concert, and Ball"—feasting, music, and dancing, —represents the Santal's ideal of perfect bliss. His *Soiree* is to gorge himself with meat and get gloriously

drunk; at their marriages and festivals, they dance day and night on end; and they are very fond of their own primitive music,—the flute played by the men, the cymbals by the women. But we have a musician of a superior order in camp, a fiddler with a one-stringed fiddle. He draws crowds of people, to whom he sings hymns with his own accompaniment, and they seem to be much pleased with the performance. He ought to be proficient, if practice will make him so, for he has nightly entertained us all, for five weeks,

> "In notes, with many a winding bout,
> Of linkèd sweetness long drawn out."

Thursday, 8th Dec. 1892.

Few patients came this morning, probably on account of a weekly fair in the district, so we were free to spend most of the day preaching in the villages. We visited six, in only one of which we found no one to speak to. In one village, called Madhupur, or "the city of honey," a common name for Indian villages, we held three meetings, as the people were at work in different places. In another, a very common question was asked, "How can we worship God, what can we poor people give Him?" They argue that if the propitiation of the demons demands their fowls, goats, and sheep, how much more must the great God demand, who, as we tell them, holds the very demons in subjection. We tell them that all God requires of us is our love and obedience, things "hard to be understood" to the Santals.

I was coming home in the evening at a hard gallop, with the slanting rays of the sun falling full in my eyes, when

I suddenly felt my head going smash against a bough of a tree, which I had either not seen, or of which I had misjudged the height. For a moment I thought it was all up with me. Fortunately I was able to retain my seat in the saddle, and my horse, owing either to the shock or to an involuntary jerk at the reins, stood still. I found that the front of my pith helmet was in splinters, like the prow of a ship in collision, and my spectacles twisted out of shape, and that was all. Many a man in India owes his life to his helmet, and I am certain that I owe to mine the integrity of my features. My boy was much distressed to find my helmet destroyed, but neither he nor any one else thought it worth while to congratulate me on my escape. Missionaries *are* cheap, now a days.

To-night the Home mail of Nov. 17 reached me, a day later than usual as I am now 20 miles from a post-office. It has brought the invoice of my yearly supply of drugs from Glasgow, which I much need, and of a number of gifts from friends in Pollokshields and elsewhere. If our kind-hearted friends in Scotland could only hear the benedictions pronounced upon them in the silence of the jungle, they would perhaps realise that their labour of love is not in vain. The *City of Oxford* which brings these goods should be somewhere in the Indian Ocean just now, so I hope to see them safe in Chakai before Christmas.

Friday, 9th Dec. 1892.

Visited five villages to-day, and had good meetings in three of them. It was a long round of 10 or 12 miles, taking us from midday till 6 p. m. Then we had a magic lantern meeting at night, which was well attended. Some of those present told me that the poor woman I saw in their

village on Tuesday is dead. I had sent medicine to her on Wednesday but had little hope of its doing any good.

This district is rich in mica. Bullocks laden with it pass our camp daily or meet us in the hill passes, for the country is too rough for carts. They carry it for sale to places where there are mica mines, some distance to the west. The sandy soil is full of spicules of mica, which in the noonday sun have an almost painful glare, but form a pretty sight in the bright moonlight, sparkling like frosted silver. Here and there we pass great holes in the ground out of which the mica has been dug.

I hear there is another sahib in the district, on a hunting expedition, but I do not know who he is nor have I come across his tracks. "Perils from our own country men" are *not* among the apostolic dangers which trouble us here. During the time I have been in Chakai no European has passed my door; the only ones who have come our way have been personal friends of my own. Once or twice however, European officials have passed within a mile or two, when on their winter tours, but have never visited the Mission. Probably I would have seen them had I been at home, but I have always been out on tour myself at the time.

Saturday, 10th Dec. 1892.

This morning I had a visit from two baboos engaged in mica-mining in the neighbourhood. With the politeness characteristic of their race, one of them asked me "if I lived only on provisions," to which I answered "yes," truthfully, I hope, for I didn't know what else there was to live on, except expectations. A present which he afterwards

sent by a servant, of potatoes, onions, and a kind of flour from which a substitute for porridge is made, has left me more than ever in the dark as to what his meaning might be. He seemed a smart, business like fellow. He told me he had taken a ten years' lease of the hills here, to work the mica, and that he had now been living for five years in the jungle, having been a few years in Manbhoom before coming here. They had a visit from a tiger last night at their house, which can be seen from our camp.

We set out to the villages at midday and got round four. It took us two hours to reach the first, but after that we got along more quickly, for the very unsatisfactory reason that we found very few people in any of them. Still, we spoke to somebody in each village and asked them to invite all the people to our next magic lantern meeting. We got back to camp at sunset.

Going to and coming from the villages to-day we passed a public house, the first I have seen on this tour. The publican-spider in India does not make his "little parlour" nearly so tempting as that of his brother in the trade at home. Instead of the handsome shop, the bright gaslight, and the general air of cosy comfort which make the descent to the Avernus of drunkenness so very easy to the poor at home, we have in this land only a dirty tumble-down shed, with some big earthen pots full of liquor standing on the ground. No seats are provided; the customers squat on the ground. The "finished product", however,—the drunkard,—is very much the same kind of article, except that in this country he is less violent. This utter want of comfort or attractiveness about the liquor shops is characteristic not only of the out stills in rural districts, but also of the low public houses in Calcutta

frequented by British seamen. The buildings there are more substantial, and seats are provided, but they are dismal looking dens.

A letter from Chakai reports all well there, notwithstanding the fact that one of the men has been bitten by a bear when gathering firewood in the jungle. They are getting on with the brickmaking.

Monday, 12th Dec. 1892.

Yesterday was spent in camp. We had a good many people about us all day, some of whom attended our midday service. In the course of an evening walk I had a talk with a group of herd-laddies, who were tending their cattle on a hillside. One of them asked me "Is it true that you make dogs?" I could not make out what he meant till he explained that the *chowkidar*, or night watchman of their village, had been telling them that "I made dogs" at the magic lantern exhibition on Friday evening. Of all the forty odd views, illustrative of the life of Christ, which this chowkidar had seen on the screen, what had made the deepest impression had been the dogs in the picture of Dives and Lazarus. Such being the intelligence of the sole representative of Her Majesty's Imperial Government in this village, I tested the young herdsman's general knowledge by asking him how many fingers and toes he had. He had not the slightest idea, so I set him to count them. After a great deal of cogitation, he gave the result as "nineteen." A second and even a third effort gave the same result. I then pointed out to him that he had twenty and that his mistake had been due to his omitting the finger he counted with. He gave in, evidently more with a desire to be agreeable than

from a conviction that he had been wrong. The boys said the jungle around them abounded with every kind of wild animal. These herd boys are hardy, plucky little fellows; I have no doubt that any of them, although he did not know the number of fingers and toes he had, would sacrifice his life in the defence of his cows and sheep.

There is an encampment of Birhors near us (a tribe previously referred to), and one of them has brought me a large supply of wild honey.

To-day we visited four villages. In the first we read to the people an account of Christ raising from the dead the widow's son at Nain. One of the men present asked when this happened, long ago or recently, for he had heard of something similar which happened in the neighbouring district of the Santal Pergannas last year. A man from there had been at this village and told them about it. An old man had died. According to Santal custom, his body was burned and the bones carried down to the Damoodah, the sacred river of the Santals, and buried in its sands. Two days later, his daughter-in-law, in going to draw water, passed the spot where the body had been burned, and was terrified to see the old man revived, Phœnix-like, from his ashes and sitting on the ground. But he said to her "Don't be afraid, my daughter, it is I." I thought this was going to be a good case for Mr. Stead, or for the Psychical Research Society, but was hardly prepared for what followed. The old man went back with the young woman to his former home, and there convinced all his friends that he was just the same as he had been, with this important difference that he had become the preacher of a new religion and possessed a miraculous power of healing all sorts of incurables. The

two evangelists, however, brought to this story a criticism more destructive than any that has yet been applied to the narrative we had read. The story referred to a religious imposter who made a great stir among the Santals a year ago. He had got hold of a smattering of Christian truth, professed to teach the people to worship God, got a reputation as a wonderful healer, and filled his coffers with the poor people's money. I knew about him, for an account of the movement appeared at the time in the *Dharwak'*, the monthly Santali paper published by Mr. Campbell, but I had not heard the story of his resurrection. Nothing seems to be heard about him now. From time to time the Santals have shewn themselves to be remarkably susceptible to movements of this kind. Like a great many others who ought to know better, they are more ready to accept a spurious religious teaching, combined with quackery and imposture, than the Gospel in its simplicity and purity. The Christian Santals have yet to learn to subscribe to their Church as freely as their heathen friends gave their money to the *Babaji*, as he was called.

After six weeks of unclouded sunshine, such as might well throw Giant Despair into fits, the sky to-day has been slightly over cast. It does not look like rain, however, for it is far from being sultry ; but we often have a shower of rain about Christmas time, and that is not far off now. Although it is very much colder than it was a month ago, there seems to be much less fever among the people, probably because the difference between the temperature by day and by night is not so great as it was then. The real climatic danger in India is neither the heat nor the cold, both of which can be guarded against, but the sudden changes. When the thermometer runs

down in half an hour from 110° to 80°F. the system can hardly be expected to adapt itself to the change, with so short notice, without some disturbance. An irregular rainy season is said to be unhealthy, the probable explanation being that long spells of hot, sultry weather are followed by bursts of heavy rain with a sudden fall in temperature. One of our men in camp has fever to-day. He has applied for leave to go home to his wife, which was refused. It may be that, in such a case, a bachelor who is never ill may be deficient in a fellow feeling to make him wondrous kind, but I have no doubt he will make a more rapid recovery where he is. A man who has a wife to nurse him when he is ill is sorely tempted to postpone his convalescence as long as possible, especially in a land where man's chief end is generally considered to be to get through life with as little exertion as possible.

To-night I have been delighted to receive a series of splendid photos of Chakai, taken by Mr. Thomson of our Calcutta Mission during a visit in October. They illustrate some of our finest trees, the boys' school, a village preaching party, the mission staff, the interior of a Santal courtyard, some of the events in a day's athletic sports, and other subjects.

Tuesday, 13th Dec. 1892.

We have had a busy day. I only get letters once or twice a week now, so they come in batches. Last night's post brought about a dozen letters which had to be answered this morning, and this was Home Mail day, too. Then the number of patients to be attended to rose from 18 yesterday to 52 to-day, an increase partly due to the discovery on the part of the people that I have a medicine which

cures itch ! This disease is a terrible scourge in this country. It has been in India that I have realised the truth of the statement about itch common in text-books and lectures, that it simulates every other disease. In the cold season, when the people give up washing or bathing, it plays terrible havoc among them. It is loathesome to look at, always intensely irritating, and often very painful; in fact the actual sufferings of a leper, even when his disease has reached an advanced stage, cannot be compared with those of many victims of itch. Now that every variety of disease is receiving a name of its own, I think I might draw the attention of the profession to a form of itch to be known as *Scabies peripatetica,* in which the patient's body becomes so covered with sores that he can neither sit, lie, nor stand still, but wanders about, leading a wretched life. I should decidedly object, however, to its becoming known as " Macphail's disease." It is almost impossible to carry about a sufficient supply of sulphur, for, once they find out its virtues, applicants come for it not as individuals but as families, or even as village communities. It would be impossible for me to procure sufficient lard to make all the Sulphur Ointment required, so I just deal out Flowers of Sulphur and give the people directions to make their own ointment. Remembering how this disease used to be spoken of with bated breath by hospital patients at home, and how the suggestion that any one was suffering from it was often resented as a personal insult, I have scruples about letting this paragraph stand in a journal which may possibly find its way into polite society. But it is better that the truth should be known. The halo of romance which surrounds the head of the medical missionary does not bear close inspection. Probably some of our best friends, who talk of the life as an ideal one, would not care to shake hands with us if they had

once seen us at work,—and I, for my part, would be the last to blame them.

There were also a good number of surgical cases in the crowd this morning, and they take up more time than others. The Mission agent who would be of most use to me personally in camp is the compounder, but I have only one, and do not care to bring him into camp, as it would leave Chakai without any medical agency. There is no one in camp to whom I can entrust either the dressing or the dispensing.

Having got through the medical work, we crossed over a wooded hill to the south of the camp, and found ourselves in a basin with hills all round. Four villages were scattered through the valley, with little patches of arable land around them. We had meetings in all, finding the people very friendly. The first village, we found, consisted of one patriarch with a numerous progeny of children and grandchildren. There had been eight families in the village, he told us, but four years ago two wild elephants began to devastate the place, destroying crops and cattle, and at last killing one of the villagers. All the other seven families took fright and ran away, as did the elephants too, leaving our friend in sole possession. The poor folks no doubt regarded the elephants as demons incarnate, and concluded that the place was haunted. They were probably the same elephants which visited Toondee about the same time. Mr. Campbell applied to Government for permission to shoot them, but by the time he had obtained permission they had fled. They had perhaps wandered along from the forests of Central India, for I do not think we have wild elephants in this part of India.

In another village, the people advanced their usual plea,—why should we give up the worship of our fathers? To this the evangelist replied that children always do as they see their fathers doing. If the father is a thief, so is the child, but that does not make thieving right. So the fact that in worshipping demons they are doing as their fathers have done does not justify their actions. As the Santals love parables, I gave them one. All men once I said, my forefathers as well as theirs, dwelt in darkness, ignorant of the true God; but now the day was breaking. The sun had reached my country before it reached theirs, but the light was beginning to shine in this land too, and it would be wrong for them to continue to do in the light of day what their forefathers did in the darkness of night. They admitted that our doctrine was good, "but we are not people of the book, like you; we live away in the jungle here, and know nothing." "That is just why we have come to you," we reply; "believe what we tell you, act upon it, and you will soon learn more." One man then started off on another tack, singing us a few verses of a song about the good old times, when there were no magistrates, and when every man held his land rent-free, but we pointed out to him that he was wandering away from the subject. No Irishman living can wax more eloquent about the wrongs of his "most distressful country" than can the Santal when he begins to talk about his agrarian grievances. Everybody, he thinks, is in league against him; the landlord, who exacts rent for land which he has reclaimed from jungle; the money-lender, who is too often "the gentlemin who pays the rent," for it takes the Santal pig all its time to make a living for itself; and the magistrate, who enforces payment of the money-lender's claims.

Our magic lantern meeting this evening was attended by a large and most attentive crowd, the best we have had this year. The crowd stimulated my men, who sang hymns lustily both before and after the meeting, the fiddle accompanying. The people make queer remarks at times, but they are useful, showing that the story is being closely followed. "Here," says the lecturer, "is John the Baptist pointing out Jesus to the people." "Just as you are pointing out the pictures to us," says a man in the crowd. "Having seen a dead man come to life, the people wondered." "Why shouldn't they wonder?" remarks another philosopher. "This is Jesus driving the traders with their sheep and goats out of the temple." "Of course; he wants to keep the place clean." One night last winter, a Santal, looking at the picture of the Flight into Egypt, declared to me that Joseph was a Mussulman! It was an anachronism, no doubt, but it showed some power of observation. Joseph in the picture has a beard, and a beard, in India, is one of the signs by which a Mohammedan is known. One thing the magic lantern does is to teach at least the name of Jesus to many who never heard it before. It is repeated to them with about every picture, and becomes familiar. As they go away when all is over, I hear them repeating to themselves "*Jisu Masi, Jisu Masi*—Jesus Christ, Jesus Christ."

Wednesday, 14th Dec. 1892.

Three villages were visited to-day. In one we were told that nearly all the men had been compelled to go and work for the money lender, who often exacts labour in payment of interest. A man may even sell himself and his family, binding himself to labour without wage as often as required, and to make his children do likewise. I do not suppose

a British court would recognise a bond like this, but the people are often too ignorant to avail themselves of legal protection. These villages make a total of 36 which have been visited from this camp. Several more are on my list, some new ones having been added, but they and a number of others will be much nearer to us if we move our camp a few miles further west. So we strike tents in the morning.

I am sorry to leave Ganganpur. Our stay has been a very pleasant one. "The barbarous people have shewed us no little kindness;" at least they have welcomed us to their villages, turned out well to our meetings, and listened attentively to what we had to say. They have been very willing, too, to supply us with what they had. Some of the people have asked me to start a school here. I wish I could, but at present I have neither a teacher to send, nor money to support him. Of the 36 villages, only one has a school, and it is one of the outlying villages, not in this district, but in Hazaribagh. The sense of the beauty of the scenery has grown upon me daily, and added much to the interest and enjoyment of the work. If I am spared to see these hills and valleys dotted with Christian villages, and to hear them resound with Sabbath bells, I shall be able to pride myself upon having one of the bonniest parishes in the Free Kirk. It will come in God's own time.

CAMP NUMBER FIVE.

KHAURO, GAWA,
Thursday, 15th Dec. 1892.

WE left Ganganpur about midday, and journeyed five or six miles to the west, visiting four villages on the way. In one of them, a man asked us if women worshipped God. In his religion, he said, only men worshipped. Shortly after my arrival, a Hindu came beseeching help, as he had been in agony from toothache for four days and nights. I asked him just to wait till the carts arrived, when I would give him relief. He sat patiently, but at last the sight of the forceps put a sudden end either to his toothache or his fortitude, for he fled. I make it a principle never to operate on a man without his own consent, or on a child without its parents' consent. If I were to do so, and some accident, such as a death from chloroform, were to happen, the consequences might be very serious, not so much to myself personally as to the influence of the Mission generally. If, even at home, people believe that there are surgeons who are

> "Happier using the knife than in trying to save the limb,"

we cannot be surprised that even graver misconceptions may be easily formed here.

This camp is in much more open country than the last. The hills are still near us to the north and east, but south

and west the country slopes away to the horizon. It is pretty country, broken by hills and rich in timber, and also, I am told, in mica. Our camp is marked by two trees. On one side is a very fine mango, which serves as stable. The mango is about the best tree, I think, for shade. Its leaves are dark olive green in colour and thickly set, and it sends out great branches at right angles to the trunk. The fruit, too, is generally considered to be the finest of Indian fruits, but the wild fruit has a flavour of turpentine. This disappears, however, when it is made into sherbet. Fortunately the fruit is in season when it is most acceptable, in the hot weather. Planting a mango grove ranks in India as a work of merit, with digging a tank or sinking a well. On the other side of the camp, a solitary palmyra palm tree stands over us like a sentry on guard, or like a Pharos to mark our port for miles around. It will be very useful, for, with all becoming modesty, I may mention that I do not think any man living could excel me in the facility with which I lose my way in this country. It is hard to believe how completely a man may lose his bearings in the jungle, when once he has got off the track. A knowledge of trees is very necessary, for they form the common landmarks, by which directions are given. A native, especially a Santal, is as familiar with every tree in his district as a London policeman is with the streets in his beat. When you ask your way to a place, instead of getting the answer "Two to the left, three to the right, straight on," you are told to go due north till you come to a banyan tree, then turn to the east and you will see two palm trees in the distance, keep them on your left and you will come to a tamarind, then turn south till you meet with a mango, and so on.

Friday, 16th Dec. 1892.

A combination of trifling annoyances has disturbed the even tenor of our way to-day. During the night, the bullocks devoured the horses' gram, which is wetted at night and left to stand till morning. As we have only a limited supply of gram with us,—all our supplies, indeed, are running short, drugs included,—my two horses had to go without their breakfast, for which both they and I were sorry. Then one of our men said he was out of supplies, and asked me to provide for him. In a generous mood, and not having change, I gave him a little more money than was sufficient to keep him going for a week, but he came to me again to say that it was not enough. I then, at considerable pains, made out a detailed bill and proved to him that according to his own estimate, I had given him more than he required, and then deducted the surplus from the amount I had previously given him. He looked very much as if he wished he had not "asked for more." This illustrates a curious trait in the native character. Give a man his exact due, and he is pleased, for it is probably more than he has been in the habit of getting. But give him a little extra, and he, not understanding kindness but mistaking it for softness, tries to impose upon you by asking more. Or once give a servant a present and be will thereafter claim it as a right and think he has a grievance if he does not get it. I should be very glad to find that others have had a happier experience in this respect than has fallen to my lot; but I think all Europeans who wish to be just to their native servants feel that they have to steer very carefully between a Scylla of leniency, which is sure to be taken advantage of, and a Charybdis of severity which would be as unreasonable in their case as it would be in that of young children.

Then our chief evangelist has fever, and, as he is the only man familiar with the lie of the land, a good deal of our precious time has been spent in losing our way and finding it again. However, we have got through a good day's work, having visited five villages and held meetings in four of them. The near neighbourhood consists of rounded hills, bare of trees, reminding me of the downs in the south of England; but they have deep ravines between them, which are a serious obstacle in getting across country. The country is beginning to have a burnt-up appearance already. In one village, the old *Manjhi*, or chief, asked us if the Gospel was only for Santals! He may have noticed that our chief efforts are directed towards them, but we explained that just as we were endeavouring to evangelise the Santals, other missions were devoting their energies to Hindus and Mohammedans. The difference of languages in India necessitates some degree of specialisation in the work of preaching and teaching, but it has always appeared to me that one of the great advantages of the Medical Mission is that its benefits extend to every class of the community, of whatever creed, caste, race, or tongue. As a matter of fact, the majority of patients at any of our Santal stations are non-Santals, and I think it a most desirable thing that our Santal Christians should be taught that the mission is not only for the benefit of its own converts, but is intended to be a blessing to one and all, an ageney for "doing all the good we can, in all the ways we can, to all the people we can."

On getting back to camp in the evening, I was glad to find the evangelist better. The man who was ill on Monday is now better, and has been at work since yesterday. The home mail of Nov. 24th received to-night.

PACHAMBA MISSION,
Saturday, 17th Dec. 1892.

This morning I left camp to ride into Pachamba, a distance of 35 miles, to visit Dr. and Mrs. Dyer after their return from furlough more than a month ago. It was a cold, grey morning, and even after the sun had risen I had to walk several miles to get warm; yet an hour or two later, I passed natives on the road, and pilgrims too, with umbrellas up. The umbrella threatens to be the national costume of India. In other respects there is an almost infinite variety of dress in different parts of the country, but nearly every one who can save up a few coppers now buys a cheap umbrella in the bazar. Even our poor Santal coolies come to us, asking for an old umbrella. The first four miles were rough enough, but for the rest of the way I had a road which it did a man's heart good even to look at. Yet it was only what Indian engineers call "a third class road." A first-class road, I believe, is one which is metalled and bridged; a second class road is metalled but not bridged; a third class road is neither metalled nor bridged. When I applied to our District Engineer for a road to connect our mission with another leading to the railway, he at once agreed to make "a fourth class road," and I am waiting with some interest to see what it is to be like. As the ground is fairly level, it makes, even at present, a better road than some "third class roads" I know. When once the hills and jungle of Gãwã were left behind, the country was much more fertile and therefore less interesting. A great stretch of rice land, when the harvest has been reaped, is anything but picturesque. Cut into squares of various sizes by the *bunds* or little embankments which separate the fields, it looks like a huge quilt, or like a map of the United States, but

of a uniformly dirty yellow colour. I passed the offices of a mica mining company, with an Eurasian gentleman in charge. The only other person with whom I had any communication on the way was a Hindu, who came running up to introduce himself as an old patient, and to announce that he was "five annas well." This is the common way the natives have of recording the effects of treatment. There are sixteen annas to the rupee. Now I can quite understand a man saying he is "eight annas well" or "twelve annas well," which means "almost better"; but "two annas well" is distinctly discouraging, while "three, five, or seven annas well" shows a power of quantitative estimation and a spirit of scientific accuracy which make me envious. The same system is used for calculating the yield of harvest, and as the Indian ryot is about as hard to please in the matter of weather and crops as the British farmer, it is cheering to hear many of the people declaring that they have reaped "a sixteen anna crop." It is not often we meet patients who admit they are "sixteen annas well," but perhaps that is hardly to be looked for in this world, or in this hemisphere at least.

I had a change of horses half way, and on getting into Pachamba after a very pleasant ride, was glad to find both Dr. Dyer and Mrs. Dyer looking very well, and to hear all their news of home.

CAMP, KURHO,
Monday, 19th Dec. 1892.

Got back to camp from Pachamba to-day, by the same road and the same horses as I went by on Saturday. It was an uneventful journey; the horses were not quite so fresh as they had been on Saturday, but with a cool breeze

blowing all the day from the north, and therefore in our faces, we got along very well. It is mainly the wind which determines our temperature at present. If there is no wind, it is still hot during the day, but if it blows from the north it feels chilly sometimes even in the noonday sun. As we reached the jungle, a beautiful young antelope appeared, took a good look at me, bounded forwards a few yards, stopped and looked again, and so on, keeping ahead of the horse for some distance. I had a very pretty little antelope as a pet at Chakai, but it died when I was in camp last March. This evening I could see the white tent gleaming in the sunlight six miles away, but the last and roughest part of the journey had to be done in the dark. The sight of the palm tree against the sky, and the sound of the fiddle, were at last very welcome. All in camp are well, except the cook, who has fever.

Tuesday, 20th Dec. 1892.

On Saturday, during my absence, the evangelists visited four villages, and two yesterday. To-day, after treating over 20 patients, we visited the only remaining village on the list, and re-visited another, in which formerly we had met no one. In both we had good meetings. We have sold half a dozen Hindi gospels to-day to Hindu youths. This is at least one department of our mission work which is self-supporting. I have come to the conclusion that it is much better to sell the gospels than to give them away. A man who can read is, in this district, comparatively well-to-do, and can easily afford to buy, and is, as a rule, glad to buy, the books we offer at a nominal price. He will take more care of them, too, however small the price may have been. When I have given gospels gratuitously to intelligent patients

who have come to Chakai for medicine, they have sometimes torn them in pieces and thrown them away before leaving the compound. I hope such occurrences are very rare, but it is safe to say they will never occur if the book has been bought. We sell very few scriptures, for we meet with very few who can read, but no one gets any commission on the sales, and we even sell at a profit. The books are sold at the published prices,—gospels one pice or two pice each (one farthing or a half-penny), or a New Testament for four annas (four pence), —but I get discount on buying large supplies, which enables me to give away a number of copies in special cases, as school prizes, etc, without any cost to the mission. Although our colportage costs the mission nothing, we are of course indebted to the Bible Society, which publishes vernacular scriptures at less than cost price.

In the evening, we had a magic lantern meeting. The audience, tho' small, seemed to be much interested. We have found fewer Santals in this last district than reports had led me to expect. The people say there used to be a great many more, but, owing to the Raja increasing the rents, some have gone to other districts, and others emigrated to the tea-gardens of Assam.

CHAKAI MISSION,
Wednesday, 21st Dec. 1892.

We broke up camp this morning and made for home We might have stayed a day longer, but as the carts had to go a very round-about way, it was best to start them to-day, to make sure of their getting in before Sunday. Of course a number of patients turned up at the very last, and expressed much regret because they had not

heard of our camp being in the district sooner. The ride home was about 30 miles, but it is difficult to be accurate, for it was by a foot path all the way, with no milestones. We passed our last camping ground at Ganganpur, where the mare I was riding recognised the tree which had been her stable a week ago; she seemed inclined to linger over it, had not the length of the road before us made any surrender to sentiment inadvisable. The cook, who has had intermittent fever of the quotidian type since Monday, started bravely in the morning, but was overtaken by the fever when on the march, and had to be left in a village 20 miles from here, with a man in charge. I have noticed a marked difference in the effects of intermittent fever in natives and in Europeans. The former, during the actual attack, collapse much more completely than the latter, lying like logs, supremely indifferent to everything; but they make a much more rapid recovery. During the intermissions, they appear quite well, and, when the fever has run its course, they resume their active duties as quickly and with as little concern as did Peter's wife's mother. Of course there are many exceptions to this rule, for I have known of a European riding 16 miles in the evening, spending the night in high fever, and riding back 16 miles in the morning. Many natives, too, suffer much from anæmia as a consequence of long-continued fever, but an enormously enlarged spleen seems to give them wonderfully little trouble. In some districts, especially at the foot of hills, nearly every inhabitant seems to have an enlarged spleen, nor do we call a spleen large here until it can be distinctly felt beneath the ribs.

We got home in the evening,—some of us did, at least, for the baggage is still on the road. Found all well here,

but was sorry to learn that a teacher's child, born during my absence, had died.

We have been out exactly seven weeks,—have visited 124 villages, treated 394 patients, and sold 12 gospels. It is seldom possible to get away for so long a spell without interruptions, and we have every reason to be thankful for all our "journeying mercies." We have never before visited so many villages in the same time. This is because we have gone to out-of-the-way places among the hills, where we have had little else to do. The number of patients treated is small, for the population has been very scattered, and we have sold very few gospels, for we have been among the poorest and most ignorant of the people. Had we gone to more accessible and more civilised places, we would have had crowds of patients, and sold many more gospels, but would have found it impossible to devote so much time to village preaching. To reach the Santals we must work more among the by-ways than the high-ways.

I find I owe an apology to my two *syces* or horse-boys for having omitted them in a census I made of our camp at the start,—an unpardonable omission, for they are hard working lads, upon whom a good share of the heat and burden of the day has fallen. So we numbered 15, but that was our maximum; we had three coolies as a rule, with an extra one occasionally, and the postman spent most of his time on the road. The weather has been perfect throughout, and our health in camp good; five of our men have had one attack of fever each, but it is probable that among the same number of men, at this season, there would have been more illness had they stayed at home. The record compares favourably with that of last year's

camp during the same months, and I believe there has been much less fever in our camp than in the mission or in any of the villages during the same time. For this we ought to be thankful, for a camp is a very poor place to be ill in. The men, on the whole, have done well, and worked as if they enjoyed it.

On Monday, the 26th, I hope to start for Bombay, to arrive on the 29th, for the Decennial Missionary Conference, which opens on that day. Some weeks must elapse before camp work can be resumed, but the conference comes only once in ten years, so that we shall have a chance of making up for lost time before the next one comes round. This tour we first went 10 miles due south, then a little to the south-east, then worked round to the south-west until we were about 30 miles to the north-west of Chakai. I have not yet determined in what direction our next tour will be.

CAMP NUMBER SIX.

KEAJOREE,
Friday, 10th Feb. 1893.

AFTER a longer interval than I had anticipated, I am glad to be under canvas again, for the touring season will soon be over. An account of my movements since our last camp might be interesting, but as it is beyond the scope of this diary, a brief recapitulation must suffice.

Starting from Chakai on December 26th, I reached Bombay on the morning of the 29th and attended the meetings of Conference daily till the close on the afternoon of Jan. 4th. The beauty of Bombay must have taken all who, like myself, had never seen it before by surprise, for it far exceeded anything I had ever heard or read. A faithful attendance at the Conference every day from 10 a. m. till nearly sunset, left little time for sight seeing, but I was able to get a splendid bird's-eye view of the city and bay from the Rajabai tower of the University and to visit the Caves of Elephanta and the Parsee Towers of Silence. To Poona on Jan. 6th, visiting the Karli Caves on the way. Monday 8th to Wednesday 10th Jan. were occupied in getting from Poona to Jalna, which is 96 miles from the railway. Leaving the railway on Tuesday morning a party of four of us—all fellow students in Glasgow,—drove 44 miles by tonga to the Caves of Ellora, over thirty in number, some of huge size and beautiful workmanship, hewn out of solid rock. A further drive of 15 miles, past the picturesque hill fort

of Daulatabad, whose solid rocky base 500 feet high, conical in shape and bounded by cliffs, reminded one somewhat of Ailsa Craig, took us to Aurungabad where we spent the night and saw an imitation of the Taj-mahal which might be imposing to any one who had not seen the original at Agra. 40 more miles by tonga took us into Jalna on Wednesday evening, to enjoy the hospitality of a fifth Glasgow fellow-student, Dr. Mowat. A gathering of all the Christians on the Friday and Saturday and a united Communion Service on the Sabbath gave us a good opportunity of seeing the mission in all its force, and a most interesting sight it was. Leaving Jalna early on Monday morning, the 16th, we did the 96 miles in one day, with a break for breakfast at Aurungabad, and I got back to Chakai about 3 a. m. on Thursday the 19th. Various business, including annual reports, accounts and statistics, kept me engaged till Monday the 29th, when I had to go to Calcutta for a meeting of our Mission Council. The meeting was delayed till Tuesday, Feb. 7th, and I left Calcutta the same night, got home on Wednesday afternoon, prepared for camp yesterday and started to-day. The carts left before daybreak and I followed in the afternoon. During the respite the tents have been repaired and everything seemed spick and span when I arrived at sunset.

Keajoree is a Hindu village on the road from Chakai to Deoghur, 9 miles from the mission by road, but not much more than 6 by a short cut through fields and jungle, by which I rode to-day. Our previous camps were to the south and south-west of Chakai; this one is south-east. All our camp work last year was to the north and east. The village lies very snugly among mango trees, but the surrounding country is comparatively

bare and *not* by any means the prettiest I have seen. A few miles further east is a rounded, well-wooded hill called Deoli, which can be seen from the roof of my bungalow, and which lies near Deoghur, a famous shrine for Hindu pilgrims, to whom it is known as Baidyanath, "the Lord of Physicians." We have camped beside an old banyan tree which consists mainly of trunk.

Our staff is almost the same as formerly, but the apprentice-evangelist, who has been put in charge of a new village school opened this month, is replaced by our junior evangelist who was on leave before. The fourteen souls consist of 9 Christian Santals, 3 non-Christian Santals, one Hindu and myself.

When in Calcutta I fulfilled my promise to buy a gun which was used for the first time this evening. One of our Christians, formerly an evangelist but now engaged in trade, is a keen sportsman and a good shot. If there is a bear, leopard or tiger anywhere in the district he is asked out to meet it. A few months ago he came across two wolves and shot one ; the other was still within range but his gun missed fire. A short time afterwards it again missed fire when aimed at a leopard, so he gave me no rest till I furnished him with a better weapon. The gun is to be mine in the meantime—which means public property—until he has saved up enough money to buy it. To-night he brought down three huge birds with two shots,—a *tarjua* and two *sunkal*—of which the first has been given to me as *baksheesh*. There is a large tank here, so it is a good place for water fowl. A tank in India means an artificial pond or reservoir, called *ahar* if simply formed by throwing up an embankment, and *talao* if excavated.

Barring the risk of an occasional thunderstorm, February is a capital month for camp. The fields are quite bare and dry, enabling one to ride across country anywhere. The weather begins to get just warm enough to be comfortable, and the harvest being over and the ploughing hardly begun, the people have more leisure than at any other period of the year. It is a favourite time for Hindu pilgrims and for marriages. It is true of India at least that

"In the spring the young man's fancy lightly turns
to thoughts of love,"

partly because he has nothing else to do, and partly because the cheapness of the rice enables him to get over the wedding feast as economically as possible. Our neighbourhood is kept lively with long strings of Hindu pilgrims wending their way to and from Deoghur by day, and with the sounds of music and dancing by night.

Saturday, 11th Feb. 1893.

Our nearest neighbours being Hindus, I was prepared for a run upon the medicine chest, and was not surprised to have 60 patients to treat before breakfast. I sold a Hindi Gospel, price one farthing, to the only man in the crowd who could read. Among the patients was a boy with epilepsy, who had a siezure as he was sitting before me. The place where an increased practice makes itself felt in my case is not in the pocket but across the small of the back. The people squat on the ground, and bending over them to examine or dress their sores, for hours together, is tiring work. But it's better to have too much work than too little; better to be bothered by the people coming all day long than to know that they don't come because they

are afraid. The expressions of gratitude used by the Hindus seem irreverent almost to blasphemy to the Western mind. "You and God are one," is a very common one. "You have been speaking to us about God," said a young Hindu to me this morning, referring to the address which precedes the dispensing; "we have never seen God but now we have seen you; you are God." To the pantheistic mind of the Hindu I suppose all this seems natural and reasonable enough. These people know how to get round one; they know the doctor's soft side. When they are about to ask a special favour they begin to talk about all the wonderful cures your honour has performed. If half of what they say is true, the drugs I have dispensed have more virtues than either I or the British Pharmacopœia ever credited them with.

The Santal villages lie at some distance from our camp. Starting about midday we crossed the borders of Monghyr into the Santal Pargannas and went a round of about twelve miles, visiting three villages. In the first, the old village patriarch was found to be quite blind from cataract. His son had come to the camp in the morning, to ask if anything could be done for him. As it seemed to be a hopeful case I told him to go to the mission on Saturday next where I would meet him. He has been blind for three years, and with the carelessness about these matters characteristic of the Santals, he had been debating all that time whether he should go to Chakai for healing. He would say in his mind "Will he be able to cure me?" and would reply "Who knows?"; then "Will I find him at home?" to which also the reply was "Who knows?" and so on. He mentioned as a matter of no importance that his wife was blind too; she was too old to work, so what did it matter? As the disease in her case seemed to be

glaucoma I could hold out no prospect of cure. The second village was of a good size, with several tiled huts, which are always a sign of prosperity. We had a good meeting in the street, attended by about 40. A youngster on seeing my horse shouted out "O look at the big calf!" A good sized horse always attracts much attention in the villages, the mothers bringing out their babies to look at it. All the men of the third village were away hunting.

The Santals in the Santal Pargannas have special protection by law from the land grabber and the moneylender, the result, I believe, of the Santal rebellion of 1854, when the people, goaded on to desperation by their oppressors, banded themselves together and massacred Europeans right and left. It was a foolish thing to do, for their original intention had simply been to march in a body to Calcutta to lay their grievances before Government; but it was the first thing to draw public attention to their condition and procure redress for their wrongs. What the Santals in other districts cannot understand is why they, living perhaps within a mile or two of their more highly favoured neighbours in the Pargannas, are not entitled to the same privileges.

Apropos of the moneylender, the newspapers this week report a murder in the Deccan, 1200 miles from here, which shows how widespread this evil is. A Marwari moneylender, having got four Mahratta cultivators into his clutches, demanded their crops in payment of debt. They begged to be allowed to sell them at the market rate instead of giving them to him at his own rate, by which plan they would be able to clear off the debt and have a surplus for themselves to live on. The money-lender would not hear of this, and proceeded to the fields to sieze

the crop. The cultivators then set upon him, overpowered him, and strangled him with the string which he had brought with him for tying up the sacks of grain.

Part of our way to-day lay along the Deoghur road, which was simply crowded with a continuous stream of pilgrims. A great festival is held about this time, to celebrate the marriage of Parbati and Mahadeo, I believe, but as I know next to nothing of Hindu mythology I would not advise anybody to take my word for it. It is attended by multitudes, gathered from all parts of India. Many of the pilgrims to-day presented quite a gay appearance. They are by no means careless of "creature comforts," carrying their pots and pans, blankets and pillows, tied to the ends of a stout bamboo suspended over the shoulder. This luggage was in many cases adorned by red and white flags, peacocks feathers and tinkling bells, giving them music wherever they went.

As our camp is some distance from the hills, we have to buy firewood for cooking and grass and straw for the horses and bullocks.

Sunday, 12th Feb. 1893.

The rule printed on our dispensary ticket—"Sundays excepted"—had to be suspended to-day. Patients with trivial complaints whose houses are near, were asked to come to-morrow, but 30 of the more pressing cases had to be attended to. Among them was a leper, a young lad not more than twelve years old. His mother came with him, and from what she told me I have no doubt the father has had leprosy for twelve years. Although the mother has been living with her husband all these years, she

shows no trace of the disease, nor do three other children, one of them older than the patient. This case, like some others I have come across, points to leprosy being hereditary but not contagious; but in face of so many conflicting opinions it is just to be hoped that the forthcoming but long-delayed report of the Leprosy Commission will clear up these debated points. A well-to-do Hindu asked me to go to his house to see his mother, who was in great suffering. I was glad to find that the extraction of two teeth was all that was necessary to relieve the old lady, and the operation was witnessed, with much interest, by all the family of three generations and a large gathering of friends and neighbours. An old Hindu present told me with pride that he knew something of the Santali language. I found he could count up to ten, and knew the words for "boiled rice," "to eat," "bed" and "fowl." Strange to say, he had acquired this knowledge not in Santalia but away in Assam, where he had been employed by a doctor who had a large number of Santal coolies from the tea-gardens among his patients.

At intervals between services and dispensing to-day, I have read *James Gilmour of Mongolia*, a most interesting and stimulating book. The two drawbacks he mentions to medical work among the Mongols probably hold good in the mission field everywhere: "First: most of the afflicted Mongols suffer from chronic diseases for which almost nothing can be done. Second: in many cases, where alleviation or cures are effected, they are only of short duration, as no amount of explanation or exhortation seems sufficient to make them aware of the importance of guarding against causes of disease." If we add to this that a large proportion of the diseases met with are not only chronic but absolutely incurable, and that in many cases

the extreme poverty of the people makes it simply impossible for them to guard against disease, we get a very fair statement of the difficulties to medical work in India. Very excellent is the advice Gilmour sends to a brother missionary in another field: "Don't get weary; stick to it. Don't be lazy, but don't be in a hurry. Slow but sure; stick to it. We have no great effort to make, but rather to stick to it patiently." May God give us all grace to stick to it.

Monday, 13th Feb. 1893.

A day of dirty disagreeable weather. It began to rain last night, and all day to-day it has been showery, cloudy, windy and bitterly cold. I have made myself fairly comfortable in a heavy ulster, but feel sorry for the poor natives. Forty new patients and a number of old ones have come for medicine, their teeth chattering and their naked bodies quivering with cold. I wonder if in all the wide world there are such a wretched set of beings as the poorer class of Indian villagers.

"The gorgeous East, with richest hand,
Shower'd on her kings barbaric pearl and gold."

Perhaps so, but it's a cruel country for the poor. Two American missionaries from China, whom I met Agra last year, told me that what had impressed them most in a rapid run through India from Cape Comorin to the North-west, was the poverty-stricken appearance of the villages. There was nothing like it in China, they said. An account of Tierra del Fuego which recently appeared in the *Fortnightly* indicates that the inhabitants of that bleak spot have about as hard a struggle for existence as any here, but they are just a handful and rapidly approaching exter-

mination. What makes one almost despair of the poverty of India is not so much the depth as the extent of it. What can be done for the forty millions who never get enough food to satisfy their hunger? or for a country in which the average of a man's income is $1\frac{1}{2}d$ a day? The multitudes of Galilee, who moved our Saviour with compassion, can not have been fitter objects of pity than the poor of India.

The cook is in difficulties. The firewood is wet and the wind blows the flames from under the pot, for our cooking is done in the open air. But unless he had apologised for the tea I would not have known there was anything wrong with it, and he has given me a very substantial dinner of rice and *dal*. After writing the above paragraph it would never do to grumble about a little discomfort.

On taking up Mr. W. S. Caine's *Picturesque India* lately, one of the first statements which caught my eye was "It never rains in the cold season." Doesn't it? My own first experience of Indian fever was due to a wetting and a chill in my first cold season, and the most serious outbreaks of illness I have had to do with in Chakai—with the exception of a cholera epidemic last hot weather—have been due to heavy storms, with hail and rain, in the cold weather. In the rainy season, a wetting seems to do no more harm to a native than to a duck, but wet and cold combined, as at present, kill them from pneumonia by the score. The death of Mr. Lionel Tennyson has been attributed to a wetting at Delhi on New Year's Day.

Our camp has not suffered in any way, so far as I know. "Once bitten, twice shy;" having been wrecked once in

a thunderstorm we know to strengthen our stakes and look to our ropes "when the stormy winds do blow."

We have not attempted to visit the villages, for all the people, unless compelled to go out, are huddled up in their huts. We are so accustomed at this season to be able to go in for long spells of outside work without any thought of the weather, that we are apt to be impatient under "the restraints of Providence"; but the rain will do good, making early ploughing possible and giving us a longer term of cool weather. A most important crop for the poor is the flower of the *Mahua*, a jungle tree upon whose flowers they live for months. Cloudy weather in March prevents this flower from maturing, but I trust it is still too early for any injury to be done. The buds are just appearing on some of the trees about here. It is said that this has been the coldest season known in India for 25 years. I put my thermometer out on the grass one evening in January, and it registered 38° F. at sunrise next morning,—just 8° above freezing. There have been heavy snowstorms in the Himalayas, and snow has fallen even at Rawalpindi, a phenomenon said to have occurred only once before as far as any records go. It is raining again to-night, but the wind has fallen.

Tuesday, 14th Feb. 1893.

The weather has improved to-day. It has been showery all day, and cloudy, but with occasional glints of sunshine and the cold is not so keen. I remember one of our lecturers at the Glasgow Western Infirmary remarking to us that we should never abuse the Scottish climate (it is the only part of his lecture I remember), for if our lot was to be cast in a tropical clime we would often long

for a dull day and an overcast sky. I have not found it so. We welcome the rains, it is true; the bursting of the monsoon after the parching, scorching heat of May and June is exhilarating, but a cloudy day without rain always seems depressing, and the sunshine always welcome. I have not yet reached the stage of sympathising with the old Indian who, on retiring to England, used to shut himself up in his room every fine day, with the remark that "he had seen enough of that old sun". Nor do I believe the sun to be responsible for half the mischief attributed to him. Every infirmity of temper, the effects of errors and excess in diet, alcoholism in all its forms, hysteria and other mental derangements are too readily attributed to "a touch of the sun." Surgeon Parke, whose book, referred to before, I have found very useful in affording points of comparison between India and Africa, says he has seen more cases of sunstroke in single day at Aldershot than during seven years in Africa, although his African experiences included the desert march to Khartoum and the Emin Relief Expedition. His explanation is that drink is the predisposing cause.

We were able to get through our usual routine to-day. In addition to old cases, 96 new patients have been treated, about 60 before breakfast and the rest after getting home from the villages in the evening. The fame of my "itch cure" is spreading on every side. Visited two villages; in the first the people were bewailing the loss of cattle carried off by a leopard, and in the second all the men were away and we had a short talk with a few young herd lads.

A most welcome gift reached me by post to-day in the shape of a sample case from Burroughs and Wellcome, containing a dozen bottles of their compressed tabloids.

Wednesday, 15th Feb. 1893.

A delightful day after the rain; the sky cloudless, the dust well laid, the trees fresh and green, and a balmy feeling in the air like that of a fine spring day at home. A note from my medical assistant reports that the rain, gauge at the mission registered about quarter of an inch on Monday and half an inch yesterday. The cultivators have been busy in the fields all day, turning up the surface of the soil with their primitive, one handed, wooden ploughs, drawn by bullocks. One of the funniest things you can tell a native is that ploughs in England are made of iron and drawn by horses.

Treated 77 patients in the morning and spent the whole afternocn till sunset visiting four villages. We had a small meeting in each. The senior evangelist has had to go to Chakai for two days on business, but the bullock cart driver volunteered his services and preached very well. He is ambitious to be an evangelist and with that end in view has learned to read in his spare time. A man who has driven bullocks is well up in exhortation. On our way to-day we passed fields white with the poppy in flower, for opium seems to be pretty extensively cultivated here.

The home mail of Jan. 24th reached me to-night, a welcome treat after a fatiguing day.

Thursday, 16th Feb. 1893.

We have had a day of it. Treated 150 patients in the morning, but am positively ashamed to say that 122 of them had itch—in additon to more respectable diseases in many cases. I have already mentioned that this plague

causes more actual suffering than leprosy itself, and in confirmation of this I noted among the crowd to-day a leper who came not on account of his leprosy, which, although it had almost destroyed his right hand, he did not even mention, but to beg medicine for the disease which was keeping him in torture night and day. A grown up lad, he cried like a child when describing his sufferings, but little description was called for as he was just covered with sores from the crown of his head to the soles of his feet. The directions given to the patients include washing or scrubbing with warm water daily for three days before applying the medicine, and if this alone is done it will work a social reform in this neighbourhood. My supply of sulphur, the second received this week, went done, or I would have treated a good many more. The patients included a family party of thirteen. Some other patients had to go away untreated as I could not possibly attend to them all.

The sight of the crowd which gathers every morning would melt a heart of stone. They are nearly all Hindus or semi-Hinduised aborigines. I tell them every morning that God loves them, that Christ died for them, that pardon of sin and life eternal are to be obtained not by penance or pilgrimage or sacrifice, but by faith in the Son of God. But what a difference there is between preaching the gospel at home and preaching it here. *There* all the terms you use,—God, Christ, sin, salvation, righteousness, faith,—are intelligible to the people; a fair knowledge of the Word of God may safely be assumed, and however degraded the audience may be there are sure to be some hearts that respond to the message while all understand it. But *here* it is like preaching to a stone wall. Mr. Wells tells of a joiner, engaged in mission work in the

Wynds of Glasgow, who remarked to a companion that "the wud was that rotten the nails wouldna haud"; but here you feel that you have no wood to work upon at all, that you are driving your nails into airy nothing. A few of the better educated Hindus show some real interest in what you say, and pride themselves upon knowing much more than any of us can tell them; but of the great bulk, although they assent to everything, it is doubtful if they carry away a single definite idea from all that has been said and repeated time after time. I think we would all endorse a remark which Dr. Stalker makes in *The Preacher and His Models* that "the greatest difficulty of missionary work is that in the heathen there is, as a rule, hardly any conscience." One boy to-day bought a Gospel; besides him only one man in the crowd could read.

Started at one o'clock for the villages, with the carter and junior evangelist. In the first village found nobody; then we spent two hours in the jungle, looking for a village we had heard of but never seen. At four o'clock met some herdsmen who told us we had gone off the track. It was too late to retrace our steps, but they directed us to a near village, of whose existence we had not known. Here we met with a few men, and after speaking to them started back for camp, getting in at sunset just in time to prepare for a magic lantern meeting which we had intimated for to-night. It was attended by a large crowd of Hindoos, so large that we had to group them in two divisions, one on each side of the sheet, which was wetted to make the picture visible from either side. The carter and evangelist explained in Hindi on one side of the sheet, while one of the syces and myself worked the lantern and did the lecturing in Hindi between us on the other. They all listened well and

seemed much interested, although some seemed disappointed that they heard "nothing but religion." This meeting finished at 8-30, and I had packed up the lantern and settled down to write when the sound of flutes in the distance announced the approach of a party of Santals. I was inclined to ask them to come back to-morrow, but they begged me to show them some of the pictures at least so that they might not go home ashamed. My men were eager for it, for the Santals are a clannish lot, so we fixed up the lantern again and showed them the whole series, and got to the end of our programme about 10 o'clock. There were rumblings of distant thunder early in the evening, but it turned out a fine starlight night with no moon, very favourable for magic lantern work.

The world is getting very small. Sitting in my tent here this Thursday night a solitary European, I have read a summary not only of Mr. Gladstone's speech in introducing his Home Rule Bill on Monday night, but also of Mr. Balfour's reply on Tuesday. The former is contained in a Wednesday's Calcutta newspaper, the latter in a slip inserted in it, with telegrams received in Calcutta before the papers were sent off by the mail train in the evening. So within 48 hours the report of Mr. Balfour's speech travelled over 7000 miles by wire, 217 by train and 20 by road. The late disturbance in the weather seems to have been general,—rain in Lower Bengal and more snowstorms in the Himalayas. It is much milder to-night, and there is lightning in the east, which is said to be a sign of rain.

Friday, 17th Feb. 1893.

During the night, at one o'clock, a thunderstorm broke upon us, with half an hour's terrific rain such as is seen

only in the tropics, I believe. I turned out to watch the storm from underneath the eaves of my tent, and when I turned in again found the tent flooded. We ought to have dug trenches round the tent as a safeguard against this, but the storm came upon us so suddenly that we were quite unprepared. However, little serious damage was done. There was a heavy shower again in the morning, and all day till the afternoon there was a thundery feeling in the air with threatening rumblings. It cleared in the evening.

123 New patients to-day. The number of old cases who come for dressing and renewed supplies of medicine naturally increases daily, but I have not time to count them. One old man said he had four diseases. I undertook to treat three of them. Then he said he had no food, although one of the symptoms of one of his diseases had been loss of appetite. I gave him just three times the sum he begged, and then he came back to say his clothes were—or rather, to be accurate, his cloth was—in rags, but I could do no more for him. Had I given him cloth, he would probably have come back to ask a house.

Revisited one village in the afternoon, and had a fair gathering of men, women and children. The chief was absent, and the men said there was no use discussing any religious question without him ; to which the carter replied that they did not leave the matter of eating to their chief, and religion was just as important to each man of them as his daily food !

On our way back to camp we met the old blind Santal mentioned in Saturday's diary, on his way to the mission, led by two sons. So I ride in to-morrow, all being well and stay over Sunday to officiate.

CHAKAI MISSION,
Saturday, 18th Feb. 1893.

Had 32 new patients in camp this morning before breakfast. Then we struck tents to move on to new camping ground and I rode in here. The old Santal was waiting for me and the operation for the removal of his cataract came off all right. He was able to distinguish objects at once, counted fingers correctly, and noticed the rafters in the roof above the operating table, but did not recognise his son, not having seen him for three years. I trust he will get on all right, if he submits to have his eyes bandaged for 8 or 10 days. Those who are quite blind often make the best cases—better, for instance, than those blind in one eye, for they submit more readily to a few more days of darkness before the bandages are finally removed. Early in this diary a Mohammedan cataract patient is referred to. He came back to have the second eye operated on a few weeks ago, and positively refused to stay even a few days after the operation as he maintained he was quite well.

During our week in Keajoree, 12 villages have been visited, 608 patients attended to, and 3 gospels sold. In our work as a rule the number of villages visited is in inverse proportion to the number of patients treated. It is the Hindus and Mohammedans who swell the list of patients, and in districts where they are numerous Santal villages are few and far between.

CAMP NUMBER SEVEN.

PUNHASSI,
Monday, 20th Feb. 1893.

REJOINED camp this evening. We are now in the Santal Pargannas, 16 miles from Chakai Mission, still in the Deoghur direction, and near the Deoli Hill before referred to. There is a good road at present, running right past our camp, so I drove here in my bamboo cart, the first time I have used it in connection with camp work this year. I shall send it home to-morrow, as it is more of an incumbrance than a convenience in moving about. The part of the road from the borders of Monghyr is new, and not yet fully made. It is 60 feet broad all along the way, with young trees planted at both sides. In course of time it will be a splendid avenue. The magistrate of the district, whom I occasionally meet, told me that one reason he had for making the roads so wide was because in a few years they would he the only pasture lands for the cattle. It hardly looks like it at present. for there is plenty of jungle round about us. I have seen very little of our surroundings, as it was getting dark when I arrived. My men have not put up my tent, but prepared a small one of their own for my accommodation. They had come to the conclusion that this was not a good centre for work. The evangelist and carter visited four Santal villages to-day, and say that the only others, a group of five lying together, could be visited on our way

to a new camp to-morrow. But as I agreed to meet a number of patients here to-morrow, I prefer to spend at least a day here before moving on. When driving along this evening, in one place doing five miles in half an hour, I just thought it was a rare thing to have a Santal camp with such a road to it.

Tuesday, 21st Feb. 1893.

Whether my friends will believe me or not, it is nevertheless true that I have dispensed medicine or given advice to-day to 269 patients. 119 were dealt with in the morning. At 12-30 we started for the villages and visited five, grouped within easy reach of each other at the foot of the Deoli Hill. These villages are part of an estate which belongs to a Mr. Grant, whom the villagers eulogised as a most lenient landlord. They say he tried to introduce the indigo cultivation here, but it was a failure. In four of the villages we had meetings, one being attended by a very fair crowd, of whom some members were inclined to be argumentative. They argued on the familiar lines that the old is better than the new, tradition safer than innovation, and that, even if a change were desirable, it could not be effected without the consent of the assembled chiefs. Got back to camp between four and five, and was then kept doctoring a most pitiful crowd of sick, sore, maimed and blind, till the sun had set and the moon was in the sky. Of course I had not to deal with 269 individuals, for many of them, with contagious diseases, were in family groups, with members of the family left at home. Much of the medical work here is of a routine description; the disease can be diagnosed at a glance or by means of a single question. But in almost every group of patients there are some rare

and interesting cases, over which one would like to spend hours. To-day there were two lepers, one of five, the other of two, years' standing. Both said that neither wife nor children shewed any trace of the disease. Another patient, a little boy, suffered, if my diagnoses was correct, from cretinism, of which I have never before seen an example either in Europe or in India. I felt sorry I had neither a camera, nor a tape to measure his enormous head. A piece of bandage cloth, measured round its greatest circumference, was longer than my arm's length by two or three inches. He was quite insane, and unable to stand. When left by himself without support he fell back as if helpless under the weight of his head. His father, who was in great distress about him, and to whom I could give little comfort, had brought him in a *dooly*, a stretcher suspended from a pole. Another case of some interest to the crowd was that of a pilgrim from Gaya, who came for medicine for his father. Both had gone to Baidyanath (Deoghur) three months ago as pilgrims; there the father had taken ill with fever and dysentery, and had been unable to move since. I asked if *Mahadeo*, the great god of the Hindus, had not been able to cure him, but his only reply was, "*You* are Mahadeo, *You* are the great god." Such heresy was hardly to be expected from a pilgrim. Two years ago, an old Brahmin crawled to my door at Chakai. He had gone to Baidyanath as a pilgrim and had there been siezed with paralysis, which affected the lower part of his body. He could neither stand nor walk. His friends had urged him to go home, to a place beyond Benares, by train, but he was very unwilling to do so, as it would detract from the merit his pilgrimage had acquired. So he started to *crawl* home, a distance of about 300 miles. He reached me, after twenty miles of it, in a very helpless condition, but still

very unwilling to give in. He lived for a few days in my verandah, but how he lived was a puzzle to me. His caste prevented him from taking food or drink either from me or from anybody about the place, and he had to depend upon the services of Hindus among my dispensary patients to get a supply of water brought to him from the well. After a lot of persuasion he surrendered, and we put him into a bullock cart and sent him off to Simultala, the nearest railway station.

The mail has come in early this week, our thanks being due, I suppose, to the P. and O's new and powerful steamers. It reached Chakai on Monday evening, and I have received it to-night. The most important news it brings me is of the birth of a nephew, whom his father describes, in somewhat unprofessional language for a medical man, as a 'thumper'.

Wednesday, 22nd Feb. 1893.

Another wet day; rain from morning to night with a few intermissions, and a good deal of thunder and lightning. At intervals patients came for medicine; 74 new cases and a number of old ones. The pilgrim came to say that his father was very much better, and a number of the others showed a more decided improvement than I had anticipated. As a rule, in favourable circumstances the diseases respond well to treatment, partly, perhaps, because the remedies are new to the people. But the favourable circumstances are the exception rather than the rule. Medication can do little to correct the results of life-long malnutrition, exposure and filth.

It's an ill wind that blows nobody good; to-day's rain has helped me to put myself right with some correspond-

ents who have been waiting many months for letters. I have not been able to get abreast of my correspondence since I started for Bombay two months ago, but I am considerably nearer it to-night than I was in the morning.

Thursday, 23rd Feb. 1893.

It rained again all through the night and until pretty late in the afternoon. We meant to move camp this morning, but could not do it very well in the wet. It is desirable to give the tent and other things time to dry before packing them, but we can hardly hope to manage that now. More letters written in the morning. As it cleared up a bit in the afternoon a number of patients turned up; 40 new cases treated and a number of old ones.

Yesterday my men were unable to cook their food, but contented themselves with parched rice bought at the nearest bazar. To-day there is less, almost no, wind, so they have resumed their customary and much more palatable diet of boiled rice and dal. A few months ago the *Review of Reviews*, commenting on the fact that the defeat of the French in the Franco-Prussian war was largely due to the mismanagement of their commissariat department, remarked that 'armies, like snakes, move on their bellies'. If this is true of the highly trained soldiers of civilisation it is not to be wondered at in the case of our semi-barbarous coolies. Give them sufficient food, and they are good for any amount of hard work and exposure. My cook has never been beat yet, but has given me both to-day and yesterday rice and dal for breakfast and dinner, with the addition of a plate of genuine Scotch porridge

at the former meal. Our water, got from a neighbouring river, has assumed a rich yellow colour since the rain began. The river is in spate and the water freely mixed with mud and sand. But as I seldom drink water in camp except in the form of tea, it makes little difference. There is no doubt that one of the main dangers, if not *the* main danger, to health and life in India, lies in the contamination of drinking water. Whatever be the nature of the cholera poison, it is pretty certain that it is propagated mainly by means of water. Drinking water should be both boiled and filtered,—that is one of the golden rules of Indian domestic economy. It is more difficult to take proper precautions in camp, but while your boy may neglect to boil your drinking water he is bound to boil the water to make tea. The Santals attach great importance, in a way, to their drinking water. When a man among them is ill, he goes away, not, as with us, for a change of air, but for 'a change of water.' I have once heard them saying of one of our missionaries who was home on furlough, that he had gone to Scotland for a change of water.

The weather fails to damp the ardour of the natives engaged in celebrating the marriages of their friends. In a neighbouring village, singing, music, and dancing have been going on in the rain, day and night on end; and at every interval between the showers gay processions have been passing along the road which runs past our camp. Their decorations are very tawdry, paper and tinsel, making a poor show in the wind and rain.

CAMP NUMBER EIGHT.

CHIHRADIH, SILPHUREE,
Friday, 24th Feb. 1893.

THIS morning broke fair, so we determined to shift camp. Early birds to the number of 47 having received the medicinal worm, raising the number of patients treated in four and a half days to 430, we started at 10-30 a. m. A ride of ten or twelve miles across country brought us to this place, and very pleasant it was to be out and about after two days' confinement. The advanced guard got here in the early afternoon, and we settled down to wait, with as much patience as we could, for the bullock carts, which had to take a more roundabout road. We did not expect them much before six, but at eight were disappointed when one of the men in charge of them arrived to say they were hopelessly stuck. They had got into a river with soft sand. By unloading them they had got them through, only to stick again in a muddy field a mile further on, where, our informant declared, the carts, even when emptied, and the bullocks were simply 'drowned in mud.' I sent off a man to bring my bedding, and made up my mind to trust myself to the bosom of Mother Earth for a night, for a native bed, which the village chowkidar had brought, about three and a half feet long, seemed to have been specially designed for keeping people awake. A modern Inquisition would find in these native beds a very effective instrument of torture. They are usually alive with vermin, too. My supplies were in the cart, but the men who were with me had taken the precaution to bring theirs with them, and offered me a

share of their rice and dal, which I was glad to accept. To our pleasant surprise, the carts turned up at 9-30, not much the worse of the rough treatment. A friend in Manchuria, a medical missionary, writes to me that in the wet weather in North China you have to consider not the length of the road you have to go, but its depth. As our soil is sandy, the roads, bad as they are, are not so muddy as they might be, but the rivers, as I have mentioned before, are the crux. It was beginning to rain again when the carts arrived, but we have got the small tent, which I have occupied the whole week, set up before the bedding had time to get more than moist, and now I am thankful to find myself in much more comfortable circumstances than I expected three hours ago.

Our postman met me here with a batch of letters from various parts of India, from Poona to Sylhet. There are complaints of cold and wet weather everywhere, and friends at considerable distances write to say they are thinking how miserable I must be in camp. I don't feel it. Working among the crowd of sick and suffering who are coming daily, I have little time and would have less excuse for thinking of the discomforts of camp life in wet weather. But if this weather continues I shall be more reconciled than I usually am to find myself "cabin'd, cribbed, confined, bound in" by the walls of my bungalow when the camping season is over. I am glad to say I have not heard a murmur of complaint from my men, who are much more exposed than I am. In fact they seem to be in extra good spirits, and are always eager to sacrifice their own comfort for the sake of mine. We are all in perfect health, I am thankful to say. Mr. Campbell writes to say that his men in camp visited 55 villages in 12 days, which was splendid work, but were driven home by the rain.

Our new camp is in the threshing floor, on the outskirts of a large Santal village. There are three shed-like erections, posts with a rough roofing of branches, piled up with straw, which we use, instead of trees, as stable and kitchen. There is a fine grassy sward adjoining the clean-swept threshing floor, with a large mango tree standing alone, and just opposite is the grove of *sal* trees, sacred to the village gods. The Deoli Hill, which was south-east of our last camp, now lies to the west, for we have skirted its base to-day. We are back to the Monghyr district again, but still near the confines of the Santal Pargannas. We get a fine view of a range of hills, the Teor Hills, as rugged as the peaks of Arran and probably about the same height, which form a conspicuous feature of the latter district. There is jungle all round about us, but a well used road passes through the village, along which a gorgeous marriage procession, with over twenty bullock carts, three palkis, a small troop of horsemen, and bands and banners *galore,* passed this afternoon. Had a talk in the evening with the old village chief and a number of his men. Wishing to make friends with a bright looking little fellow who was standing by, I patted him on the head, but he roared like murder. A number of people came for medicine as soon as I got here, and even one section of the marriage procession halted, to allow one of its number to consult me; but I had to ask them all to come to-morrow, as my medicine chest was packed in the bullock carts.

It is raining hard again to-night, extraordinary weather. We are only a few miles from the railway, and can hear the trains passing. Indian railways are quiet compared with those at home. Along this, the main line in India, eight passenger trains pass daily, four going east and four going west

Saturday, 25th Feb. 1893.

Heavy rain all last night. My tent was pitched on slightly sloping ground, and when I awoke in the morning streams of water were trickling under my bed. It rained steadily until the afternoon. We then erected my own tent, and I am in it again to-night. It feels very roomy and commodious after the small tent, but will not be very comfortable until it and the ground have dried. It is very cloudy to-night, but not raining, and the moon seems to be struggling through the clouds.

A few patients, nine in number, came for medicine to-day. Among them was a little child of four or five, of the dhobi caste, brought to me by its parents on account of some mental deficiency. I was struck with its eyes, which were of a pure bright blue. I do not recollect having seen another native of this part of India with blue eyes; they are nearly all brown. The combination of blue eyes and dark skin seemed strange.

Towards evening we visited two villages, had a good meeting in the first, and a very small one in the second. Intimated a magic lantern meeting for Tuesday evening, "weather permitting."

Monday, 27th Feb. 1893.

We have now had two delightful days after the rain, clear, warm days, with bright moonlight nights. Yesterday the sky was laden with the remnants of the storm, great masses of fleecy clouds; to-day it has been one expanse of spotless blue. Everybody, birds and beasts included, seems to be in good spirits, rejoicing in the

return of the sunshine. Indian scenery looks its best after ram, which dispels the haze which at other times obscures the distance. There has been unusual activity in the camp, making up for the previous days of comparative idleness. A cart has gone to the jungle to fetch firewood, and messengers have been despatched to Deoghur and Chakai, to bring supplies and attend to other business.

About half a dozen patients had to be attended to yesterday. Among them was a Santal child very ill with pneumonia, a thing to be looked for after the cold and wet. I had to teach its parents how to make and apply poultices, a thing unknown to them. We use rice for poultices, and it does very well. This district is not so thickly populated as the last we were in, and most of the villages in the neighbourhood are Santal; consequently the demand for medicine is less. 36 new cases to-day. One Gospel has been sold to the only man I have met here who can read.

Three villages visited to-day, and good meetings held in each. In the first, the people said they were starving, and looked like it. Their rice crop had been a failure. The people in another village, who seemed to be more familiar with the name of God that most are, said they worshipped God *in addition to* the *bongas*, or demon-gods. This is a line of defence which the more enlightened among them soon learn to adopt. We told them they could not worship God and the demons too, for one of God's great commandments was "Thou shalt have no other gods before me." The evangelist who was with me, using a homely illustration, asked them if they would be showing proper respect to a village chief to set up another chief at the other end of the street? Certainly not, they

all agreed, without a moment's hesitation, for they are loyal to their chiefs. In the same way, the evangelist replied, God was supreme, and it was a sin to give to any other the worship due to Him alone.

Tuesday, 28th Feb. 1893.

52 new cases to-day. The number of cases of suppurating ears has struck me as a feature of the medical work in this camp. This disease is very common everywhere in our district, but seems to be specially common here. Unfortunately, as in so many other cases, they often neglect to apply for medicine until it is too late. A patient this morning complained of toothache, and the extraction of one of his teeth led to seven others, belonging to various members of the crowd, being pulled. The fact that decayed teeth can be extracted is a revelation to these people; they never saw it, heard of it, or thought of it before, and are delighted with the discovery. They stand it wonderfully well, too; I have very seldom been able to extract a cry or even a groan along with the tooth. The people are inveterate tobacco-chewers, and with the tobacco they mix lime, which forms concretions round their teeth and loosens them by eating down into the roots. Many a tooth I pull is just a shapeless mass of lime, with a tooth as its nucleus. But, apart from this, toothache is common, why I don't know.

We visited three villages. Two seemed to be fairly prosperous and we had good meetings, but the third was a very broken-down, deserted-looking place. The old chief told us that nearly all the villagers had been forced by poverty to go off to the tea-gardens of Cachar. He himself had a very bad knee, for which he begged medi-

cine. He said he could manage to come into camp by resting every few steps of the way, but I promised to ride out in the early morning and do what I could for him. As an operation may be necessary, it is better in any case that I should attend him at his own house. The magic lantern meeting to-night was attended by a large crowd, mostly Santals, but with a sprinkling of Hindus. The best part of the entertainment, in the estimation of the people, was seeing me at dinner, using knife, fork and spoon. One of the first rules of Indian etiquette is never to disturb or even look at a man when he is eating; but so great is the novelty of our ways of taking food that the curiosity of the people overcomes their sense of propriety. Even those natives whose position renders some regard to the laws of society obligatory are fond of taking a constitutional up and down in front of my tent at meal times, and enjoying as much of the show as they can get by squinting sideways through the door in passing. I never saw so many women and children coming out to one of our meetings as were present to-night. It is a good sign. Among the patients, too, there is daily a larger proportion than usual of women, both Hindu and Santal.

Calcutta newspapers received to-night report another snowstorm, the heaviest of the year, at Darjeeling, on Wednesday of last week, one of the rainy days here. The snow was lying on the ground to the depth of six inches. A death from lightning took place in Calcutta. It is slightly cloudy again to-night, after a beautiful day.

Wednesday, 1st March 1893.

I much enjoyed my visit to the old chief this morning. It was a pleasant ride in the cool of the morning; I was

able to relieve his pain, and he seemed to be really grateful. He asked if my horse would have anything to eat, a little act of courtesy I do not remember having met with before. Although all he could give was straw, they were "straws that shewed the stream of tendency," to use a phrase which was a favourite with Professor Bruce when I was in his class. Strangers, I fear, would be disappointed to find how little gratitude the Santals show. It usually seems to take the form of "a lively sense of favours to come." A man who has had his sight restored, for instance, very often comes to ask a present before going home. Having done so much for him, you can easily do a little more, he argues. I could give some curious instances of this trait, were it not that I do not care to publish abroad the weaknesses of my friends, my nearest friends geographically speaking. But the fact that they do not express gratitude in words does not necessarily imply that they do not feel it. Perhaps they think, in their ignorance, that kindness comes natural to us, that

"Blessing we are. God made us so.
* * * * *
Nor have we ever chanced to know
That aught were easier than to bless."

At any rate, the reserve of the Santals is much to be preferred to the fulsome flattery so common among Hindus and Mohammedans.

The people of the village were by no means sure about me. When I asked for anything I wanted in dressing the old man's knee, such as water, leaves, etc, a boy was sent to put it down beside me, and then to retire to the safe distance from which the women and girls were watching

operations. Leaves, I may mention, are used by us for the purposes for which those surgeons who can afford it use such expensive luxuries as oiled silk, to keep the dressings of a wound moist. The leaf of the banana is very useful in surgery, but unfortunately it grows in very few villages in this district, although I have seen it growing wild on Paresnath. Probably the soil is too poor, and the water supply deficient.

Visited two villages to-day and held a meeting in each. There is a hill a few miles from here, made conspicuous by having a solitary tree on its very summit. I have often seen it from various points, and finding myself at its base to-day climbed it. It was a stiff and slippery climb, but the magnificent view from the top was ample reward. There I came across a party of Santals, cutting thatching grass, who hailed me with all the heartiness of unsophisticated savages. Their first question was, Would I eat tobacco? I was almost sorry that I had to decline, for tobacco-chewing is almost as much a promoter of friendship among the Santals as the "blood brotherhood," so popular with Stanley, seems to be among the Africans, or as dram-drinking was between Tam O'Shanter and Souter Johnny,—

"Tam lo'ed him like a vera brither,
They had been fou' for weeks thegither"

Then they wanted to know where I was born, and in what direction the country was: what my helmet was made of, where did I get it, and how much did it cost; how many children I had, boys and girls, what my watch was for, how did it tell me the time, what were the different parts of the day called, according to it? and so on; I let

them have their say, and then I had mine. They listened with evident interest when I told them of our God and of His Christ, and explained the commandments. They had heard already of the magic lantern last night, and wanted to know all about it.

The two villages we visited to-day were visited two years ago from a camp in a different direction. With one or two exceptions, all our camp work for three winters has been breaking what to me is new ground, the exceptions being that once or twice in travelling towards a new district we have encamped for a few days in a place previously visited. There is just one district remaining, within easy reach of Chakai, which we have not yet visited, and we hope to make for it after striking our present camp.

New patients to-day numbered 67 ; two Gospels sold.

It is a glorious night ; full moon so bright that I can read small print by its light with ease ; a cloudless sky ; the outlines of the hills stand out almost as clear as by day, and not a breath of wind stirs the leaves in the jungle. My comrades are all sound asleep in their tents, and the only sounds which break the silence come from a party of Santals merry-making in the nearest village. Heard from a little distance, the flutes and cymbals, blended with the singing of the girls with their soft musical voices, make harmony quite in keeping with our Arcadian surroundings.

CHAKAI MISSION,
Thursday, 2nd March 1893.

As the next camping ground lies in a direction directly opposite to the last, our way to it lies through Chakai.

57 new cases were treated in camp in the morning. A crowd, even of patients, has always a sense of humour, and a little joke always helps us to get along pleasantly. This morning, a little fellow six or seven years old, in first rate condition, the very picture of health and strength, pushed his way manfully through the crowd and took up a position right in front of me, with a look of determination about him which plainly said that whoever else might be left to suffer *he* at least was going to have his case attended to. "What's wrong with you?" I asked. "I haven't been hungry for six months," he replied. A man in the crowd shouts "*Bhala! Chokra,* Well done youngster." and there is a laugh all round. I ask him "How much can you eat?" And he holds up one hand with fingers extended. "And how much would you like to eat?" And up go both hands. I give him a mixture of Quinine and Nitro-Muriatic Acid, and he goes away supremely happy.

At mid day we broke up camp, distributing our spare firewood and earthern vessels to the poor. When the men were packing the carts, they suddenly threw down their bundles, siezed their sticks, and made a rush at two fine deer which had just emerged from the jungle. The fellows can never resist the temptation of a hunt, whatever business they may have in hand. But the deers got clear away, and I was not sorry, for they were beautiful, innocent looking creatures. People still came for medicine after

everything was packed, although I had kept out the medicine chest to the very last, but we had to ask them to come to the mission for what they wanted. My last professional service was to draw a molar.

The people told me it was twenty miles by road from the camp to Chakai, but it must have been considerably less by the way I rode, straight across country. The native made roads, which are not made at all, are very round about, for the natives prefer to make a very long detour, rather than sacrifice a few yards of rice land.

Found nearly everybody well here. One of the school boys is down with pneumonia, but seems likely to pull through. We have a " daft body" about the place. He was baptised in 1891 and became insane a short time afterwards. His heathen friends, of course, attribute this to the offended gods, and it has been a sore trial to all his family. Since I went away he has been having periodical epileptic fits, during one of which he fell into the fire, getting his left hand badly burnt. I am inclined to attribute his symptoms to a cerebral tumour, which seems to be growing. He seems to have no recollection of how his hand was burnt. The old Santal upon whom I operated for cataract on the 18th went away well on the 28th.

I find that on the 22nd an inch and a half of rain fell, and about two and a half inches during the week; a good rainfall for this time of the year. The cultivators are complaining that it has injured their cold weather crops.

Among a number of letters awaiting me here was one from my friend Dr. Revie, who is camping in the Central Provinces, and who gives me some particulars of his medi-

cal work. He says ringworm, scabies, rheumatism and fever, form three-fifths of his cases. In India we call all these "trivial", not that they are by any means trivial to the patient or easily cured, but because they are so painfully common. From what I have heard from Drs. Revie and Sandilands, ringworm is *the* skin disease of the Central Provinces. It is certainly common here, too, but our people hardly regard it as disease; the *Trichophyton tonsurans* has to hide its diminished head in presence of the ubiquitous and all-victorious *Acarus Scabiei.* This climate may be trying to the human species, but it seems to suit parasites uncommonly well.

I may here mention that I have a little difficulty with statistics of medical work in camp. For one thing, many are treated who are not seen. It is a good principle to insist upon seeing every person you are asked to treat, but I, for one, find it impossible to adhere to it, and in a great multitude of cases, there is just too little room for doubt about the nature of the case from the description brought. In a case, too, where a whole family has a contagious skin disease, it is impossible to cure one member except by curing all. In such cases I adopt the plan which I saw used in the Skin Hospital in Glasgow; if a person who came with a contagious skin disease said other members of the family had it, they were all entered as patients and had medicine sent to them. Then many of our patients here would each be counted two or three if they attended a home Infirmary as out door patients. They would go to the Medical Department for their bronchitis or rheumatism, to the Surgical to have their sores dressed or an abscess opened, to the Dental to have a tooth pulled, and to the specialists on the Eye, Ear or Throat for treatment of these organs. My plan is to put down

the number of persons (not diseases) who have been treated (not necessarily seen). But while, in this way, not all the patients have seen the missionary or heard his message, on the other hand there are a great number, not patients, who are brought within reach of Gospel through the medical work. In some cases, especially with females, half a dozen friends may accompany the patient; parents come with their children, sons and daughters with their aged parents, servants with their masters and masters with their servants; and palki bearers (often six to a single patient) and bullock drivers help to swell the crowd. I am quite safe in saying that the crowd who listen to the preaching is often twice or thrice as great as the number of patients.

Again, it would be desirable to keep a record of the number of visits paid by each patient, but I have been simply unable to do so. I only give returns of new cases, day by day, although the greater part of the time and trouble may often be given to old cases. Another letter I have received to-day is from Dr. Griffith Griffiths, of the Welsh Mission in the Khasia Hills of Assam, who has charge of the finest mission hospital I have seen anywhere, at Cherrapunji. He informs me that the total number of patients treated last year was 4,569, who paid 13,335 visits. This probably is the average at most dispensaries—3 visits to a patient,—except perhaps in cities where the patients all live near at hand. In my case, so much of the work being in camp, and the distances being so great and travelling so difficult, the number of visits per patient is probably less. The striking feature of Dr. Griffith's work is the large number of visits paid by himself and his compounders to patients in their own homes,—3686. I suppose this is because he is surrounded by a large Christian population. I have entered into these figures, which will be of interest to very few,

in this place, because I expect that the medical work will occupy a less conspicuous place in the remaining part of our campaign. During the past three weeks I have treated more patients than during the 107 days spent in camp last year, mainly because our camps have been in very populous districts. It may be that the people are learning to put more confidence in us, but it is too soon yet to be sure of that. The exceptionally cold weather has probably had a good deal to do with it.

The number of patients treated in our last camp is 227 11 villages were visited, and 3 gospels sold.

CAMP NUMBER NINE.

GUNIATHAN,
Monday, 6th March 1893.

As I was told it would be impossible to have the new camp ready before Saturday, I spent Sabbath at the Mission. To-day I rode out here in the morning, had a late breakfast, and started with the evangelists to visit the four nearest villages, two of which we found empty.

We are back again to the hills and jungles west of Chakai, in which most of December was spent. Guniathan is a Santal village, about half way between our mission and Camp Number Four (Ganganpur), ten or twelve miles from Chakai. It is exceedingly pretty country, but very sparsely populated as there is almost no arable land. There seems to be none but Santals in the district. It is the quietest place we have been in this season, and we shall probably have a peaceful time. We are far away from roads, in an out-of-the-way corner in which strangers would have a difficulty in finding us. The country is very hilly; the men do not seem to have been able to find a bit of level ground big enough for a camp, for they have pitched the tents on a slope and in the only ploughed field I can see. A great number and a great variety of trees surround us, but few of those in the immediate neighbourhood are very big. The ground is exceedingly stony, and as it is broken up by steep-banked, rocky-bedded streams in every direction, riding is difficult. My horses are not every thing they should be,—one is a buck-

jumper and the other at times seems capable of every vice that equine depravity can invent; but they are good climbers. In the words of our Anglo-Indian poet, they would almost "climb up the side o' a sign-board, and trust to the stick o' the paint." Another obstacle to riding is the wealth of thorns, which it is impossible to avoid in the narrow paths. Once when riding in Toondee, I was completely pulled off my saddle by the thorns catching my clothes, the horse walking away from under me.

In the course of a talk with the people of the village this evening, they told me that their rice fields gave them only from two to eight annas of a crop this year, from one eighth to a half of the full crop. But in a poor place like this I should think that it would be only in an exceptionally good year that the fields could yield a decent crop. The people must depend largely upon other kinds of food. At present the prospects of the *Mahua* crop are being much discussed. The people are afraid that the rain has injured it. I am told that hares are about the only game to be had in our neighbourhood, but that all kinds of wild animals are to be found in the hills at a little distance.

We had a very few drops of rain this morning, before I left home. It felt sultry in the afternoon and has become cloudy again in the evening.

Tuesday, 7th March 1893.

Only four patients to-day; three children from one of the villages visited yesterday were brought to me in the morning, and in one of the villages visited to-day I found a man down with pneumonia, the attack dating from the wet weather a fortnight ago.

These villages we visited seemed from camp to be right on the slopes of the hills which form the northern boundary of our district, but after crossing a deep densely-wooded valley to reach them, we found there was another valley and another ridge beyond, and were told that there was still another beyond that. These villages nestling among the hills are exceedingly picturesque; one of them we saw to-day is built right up and down the hill side, with a long straggling street as steep as one of the side streets of Malta. In the first of the three meetings held to-day, we were asked if this Gospel we spoke of was a new thing, for they had never heard of it before! The villagers were anxious to know what the people in the other villages we had gone to were saying about it. In the second village, I asked the people why they worshipped demons, to which a man replied "For fear of our lives." In the third village the people were more interested in my horse than in anything else. They sent for their children, who were playing at some distance, to come and look at it, and amused themselves by asking them to guess what it was. But they listened very well to what we had to say to them.

The absence of patients leaves me free to knock about among the people, and I much enjoy joining a family party in the evening and having a "crack" round the boiling pot. One family I visited this evening had just gathered a bundle of leaves from the jungle, which, with a little grain, were to make their evening meal. The head of the house was, like Antony, a plain blunt man, a man of the street who called a spade a spade, a candid friend. He asked me the price of my boots. "About ten rupees," I said. "That's a lie," he retorted. I assured him it was quite true. "But I don't believe it," he replied. Strange

are the vicissitudes in the career of an Indian missionary, who is told one day that he is Mahadeo, the great god, and next day charged with telling a lie; but such experiences were not unknown to the greatest of his predecessors,—"the barbarians.....said among themselves, No doubt this man is a murderer,.....but.....they changed their minds and said that he was a god." When I had asked my friend to examine my boots carefully and got him to admit he had never seen anything like them before, he was willing to grant that my statement *might* be true, but still he seemed doubtful. A man who is deemed incapable of telling the truth about the price of his own boots, cannot be surprised if people are inclined to doubt what he tells them of the unseen world. "Do you tell me," my outspoken friend asked, "that you never sacrifice to demons?" "Never." "And still you are quite well?" "Perfectly." That seemed a hard fact, upsetting many of his cherished convictions, but in the end his main objection was, "What good would it do us to worship God?" We had the general objection brought forward,—we cannot move in this matter until we all move together. This argument had met us again in the villages to-day, but the evangelists are always prepared for it. One favourite reply is that as every man must eat for the satisfaction of his own hunger so each man must believe to the salvation of his own soul. Another brought forward to-day was,—if a flood were coming you would not wait to see what others were going to do, before seeking a refuge; so, while we are waiting for others, the flood of sin is carrying us away. A very good illustration, but the difficulty is that the Santals do *not* consider religion to be as vital to a man as his daily food, nor do they at all feel the urgent need of deliverance from sin,—nor do thousands of our fellow countrymen who have lived all

their lives under Christian teaching and in an atmosphere of Christian thought and influence.

Our camp seems to be in a part of Hazaribagh jutting into Monghyr, bounded by the bend of a river. Going a short distance to the north, west or east, we cross the river and find ourselves in Monghyr. The first two villages visited to-day are in Hazaribagh, the third in Monghyr. Those visited yesterday are in Hazaribagh, and in the first of them, Bhatnakuraõ, there is a school superintended from Pachamba. They have holidays at present, so I did not see it.

It is intensely quiet. In going about we do not meet a soul, except in the villages, and few there. With the exception of the patients referred to and a few children from the nearest villages, no one has come near our camp to-day, a very great change from the experiences of the previous weeks. There was a rumble of distant thunder in the afternoon, and it still feels sultry and looks threatening.

Wednesday, 8th March 1893.

To-day's programme began with a wolf hunt. In the early morning, the people of the nearest village raised a cry that a wolf had carried off a goat. My men joined in the pursuit, but it was impossible to track the wolf when once it had reached the thicket of the jungle.

We started at twelve o'clock to visit the villages, for the forenoon is still reserved for patients, although none come. The first village lay among the hills, in real Highland scenery, which looked all the more homelike seen through a drizzling rain with a cloudy sky overhead.

The fact that the people were preparing for a day of sacrificing on the morrow did not prevent them giving us a hearty welcome and a patient hearing. On our way we passed through a village of *Jolhas*, a Mohammedan caste of weavers, the only non-Santal settlement I have come across in this district. We then revisited one of the villages in which we had found nobody on Monday. We were fortunate in finding all the people gathered together, doing business with visitors who had brought more popular wares than ours. They were Hindus with two bullock loads of brass ornaments, of which the Santal women, Christian and heathen, are very fond. At the moment of our arrival, one of the traders was piercing the ears of a little urchin with brass rings, two for each ear. For these he charged a *ser* (about two pounds) of rice, value about a penny, per pair, a price which seemed to me to be excessive. They explained, however, that this included the charge for boring the ears, and that the rings would be renewed, if necessary, at a pice (a farthing) a pair. The Santal women, if they can afford it, load themselves with ornaments, ears, neck, fingers, wrists, forearm, upper arm, toes and ankles being profusely adorned. When first put on the anklets sometimes cause the flesh to ulcerate, but I can never get them to admit that this gives them any pain. I do not recollect, however, that I have ever noticed among the Santals the hideous nose-rings common among many other women in India. One that I bought at a fair at Allahabad measures 4 inches in diameter, and 12 in circumference. I believe there is a case on record of a Santal maiden whose ornaments were found to weigh about 40 lbs, but at this moment I cannot recall either the authority or the exact figure. But this fades into insignificance when compared with the weight of iron chains which the Hindu fakirs often burden themselves with, not

for "beauty" but for "holiness." Last hot weather a fakir made himself famous in the North West by going about with a mass of chains which were found to weigh 5 *maunds*. The maund is equal to 82 lbs. and a fraction avoirdupois, so the fakir's burden was about $3\frac{3}{4}$ cwt. At Meerut railway station he applied for a ticket, but the station master, deciding that he was more iron than man, insisted upon booking him as "goods by weight." There is simply no limit to the self-imposed sufferings of these poor creatures, who seem to think, as Wulf the Goth says of the monks in *Hypatia*, "that their God likes them the better the more miserable they are."

The old chief of this village was blind from cataract. I urged him to come to Chakai for operation. He first stipulated that I should feed both him and his friends as long as they might be required to stay, which I gladly promised to do. Even then he seemed very doubtful about it, but said he would think over it. I once had to offer a reward of five rupees to anyone who would bring in an old gentleman that I was determined to operate on,—quite blind but a very promising case. A coolie brought him in and got the rupees,—more than a month's wages,—but two days after the operation the patient ran away and I have not seen him since. The wife of the chief I saw to-day had elephantiasis. I am afraid, from what I have seen in the villages, that the absence of patients at the camp is not due to the absence of disease, but to distrust or superstitious dread of the sahib.

We had a magic lantern meeting in the evening. There is a very perceptible difference in the length of the day now, and our magic lantern exhibitions have to be at a later hour than formerly. There is an hour and a half

(an hour and thirty three miuntes to be strictly accurate) of difference in the time of sunset in Calcutta on the longest and the shortest day of the year, and we are still further north. Sun sets to-night at 6-7, in mid summer at 6-48. I used to think I was the only man in camp who could rig up the magic lantern for action, but one day lately, having intimated in the morning that there was to be an exhibition in the evening, I found on coming back from the villages that everything was ready for it. I did not know that my boy, who was responsible for this, had ever even watched me at the work. Our audience to-night, consisting of Santals only, was fair in numbers and very attentive. A dance is going on in the nearest village and will probably be kept up all night. It has been cloudy all day, with a little rain; bad for the *Mahua,* I fear.

Thursday, 9th March 1893.

The old Santal blind from cataract came to my tent this morning, led by a friend, to say he had made up his mind to come to the mission next week.

There was a good deal of rain during the night, but it cleared in the morning and left a fine, fresh day, exceptionally cool for this season of the year. We started for the villages before mid-day, as we had a long round before us, and travelling up hill and down dale, through juugle beginning to put on "its green felicity", we reached a cluster of four villages nestling together in a valley at the foot of the last range of hills, beyond which the country slopes away down to the plain of the Ganges. We found very few people. In the first village an old man had died in the morning and nearly all the men had gone off to

burn his body. In two others, the people were away celebrating a festival, the same as that in whose honour our neighbours were dancing last night. In these three villages we held small meetings, but the fourth, a very small collection of huts, seemed to be absolutely deserted. Many of the trees are now in flower, and there seems to be a good show of mango blossom. It is fortunate that the trees look their gayest and are most refreshing to the eye at the time when the ground is baked as hard as iron and about as bare as the desert. Although we are in the thick of the jungle here, the horse-boys have to go miles for grass, unless they buy it from the villagers. But the earth is soft and green now, compared with what it will be two months hence.

The home mail of February 16th reached me to-night. The articles in the home papers of most interest to us here are those in the medical journals on inoculation for cholera. If M. Haffkine's method proves successful it will be an untold blessing to India.

A letter from a friend in Poona says that all work has been stopped for five days on account of the Holi festival. The fact that this is the first definite intimation I have received that these holidays are on is an indication of our isolation. One day the postman was very late in bringing letters and gave as his excuse that the Hindu postmaster was feasting; beyond that I had seen or heard nothing of one of the great Hindu festivals of the year, always held on the approach of the vernal equinox. It is a stale Indian joke to say that the Holi festival is a most unholy affair; it seems to be a time of unbridled license among the Hindus. One explanation of the festival is that the equinox marks a season when the cold weather is giving

way to the hot, and as this transition is always trying to the constitution it is deemed expedient to stop all work and give yourself entirely to merrymaking. Whether this be the true explanation or not, it is a reminder that the hot weather will soon be upon us.

In a Calcutta newspaper I have just read of a little incident, which, in any other land but India, would probably be regarded as an invention and a joke. It is proposed to remove the Leper Asylum in Calcutta to a suburb called Manicktollah, the municipality of which is vigorously protesting against the change. They say the drains in their municipality are blocked and overflowing, thus polluting the tanks which supply the drinking water, for the whole year with the exception of a month or two. If a leper asylum were to be located in their midst, the infectious matter from it would find its way first into the drains and thence into the drinking water. It does not seem to enter into the heads of this enlightened municipality that it is about time they were putting their so-called drains in order. But their objection, they say, is based upon more than a purely local consideration, "for the milkmen, *who use the water among other things for increasing their outturn,* have customers in Calcutta." This is about as refreshing as a letter in my possession, from the secretary of a certain Maharajah, in which he makes the innocent remark that an enhancement of rent, against which I had helped the people to protest and appeal, "although illegal is customary."

Friday, 10th March 1893.

We visited three villages to-day, at a considerable distance, in a different direction from yesterday, but in

country almost as fine. The first was a good-sized village, and a crowd of about thirty adults gathered. The old chief, a perfect picture of the noble savage, was almost disabled through paralysis, but the son, who acted in his stead, seemed to be more deeply interested in what we told him than any one I have met in this district. "We know nothing about God," he said, "but you people have seen Him, and written down what He said, and you know." The audience in the second village was smaller. The men of the third were celebrating a festival in their sacred grove, a beautiful little dell at a short distance from the village, and we spoke to them there. Our evangelist argued that, apart from all other considerations, our religion was much more reasonable than theirs. "You" he said, "worship demons whom you never saw and of whose existence you can give no evidence; you believe they have power, but you have no proof of it except in your own imagination. But our God has given us visible tokens of His love and care for us, rain and sunshine, food and drink, health, strength and life itself." The argument from design always seems to come home to the Santals, ignorant and simple minded as they are. I have often noticed, too, how readily they admit the folly of idolatry when we use Isaiah's argument against it in his forty-fourth chapter. It is ridiculous, they say, for a man to take a piece of wood, use part of it as firewood, and set up the rest as a god.

I felt it really warm to-day, and the glare of the sun led me to look out a pair of smoked-glass "goggles" which had been lying unused for nine months. They are a very great relief. Soon after getting them last year I had one day to ride 20 miles during the hottest hours of the day, when the thermometer was 104° in the shade, and was

surprised to find that I felt the sun less than I formerly would have done in a ride of a mile or two. It is the nervous system which suffers first and most from exposure to the sun, and it may be as readily affected through the eye as in any other way. If protective glasses are properly made, with well-fitting gauze round the rims, they are a further safeguard both from the dust which is blown about by the hot winds, and from the pest of small flies which are both troublesome and dangerous, as they are believed to carry the infection of ophthalmia from one person to another. Things like these should be purchased in India rather than at home, for Indian opticians know exactly what is wanted. Any one who wears spectacles ought to have protectives specially made to suit him, so that he may use them not in addition to, but as a substitute for, his ordinary glasses.

I think we feel the heat more at the in-setting of the hot weather than later on, as we have not got accustomed to it; but the heat of to-day may be the harbinger of another thunderstorm. On a day like this one would have to change clothes at least twice a day to be comfortable, for the mornings and evenings demand a warmth of apparel which would be oppressive during the day.

The medical assistant left in charge at the mission has asked for a few days' leave to attend the marriage of a friend. Consequently I shall ride into headquarters to-morrow, to officiate on Sunday, and the camp will be moved in my absence.

CHAKAI MISSION,
Saturday, 11th March 1893.

Rain fell last night and this morning, but it faired in the forenoon and enabled us to break up camp before mid-day. One fever patient turned up for medicine, making a total of five cases in the week, certainly the lowest record in my experience. If I could believe it was due to the healthiness of the district, it would be very gratifying and would suggest the advisability of building a sanatorium, but I fear there must be some less satisfactory explanation. The people seem to be, in the language of an old lady friend of mine in Kinning Park, "blate, backward, dour and distant;" but we'll get to know each other better by-and-by. This patient said he had *tehar*, which seems to be a special term used in our part of India for intermittent fever of the quartan type. Fayrer says the vast preponderance of fever cases in India are quotidian, and quotes Chevers who says that in the course of 27 years' experience in Lower Bengal a case of quartan never occurred in his practice. But the type of fever seems to vary very much in different districts. Quartan abounds here; indeed my impression is that it is the most frequent, —*bokhar do din chut jata, ek din lagta* seems to be the almost invariable formula used by dispensary patients. Perhaps the fact that a man who has a two days' intermission can more easily come for medicine than one who has fever every day, should be taken into account.

Having seen the carts start I made for Chakai, visiting three villages on the way, which makes the number visited from this camp 17. In the last of the three the people were preparing to welcome a young bride to her new home. The houses had been properly "cleaned" by being well

smeared with cow-dung, and the pillars of a courtyard, which was to serve as reception hall, were being gaily decorated with white clay and home-made paint by women-artists who kept up a song while they worked. Strings with leaves and flowers suspended were hung across the street, while for gay and smart appearance the village girls could not be excelled, not even where

> "Upon the banks o' flowing Clyde
> The lasses busk them braw."

Upon the forearms of several festive maidens I count twelve heavy brass bracelets, covering the arm right up to the elbow, in addition to ornaments of the same material on ears, neck, fingers, upper arm, toes and ankles; they have flowers in their carefully dressed hair, and oil to make the face to shine; their gala dress consists of one *sari* of country cloth, five or six yards long, red and white in colour, wrapped round and round the body and then thrown over the shoulders, with heavy folds hanging in graceful curves: altogether a very pretty sight. They all turned out well to our meeting.

On arriving here I found all well. There have been slight showers during the week, amounting in all to ·15 of an inch. The only bit of bad news I have heard is that a family in the village, out of which two girls and a boy attended our schools, have run away to Assam. At least they disappeared during the night, and as one of the grown-up sons is a professional "coolie-catcher"—a man engaged in enticing away workers to the tea gardens,—it is supposed he has taken them off. It is a great pity that coolie recruiting is such a disreputable business. The coolie catchers are often men of the very worst, or of no, character, and most unscrupulous, kidnapping girls and boys

and deceiving grown-up people. Emigration to the tea-districts, if properly conducted, would be a blessing to the people, for it is very often the only way open to them for bettering their position. If any who wish to go consult us we can send them to gardens where we know they will be well cared for, and where they will be in regular communication with the friends they have left at home. But the coolie-catchers get large sums as commission and naturally wish to keep the trade in their own hands. Any man in the country who has got into disgrace, or wishes to fly from his creditors, or get rid of his wife, has just to put himself into the hands of a coolie-catcher, and he is quietly packed off to Assam without giving his friends a chance of tracing him. When any of the people here once get into the hands of these fellows, their friends, fathers, mothers, wives, children, look upon them as dead. I am very sorry to lose these children. The girls have been in my Girls' School since it started, and one of them was among the brightest; while the boy, although not a brilliant scholar, was a famous bow-and-arrow man, having won the first prize for archery at our Athletic Sports last October.

A thunderstorm is passing over us just now. But any bad weather we have had is a trifle compared with a storm in Hyderabad reported in the Calcutta papers of yesterday. On Thursday a storm broke, with a phenomenal fall of of hail; "masses of hailstones are heaped up everywhere, and in one compound in Chudderghaut there is a solid mass of ice from two to three feet thick (!)." The storm brought down the tenperature over 30° below normal (from 96° to 65°); trees uprooted; property injured; telegraph wires cut; no lives lost, but a great slaughter of birds.

CAMP NUMBER TEN.

CHIHRA-BEHRA,
Monday, 13th March 1893.

WE have moved camp to a spot not more than four miles from Chakai, so feel quite at home. In fact some sharp-eyed school boys at the mission declared this morning, before I left, that they could see the tents. I remember that when we were once camping here before I could see the white walls of my bungalow quite distinctly on a clear evening; but they are not so white now as they were then and the trees have grown up to obscure them. I find myself camping to-night in the very same field in which I began tent-life in January 1891. We decided to open our campaign here because the people of this neigbourhood had long been noted for their hostility to Christianity and Christians. It is the only place, I believe, in which the people ever refused to sell us food. They seem to be more friendly disposed now, but I have not seen much of them as they are busy with a festival.

When I reached my tent in the morning, the cook came to ask leave. He had received news that a "new friend" came to his home last night, and was anxious to go to pay his respects to it. Hereby hangs a little tale. My cook is a Christian, a good cook and a good Christian, of the muscular kind, trained at Toondee. The sweeper is a Hindu, the only non-Christian I have about the place. One evening last rains, shortly after I had engaged him, he came to me in a state of great indignation to say he was going to work here no longer as the cook had struck

him for no fault. I summoned the cook and witnesses and held a judicial inquiry. It had been a wet afternoon, and a small crowd had gathered in the cook-room or kitchen, which is always a separate building from the rest of the house, and also a favourite "howf" for loafers and gossips. In the course of the conversation, the cook had remarked that he had no children. (He married on a shilling a week as soon as I engaged him, not the girl of his own choice but one which the Missionary recommended to him as being more suitable.) The sweeper told him be ought to sacrifice a goat, which would put it all right. "No," said the cook, "if it is God's will that I should have children He will send them; if not, sacrifices will do no good." "God has nothing to do with it," replied the sweeper, whereupon the cook struck him. This was the evidence. The cook's only defence was that he had only threatened to strike him when he retreated. I managed with some difficulty to pacify the sweeper, but as he refused to listen to reason or to accept the cook's offer of reconciliation, I told him he could go as soon as he liked. He said no more about it and is here still. So I was rather glad this morning to hear of the arrival of a little stranger, whose coming has, all unconsciously, put to silence the scoffing of at least one heathen. I asked if it bore on the head or the shoulder, but the happy father said they had not told him, which means, I fear, that it is a girl. He dressed himself up in his Sunday clothes and went off in high spirits. I gave him leave for a week, by the end of which time he will probably he glad to get back to camp.

Visited three villages this afternoon and had a good meeting in each. The people are much exercised about the weather, and ask us what it means, why God is sending it,

whether there is to be a famine. The evangelist took the opportunity of trying to impress upon their minds the uncertainty and imperfection of all things earthly. The weather is indeed remarkable; there is still a thundery feeling in the air and a threatening sky overhead; towards evening we could see heavy rain falling a few miles away, and now at night there is lightning flashing in the east.

The country round about our camp is bare; rounded hills, covered with stones, with trees here and there standing alone or in groups of two or three. The hills, however, are not far away, and near every village the sacred grove of sal trees has been left standing intact. We noticed some very graceful tamarind trees, however, in the villages to-day. Another fruit common in this neighhourhood and in our entire district is the jack. It has a pretty leaf, smooth and dark olive-green in colour. The fruit, as it is seen just now, is about the size and shape of an average pear, but when it is fully grown, as it will be three or four months hence, a single fruit is often one man's burden. I like to see fruit trees in a district, for they are sure to be a permanent feature in the landscape, surviving the rest of the jungle, which in course of time is almost bound to be sacrificed for the sake of its timber. There are not very many Santal villages near us, but those that are nearest are of a good size, and we are in a more accessible place than Guniathan, as several well used foot-paths and cart-roads pass near us. Riding along the serpent-like path that brought me here this morning, I thought of Professor Drummond's description of the foot-paths in Central Africa and his explanation of their crookedness. He traces the sinuosities which always exist, even on level ground, to the absence of altruism among the natives. Each bend denotes that at

some period of the world's history there was some kind of obstruction lying in its concavity, and for each man individually it was an easier task to walk round it than to remove it *pro bono publico.*

I had ten patients this afternoon and sold two gospels. One patient, blind in one eye from cataract, promised to come to the mission for operation. The rule at home is, Do not operate till both eyes are blind; the rule here is, Operate when you can. By the time both eyes are blind there is no saying where the patient may be.

Tuesday, 14th March 1893.

Four villages were visited to-day and meetings held in three. In one preparations were being made for bringing home a bride, similar to those mentioned on Saturday. The large number of marriages which are being celebrated this year is evidence of a good harvest. Probably a good many were postponed last year.

In one of the villages we found a school with a Santal teacher. A village school in India is not conducted on the good old principle that little children should be seen but not heard; it can usually be heard long before it is seen, for the children always learn aloud and altogether. To start a school at home a building of some kind, books, paper, pens, slates, pencils, seats ete, are all required; but none of these is necessary here. If there is a shed to shelter the school, good and well; if not, it meets under a tree. The teacher or *guru* chalks the first few letters of the alphabet on the ground, first the vowels and then the consonants, and teaches the children both to repeat them vocally and imitate them in writing. At a more

advanced stage, leaves such as those of the palmyra palm serve as a copy-book and the *calamus* as a pen, while ink is made from jungle products. The hum of the children is rather a pleasant sound. One youngster takes the lead; pointing to one of the letters on the ground he shouts its name, and the others repeat it in a chorus. In the same way they are taught to count up to 100. The leader says "One", and all respond. After nine he shouts "nothing at the back of one is ten," "one at the back of one is eleven," "two at the back of one is twelve" and so on. Once this system has been started the teacher has an easy time of it, basking in the sun and leading a life of contemplation while the children themselves run the school.

Schools are scarce here. This is just the second Santal school I have seen during the present tour. The people in many villages say they are very anxious to have schools for their children; but at present I have no teachers to spare. A village school opened in February has collapsed already, as the teacher has got tired of it and resigned.

Ten new patients again to-day. On man had three teeth drawn standing; he did not think it worth while sitting down. Thereupon a man in the crowd who had come as a sight-seer surrendered himself to have a molar extracted. The first man had hesitated a little at first, but one of my men shouted to him "Don't be afraid; get a tooth drawn to-day and you'll be able to eat Indian corn to-morrow." The ability to eat Indian corn without pain is the standard by which the Santals judge their teeth. When the Indian corn season comes in in August or September I have always a run of dentistry, as the people then find the presence of decayed teeth in their gums a serious inconvenience. Sold one gospel to-day.

Home and home friends—"the dear hearts across the seas,"—have been a good deal in my thoughts to-day, as I sent off my mail in the morning and received my mail from home in the evening. Bishop Heber wrote that he had heard much of the luxuries of Indian life, but knew of only two, —cool air and cool water; can he have forgotten the home mail? At his farewell banquet in Calcutta on Saturday evening, Lord Roberts spoke of changes which have taken place in India since his arrival 41 years ago. There was only a monthly mail from home then, and the number of letters passing through the Indian post office in a year has risen from 15 million to nearly 180 million. There were 20 miles of rail road in India then, there are 17,000 now; no telegraph wires then, 40,000 miles of them now. Letters were then carried by runners over the greater part of India. It took a letter 12 days to go from Calcutta to Peshawar, a distance of 1,500 miles. As this was at the average rate of five miles at hour it was fairly good running, especially when compared with the rate at which passengers then travelled. It took Lord Roberts three months to do the same distance, going from Calcutta to Benares by boat, from Benares to Meerut, where the metalled road came to an end, by horse, and completing the journey of 600 miles from Meerut by palankin.

One very gratifying bit of news brought by to-night's mail is that of the appointment of two fellow-students at Glasgow to India, one as medical colleague to Mr. McCulloch at Hooghly, the other as clerical colleague to Dr. Mowat at Jalna. Glasgow University men may take some pride in the fact that their *Alma Mater* has furnished eight out of the ten male medical missionaries of the Free Church in India, and I believe some of the ladies who are to graduate from Queen Margaret College this year

are also destined for India. By the end of this year, if all goes well, there will be scattered over our Indian misson field from Aden to Bengal eleven men who were fellow students in Glasgow. So Aberdeen is not to have it all its own way much longer. "Let Glasgow flourish by the preaching of the Word" is the ancient motto of St. Mungo's City, and I have no hesitation in affirming that the more men she sends out to preach the word to the heathen the more truly she will flourish in all her best interests.

It has been fair to-day, less cloudy, and warm, but the evening is pleasant after a brilliant sunset. A plague of flies is one of the signs of the approach of the hot weather.

Wednesday, 15th March 1893.

Still another wedding is being celebrated in the nearest village of Chihra. The music, dancing and singing were the last sounds I heard last night and the first this morning.

The cook has sent word that "the new friend bears on the shoulder," on the strength of which he asks a fortnight's leave, so I withdraw the base insinuation that he was a girl. But I do not think the baby girls have such a bad time of it among the Santals. "A neebour woman" came along to call on me one afternoon lately, and told me, among other things, that a new friend had recently arrived. "Is it a boy or a girl?" I asked. "A girl," she replied. "And which do you like best?" I asked. "Both are best," she answered; "does not God send them all?" Not bad for a heathen Santal, I thought, and cordially commended

her doctrine, adding that for my own part, if I had any preference it was for girls. It's as well to be neighbourly. A girl, of course, always fetches a good price in the marriage market; even if deformed, she will do for a widower, at half-price. It is but fair to state that this woman has probably been influenced by Christian teaching, as two of her grown-up sons have been baptized.

We visited five villages to-day, and were fortunate in finding the people at home in each. Two had been visited on Saturday, in coming from our last camp. We had good meetings. In one village all the people were employed at a burnside in an industry quite new to me. They were boiling down the bark and wood of a tree which they called the *kaiar* in big earthern pots till they got a semi-fluid extract which they spread on leaves to dry in the sun. A Brahmin trader had a little shop on the spot, and supplied rice and other food in exchange for this preparation, which, he said, was exported to Lower Bengal, where it was much in demand. The people smear it on the walls and wood-work of their houses, and also eat it along with the betel nut.* The solitary Brahmin seemed hardly to feel at home among the Santals, who amused themselves by talking to him and about him in Santali, not one word of which he understood.

I was struck to-day with the number of fine specimens we came across of a tree which the Santals call the *edel*, commonly known in India as the cotton tree. There is a big one close to our tents. It has a huge flower, with red fleshy petals, measuring at least ten inches from tip to tip. Being in blossom just now, these flowers and its whitish bark make the tree very conspicuous.

* This turns out to be catechu.

One peculiarity is that it throws out buttresses from its trunk, in a line with its main branches, and another is that it is covered, when young, with protecting spikes, which it discards when it has become strong enough to be independent of them. It would be a blessing if all our trees had a similar protection, for one of the great difficulties in growing trees in this country is that the cattle do their best to devour them in the hot season, when there is little grass to be had. The other trees round our camp are what the Santals call the *terel*, a term which has no English equivalent, so far as I know. *Diospyros tomentosa* (Roxb.) is its botanical name. The fruit, which is ripening just now, resembles a very small orange in size and shape, but the rind is harder, something like that of the pomegranate, and of a less brightly yellow colour. The edible part is the stringy yellow pulp which surrounds the stones. This, and the *tarop*,' *Buchanania latifolia, (Roxb.)*, a damson-coloured berry about the size of a cherry, are in season at the same time, in the hot weather, and are among the favourite fruits of the Santals. An occasional ripe *terel* is dropping from the trees just now.

I have lately read Alfred St. Johnston's *Camping Among Cannibals*, a very delightful book, in which he eulogises everything connected with the South Pacific Islands except the missionaries. It is evident, however, that a little personal contact with these misguided beings somewhat modified his unfavourable opinion of them, for he speaks very respectfully and even gratefully of the late Dr. Turner of Samoa. But what makes me mention the book is a remark of the author that always having had very unpleasant thoughts associated with castor oil, he was taken aback to find what an

exceedingly graceful plant it came from. It is a plant which adorns in profusion every village we visit, and very pretty it is without a doubt, doing much to give a pleasing and picturesque appearance to a Santal village street. It has a tall, slender stem, not unlike the bamboo, surmounted by graceful branches with digitate leaves. The mottled seeds, which every student of medicine knows, or ought to know, so well, are contained in groups of three in green balls with prickly looking projections, like the quills of the fretful porcupine on a small scale. Readers of the life of Mackay of Uganda may remember that he nearly poisoned himself with these seeds, having forgotten that they contain a poison of which the oil is free. The people here make a kind of bread by mixing the oil with flour, and when I administer it medicinally they often lick the spoon with evident relish. The oil is used in the villages for lighting purposes, a little piece of wick being burned in an open vessel of oil; but the kerosene oil, which the people call "earth-oil," imported from America and Russia, seems to be rapidly taking its place. But apart from its medicinal value, castor oil will always have a ready market as a lubricant. Another constant feature of the villages we visit, probably suggesing pleasanter associations to most men than the castor oil, is a little patch of the tobacco plant, which is in flower just now. It is a very common sight just now to see the women cleaning cotton. The cotton is passed through a machine like a small mangle, to separate the seeds, which are used as food for cattle, or for sowing another crop.

It is getting pretty hot, either for men or horses, to be out for a long round at midday, but our best part of the day, for village work, is during the hot hours, from

twelve to three. The people come home from the fields and jungle for their midday meal, and hang about for a few hours before going away again. When it gets a little hotter, however, they will all go to sleep for an hour or two at this time.

We had a magic lantern meeting to-night, attended by a large crowd of Santals, good-natured as crowds here usually are, but excited and therefore noisy. I have had only five new patients to-day, and sold two gospels. The hot season, which is sitting in, is certainly a healthy season for natives, and on the whole for Europeans too. The disease most to be feared is cholera. Fever and pneumonia in the cold, cholera in the hot, dysentery in the wet weather, are the diseases we have always to be prepared for.

CHAKAI MISSION,
Thursday, 16th March 1893.

We broke up our camp at Chihra this morning. Four new patients turned up in time to be supplied with medicines, and a considerable number, with men among them who were very ill, followed me in here, where I am better able to treat them satisfactorily. The old Santal, blind with cataract, who is mentioned in last week's journal, is here, and will be operated on to-morrow morning. An old man from one of the Santal villages came along to ask a parting gift of a few coppers to get drunk with, "in order that my name might remain." He got what he had not bargained for, a temperance lecture, the truth and reasonableness of which he fully admitted. It takes some time for our Santal friends to realise that religion and drunkenness, in our opinion, do not go well

together, and it is always a sign of progress—hardly apparent yet in this part of the field,—when the heathen become ashamed to be seen drunk. It has not been by any means an uncommon thing for a man to come to my door saying, "I am on my way to visit a friend and shall pass a public house on the way; you might give me a few pice to get drunk with." My experience of home mission work convinced me that the great bulk of the money given to beggars at home goes straight to the public house, and the difference in these heathen beggars is that they do not add the sins of lying and hypocrisy to that of drunkenness.

We visited four villages before coming home. In one the village was very gay, with a triple wedding; two brides were being brought home to the village and a third maiden was being despatched as a bride to another village. In another village also, a wedding was being celebrated; the young folks had been dancing till they were tired and were quite willing to rest for a little while I told them the story of the wedding feast of a king's son, contained in our *shastras* or sacred writings. The dancing among the Santals, I may as well state, is altogether different from the dances of modern civilisation. The sexes do not dance together; even the heathen would regard that as most improper. In many cases, the men just look on, and in any case, as far as I have seen, the performance is of the most innocent description. The women form themselves into a row shoulder to shoulder, and keep time to the music by advancing and retreating, with an indescribable movement of the body, something like curtsying, and with faces of funereal solemnity. As in so many cases, any evil lies not as much in the thing itself as in the abuses

which seem to be inseparably associated with it. So the rule is that Christians do not dance. Many of our hymns, however, are set to dance music !

It has already been mentioned that our last camp was in the place in which my first campaign was opened three winters ago. We have now gone the round of all the districts within reasonable distance of Chakai in which there are a number of Santal villages, and which are being evangelised by no other mission. Probably my camping work in the future will mainly be over the same ground. A district which is, roughly speaking, 60 miles from east to west and 20 from north to south, and which it takes three years to visit, is big enough for one man. There is room for extension in every direction, but among the people at our doors the ignorance, superstition and indifference to all things spiritual are so dense, that they demand our first attention and all our energy in the meantime.

I hope to be able to do a little camping still, before the weather becomes too hot, but find that for a week or two I have work at Chakai which demands my presence. For one thing, I must get a start made at building a hospital.

During the five weeks we have been in camp during this tour, we have visited 62 villages, treated 1,280 patients and sold 11 gospels. The number of Gospels sold is probably just about equal to the number of patients who could read, a proportion of less than one per cent. Of the 62 villages, two had schools.

GROUP OF SANTALS.

TOONDEE.

MISSION HOUSE,
POKHURIA, TOONDEE,
Saturday, 8th April 1893.

As I regard a visit to Toondee once a year at least, for the purpose of attending to the medical wants of my colleague Mr. Campbell's large and growing family, as a regular part of my itinerating work, I may as well continue my diary during my residence here, although I am no longer in tent, but under the substantial and hospitable roof of the mission bungalow.

Since coming in from Camp Number Ten, I have got a good start made in the building of our Chakai hospital, with a view to have the roof on before the regular rains set in about the middle of June. On the evening of Monday the 3rd, I had to leave Chakai for Calcutta, to attend a meeting of Mission Council. Mr. Campbell and I left Calcutta on Thursday evening, spent that night and the next day at Hooghly, and left Hooghly last night by the mail train for Jamtara, the nearest railway station to Pokhuria. We arrived there between 2 and 3 a. m., and after riding sixteen miles by moonlight, got to our journey's end about sunrise. I rode my old friend Beauty, a famous piebald pony which Mr. Campbell has used for nearly twenty years. He was not just quite so fresh and frisky as when I used to scour the country on his back three years ago; still, after sixteen miles of very rough country,

he galloped up to the bungalow only very slightly out of breath.

The feature of the district at present is the *mahua* tree, laden with the flower which is such a boon to the poor. Immediately upon leaving the station this morning, I recognised the heavy, sweet, somewhat sickly smell of the flower, and every now and then we passed little groups of women and children sitting over fires which they had kindled under the trees, to guard them till the morning. The flower is found lying on the ground like manna in the morning, and is eagerly gathered up and dried in the sun. It begins to fall from the tree about two or three in the morning and ceases to fall in any quantity when the sun gets strong. A "village" here includes the adjacent fields and jungle, the mahua trees of which are divided among the people. Owing to the rain in February and March, the flower is late in falling this year, but it promises to be a good crop. When in season it is sold at four annas (fourpence) a maund (over 80 lbs.), but in a bad year the price rises to four times as much. Those who are not so poor as to require the flower for their own food, use it for feeding their cattle. It is also largely used for making an intoxicating drink. It is to be feared that in course of years the tree will become scarce in this district. Well-to-do landowners fell the trees, which are often very large, with hard, heavy wood, for timber, and as the trees take a long time to grow it will be difficult to replace them. Mr. Campbell calculates that in some parts of this district the trees are disappearing at the rate of six per cent. per annum. As the tree would seem to be specially designed by a bountiful Providence to relieve the grinding poverty of the people, its threatened disappearance is very much to be regretted. We found all well here. The only bit of

bad news was that during Mr. Campbell's absence a murder had been committed in a neighbouring village, and the police, baffled in their attempts to detect the murderer, have applied to him for assistance. Great and manifold are the uses of the Toondee Mission!

I need hardly say that I always feel a special interest in Toondee, and renew my youth each time I visit it. It was here that I served my missionary apprenticeship three years ago, and there is hardly a man, woman, or child about the place whom I cannot claim as an old patient and therefore friend. On the morning of my first arrival early in February 1890, I found patients sitting in the verandah waiting for me; in the same verandah I performed my first operations, and learned to tell the people in their own tongue of the love of God. A good many changes are observable since I left. The Printing Press, which was started during my stay in one of the rooms of the bungalow, now occupies a well built house of its own, and while all the work was then done in Roman type (for English and Santali), Hindi and Bengali are now used as well. Among the works at present in the press is a translation into Bengali of Professor Drummond's *The Greatest Thing in the World*, by Mr. McCulloch of our Hooghly Mission. An old familiar friend of my early days, *Line upon Line*, is being produced by Mr. Campbell in Santali. The Girls' School, too, used to meet in the verandah, the hum of the girls' voices as they began work almost with daylight being the first sound in the morning. Now both the Boys' School and the Girls' are accommodated in new buildings. The silk-worm industry, of which I saw the beginnings, has also attained a large development, the room which was formerly the printing house being now filled with caterpillars and moths in all stages.

There is, however, no improvement in the road from here to the railway. It is a good sixteen miles, and from here to within a mile or two of the station there is not even a track for a bullock cart. A foot path leads through the jungle and across rice-fields, with one large river and a number of smaller ones to ford. It is difficult even to ride on ordinary horses, the jungle is so thick in some places and the banks of the rivers so steep. The large river is the Barrakar; at present it is almost dry, a great stretch of sand with shallow streams trickling through. After some rain has fallen the fishermen will still be able to carry travellers across on their shoulders; later, a ferry-boat, consisting of two hollowed tree trunks lashed together and propelled by a long pole, will come into use. When the river becomes too deep for poling, a rude raft called a *suli* is made of reeds, piled up with bundles of sticks upon which the passenger sits, while the fishermen propel the craft obliquely across the river by swimming. When the flood is too strong even for this mode of travelling, cross-communication just comes to a standstill. There is, however, a bridge across the river about 26 miles from here, and at present a branch line of railway is being made to a new coalfield, which is to bridge the river at the same place and provide a railway station ten or twelve miles from the mission.

I have spent a lazy day, resting after the night journey, inspecting the new buildings, and attending to a score of patients who have been dropping in all day. A coolie had brought my small medicine chest,—my Kinning Park medicine chest I call it, as it was one of the parting gifts from my friends there,—straight across country from Chakai, a distance of about sixty miles, to have it ready for me here.

Monday, 10th April 1893.

Sunday being spent in very much the same way at all our stations and from week to week, I may as well give yesterday's routine of work.

The first service is Sunday School at 8 a. m. As any schemes of lessons procurable here are either in English, Hindi or Bengali, and therefore of comparatively little use to the Santals, we have a specially prepared book, published here in Toondee, somewhat on the model of the one used by the Glasgow Foundry Boys' Society. For the current year, the first thirteen chapters of John's Gospel are divided into fifty two lessons, and texts for repetition, taken from these lessons, are printed in full. There is a page for registering the attendance, and a few hymns for the young are added. Mr. Campbell's school, attended by over 200 boys and girls, is a most interesting sight, and although the numbers in my own school seldom exceed 60, I find the conducting of it about the most enjoyable part of my Sabbath day's work. The children are taught, not in classes, but in a body, and, strange to say, they are much better behaved and more easily controlled than children at home. We have often noticed that our youngsters sit more quietly in Sunday School than in Church. In the former, we have them under our more immediate control; but during service they take advantage of their safe distance from the preacher and of the slackness of parental discipline to do pretty much what they like. The Sunday Schools are attended by the day scholars and by the younger Christian children who are still too young for the day school. Among the heathen, work goes on as usual on Sundays as on other days, preventing the children from coming to church or school.

The principal service is held at midday. While this is about the hottest part of the day, on the whole it suits the people best. Our Christians are all poor, and are employed during the earlier part of the day in preparing their morning meal. The people all sit on mats on the floor, in rows, the men on one side, the women on the other. A few heathen may attend service, forming a separate group at the back of the church. The service is very much like the simplest Presbyterian service at home, with the exception that the Ten Commandments are always read, and that the people join in repeating the Lord's Prayer and also respond to the other prayers. A second service is held in the afternoon, taking the form of a prayer meeting. There is always more or less medical work on Sundays; heathen who know nothing of the Sabbath and urgent cases come from distances and must be attended to, surgical cases under treatment may require to be dressed daily, and Christians who come from outlying villages take the opportunity of procuring the medicines they require. Yesterday I preached in Santali at the midday service on "Remember Lot's wife," conducted the afternoon prayer meeting, and treated about half-a-dozen patients.

To-day I have had 46 new patients, many of them old friends. Among them was a girl who for many years has been almost blind, able to see the light but nothing else. Three years ago she came to me for operation and I performed an iridectomy, to make an artificial pupil, with a very faint hope of slightly improving her vision. She says that she immediately saw much better, but three days after the operation and before the wound had healed, her mother struck her on the eye. After that, the eye became as useless as before. Fortunately for the girl, her mother

is now dead; she herself has remained at the mission ever since she first came as a patient, and now desires baptism. Every time I come here she begs me most piteously to renew the operation, but I am very unwilling to do so, believing that the very slight chance of effecting any improvement is not sufficient to justify the risk. Another case which has given me a good deal of anxiety to-day is that of a Santal with an abscess on the side of his face. It seemed to me that this owed its origin to two decayed teeth, and the man's own story was that his trouble began with toothache. So I extracted the two teeth without difficulty and sent the man out to spit blood and rinse his mouth before having his abscess treated. This was in the early forenoon, and I could find no trace of him till late in the evening, when one of the evangelists came to say he was lying helpless at the foot of a tree in the jungle. There I found him extremely weak from hunger and loss of blood. He had bled profusely all day, and had been unable to procure food or drink. The bleeding had ceased, and we brought him back to the mission and made him comfortable for the night, Mr. Campbell supplying him with a good drink of milk, the only food he felt able for. I could not find out why he had wandered away, for he was too weak to give any account of himself, and I feel very grateful that the evangelist found him when he did. I fear he would soon have died of exhaustion.

In the evening, I took a walk with Mr. Campbell to his mulberry plantation, about a mile from the mission. This has been planted to supply food to the silkworms, the cultivation of which has become an important element in the industrial department of the Toondee mission. The Government of India, anxious to revive the silk industry, has set itself to improve the quality of the silk-

worms. To several centres in healthy situations, they have sent a supply of silk eggs. When the worms emerge from the eggs, they are fed on the mulberry leaf till they enclose themselves in cocoons of their own spinning, from which they appear as moths. The blood of the moths, whose eggs are retained here for rearing purposes, is examined microscopically for traces of disease, the disease being evidenced by a deterioration of the blood corpuscles. The eggs of the diseased moths are destroyed. Eggs are also supplied, under the direction of the Government official in charge of Sericulture in Bengal, to rearers throughout the country. In this way, the disease which injures the quality of the silk is stamped out, and a healthy cultivation is maintained. The industry has hitherto been the production of healthy silkworm eggs for the use of the Government Silk Department, which pays for them at the rate of Rs 2. for the eggs of 600 moths, a healthy moth laying from 250 to 400 eggs, but the cocoons from which the moths have emerged, are also a marketable commodity, and steps are being taken to introduce the reeling and spinning of silk. When the cocoons are to be used for silk supply, and not for rearing, the moth is destroyed by exposure to the sun or by steaming before it has had time to pierce the cocoon. The number of lives that have to be sacrificed, done to death by roasting or steaming, to supply enough silk to make a lady's dress is simply appalling. The Government is at present encouraging the industry in this district by offering a premium on all mulberry bushes above a certain height. The attempt to improve the quality of the silk has, I believe, proved most successful, and also promises to be the best paying industry that Mr. Campbell has introduced.

Tuesday, 11th April 1893.

Another old patient is in my hands again to-day. He is a Santal Christian whose forearm I amputated just three years ago, for longstanding and incurable desease of the hand. But he suffers from another malady for which amputation is unfortunately no remedy, incorrigible laziness. Before the operation he was a miserable spectacle, a burden to himself and to all his friends. The operation effected a wonderful improvement on his mental condition, making him quite bright and happy, but he has persistently refused to exert himself. When he stayed here we used to put him through his morning drill in the verandah regularly, but since going home to his village he has been allowed to sit still till his joints have all become stiff. He is now back for disease of the foot. The man whose loss of blood and extreme weakness alarmed me yesterday is much better to-day. 19 new patients have been treated to-day.

This evening a middle-aged Santal, accused of the murder referred to in Saturday's journal, was brought by the police to Mr. Campbell, as Honorary Magistrate, to make a declaration. It took the form of a very simple and straightforward confession. The murdered man was his brother-in-law. They had gone together from their home in Chetan Toondee, twenty miles to the west of us, to sell parts of a plough in Barrakar, where there is a large bazar. On their way home they each bought four pice or one penny worth of liquor, and lay down to sleep under a mango tree near a village in this neighourhood. They began to quarrel; it was just a stupid, drunken quarrel as to whether they should stay where they were or go further on. The accused, who had lost his own stick, snatched his friend's stick from the ground and dealt him a

blow on the side of the head, which killed him. He then dragged the body into cover, threw away the stick, washed the blood from his own person, and went home, buying some more liquor on the way. He had no intention to kill his victim, " it was the drink that did it," he said. The police, having ascertained that the deceased had been last seen in the company of the accused, tracked the latter to his home and charged him with the crime, which he at once confessed. Had he just put himself into the hands of the coolie recruiters, he would have been packed off to Assam before any one knew of his crime. The stick, a stout cudgel freshly cut from the tree and stained with blood, was produced by the police and identified by the prisoner as the one he had used. His wife, poor woman, a quiet, decent looking Santal, accompanied him, and the prisoner himself looked about as unlike a murderer as possible. Neither he nor the police nor any of the crowd who came with them, seemed to realise the terrible nature of the crime. He asserted that he made the confession entirly of his own accord, and put his mark to the declaration after Mr. Campbell had carefully read it over to him ; but I am told that in this country a confession is so often extorted by the police that unless it is corroborated by independent evidence little weight is attached to it in the trial. But the likelihood is that even if this unfortunate man escapes hanging, he will have to spend the rest of his life as a convict on the Andaman Islands, a bleak prospect for a man whose old home lies in one of the bonniest spots in all Santalia. I have often remarked that one seldom saw the natives violent here, even when drunk, but this case just proves again how unsafe it is to make generalisations about anything. Within recent years, only one other murder is known to have been committed by a Santal in this district, and it, too, was the result of a drunken row.

Wednesday, 12th April 1893.

An outbreak of smallpox has occurred in a village which contains a number of Christians a few miles from here, and I have sent to a firm of chemists in Calcutta this morning for a supply of vaccine lymph. Among those attacked is the young wife of one of my teachers in Chakai, who was on a visit to her friends and whose baby is unvaccinated. With all respect to the good intentions and earnest efforts of our authorities, who no doubt do their best in very difficult circumstances, I venture to express the opinion that the arrangements for vaccination in this part of the country are most unsatisfactory. Native vaccinators, with no knowledge of medicine, are sent round the district once a year, to vaccinate children at the rate of two annas or two pence per head. This charge, equal to a good day's wage, is a heavy tax upon the poor, who have every temptation to evade vaccination, which is not compulsory. The willingness with which the people pay, and also in many cases give extra gratuities to the vaccinators, is a remarkable proof of the confidence which they have learned to place in the efficacy of the remedy; and it seems to me that the comparative rarity of the disease can be traced to nothing but vaccination, for in most of the villages the sanitation is just what it was a thousand years ago. "I believe in vaccination" is one of the first articles of my sanitary creed, for I have treated over 10,000 cases of illness without seeing a single case of smallpox, in a country where it was once a terrible scourge. It is no doubt a good rule to encourage the people to pay for what is a benefit to themselves, but as the inability of some, at least, to do so is not only a personal misfortune but a public danger, some means might surely be taken to provide free vaccination for the very poor.

New patients to-day numbered 31. Among them was a young man with a wound on his forehead, received at a fight in a fair held last night in a neighbouring village. This fair is a survival of the swinging festival in which men used to be swung in the air, suspended from poles by means of hooks fixed in the muscles of the back. A man just getting grey used to come to me here for medicine who in his younger days had been swung in this way, and just last year a revival of the custom was reported from Madras, where the people, threatened with famine, had resorted to it as a means of prevailing upon their gods to send rain. Another fact, reminding us of the recent date of even worse horrors, is that my medical assistant in Chakai, a Santal Christian and quite a young man, is the nephew of the last Santal who is known to have offered a human sacrifice; while in the neighbouring district of Bhagalpur a case of the same kind has occurred among the Hindoos since I came to India.

This was Mr. Campbell's *kacheri* or court day, and a number of cases were tried in the verandah in the afternoon. During the short time that I sat on the bench, a witch case came on for hearing. The supected witch, a young Santal woman with a baby at the breast, a remarkably good looking witch, as I remark to the Bench, complains that her husband's friends have turned her out of doors because she is a witch. His worship grants a decree against these friends for maintenance, with the hope that they will soon prefer to take her back to her own home rather than keep her living in her father's house at their expense. Cases in which unfortunate women suspected of being witches have been maltreated with almost inconceivable brutality, are by no means uncommon in the courts. The only other case I heard was a very character-

istic one, in which an old *Koda*—a tribe closely allied to the Santals,—complained of the oppression of a Brahmin who had claimed a tank which the complainant's father had dug and bequeathed to his sons.

A great many natives take to litigation as naturally as a duck takes to water. When I was here three years ago, a case in which a large family of sons quarrelled about their father's land, was dragging its weary length in the court, and the village in which the parties lived was the scene of endless bickering and riot. I find that they have at last taken Mr. Campbell's advice to make a fair division of the land, but are now quarrelling as bitterly as ever over every step in the process of demarcation. One of the men came to me on Monday for medicine, and, after getting his drugs with directions, asked "Is anything forbidden?" "Yes," I replied; "all fighting and quarrelling are strictly forbidden as being extremely injurious to the constitution," an opinion to which the magistrate added all the weight of his legal authority. This question, "Is anything forbidden?—*kuchh baran hai?*"—is almost invariably asked by the patients, for the native doctors make a strong point of vetoing certain articles of diet. It gives me a rare chance of inculcating the principle of total abstinence. It is sometimes varied by the query "Is anything recommended?—*kuchh palan hai?*"—which means, Do you recommend any particular diet to increase the efficacy of the medicine? With people who live only on rice and dal it is difficult to know what to forbid, barring the drink; and as most of them are too poor to buy any thing else it is equally difficult to know what to recommend. Happy must be the lot of those highly favoured doctors who can walk round their hospitals in the morning, or drive the round of their patients,ordering chicken broth

or beef-tea, peptonised milk or arrow root, to their hearts' content for all who need them. Here we have just to make our therapeutic bricks as best we can, without the help of any dietetic straw.

Our work, even when slack, is pretty continuous, with remissions rather than intermissions; like women's work, it's never done. As the sun was setting I went off for a walk, only to have another patient brought to me in the first village I came to. Returned as it was getting dark, to conduct the weekly prayer meeting, which, at all our stations, it held on Wednesday evening. It is well that we should remember our friends at home at a time when many of them, we trust, are specially remembering us.

Thursday, 13th April 1893.

I have had only 12 new patients to-day as all the villagers are now busy gathering the mahua, which is now falling in large quantities. Owing to the growing warmth of the weather, too, the people now bathe regularly, and this greatly diminishes the prevalence of skin disease. One of the patients to-day was a very pretty little Bengali girl, six or seven years old, with a flexed knee-joint, the result of a burn. Her friends said their chief motive in seeking medical aid for her was to improve her prospects of marriage. All the Hindu's thoughts concerning his girls, from their infancy onwards, seem to be centred in that of their marriage. If these people have patience to carry out a prolonged course of treatment, the girl's deformity may be very much improved, if not altogether cured. They promised to carry out the directions faithfully, and looked as if they intended to do so.

Mr. Campbell is busy sending off a supply of silk eggs to Srinagar, for the Cashmere Government's silk department. Berhampur, the headquarters of the Indian Government's silk department, is in Eastern Bengal, eight days' journey from Cashmere by post. At this season, the eggs hatch in eight days, so, as Toondee is a little nearer Cashmere, they are being sent from here. But is it just touch and go even then, for it is seven days' journey from here to the Happy Valley, and the country lying between is now becoming uncomfortably hot. The eggs are deposited on large sheets of paper, which are covered with a layer of cotton, and packed in huge envelopes, with open ends to admit a little air.

Friday, 14th April 1893.

We had a visit this morning from a Santal Peter Peebles, an old man who, years ago, had a village which he lost, and who now spends his time wandering from court to court, repeating the long story of his wrongs to any who will listen to him. "I have at home," be said to me, "a great collection of papers, your papers and our papers, papers of the ancients and papers of the present day." Mr. Campbell tells me that his collection of papers *is* a remarkable one, containing all sorts of English advertisements, circulars and other rubbish, but also an old tattered copy of the Queen's Proclamation to the people of India when the government of the country was transferred to her after the mutiny.

Having more leisure than when in camp, I to-day made an analysis of my list of patients. There were 19 new cases and 11 old ones, 30 in all; not a large number, for the people are still busy gathering the mahua. Of these

30, 19 were medical and 11 surgical, dentistry being included under surgery, There were 16 men, 6 women, and 8 children. 17 were Hindus, one a Mohmmedan, 6 Santals, and 6 Christians. In camp the proportion of women is usually less, with no Christians. There were two incurables, hopelessly blind from neglected ophthalmia. One of them, a young Brahmin, was able to identify most of the plants in the verandah by fingering them. The languages spoken were four, Hindi, Bengali, Kortha, and Santali. Kortha is what we call "the jungly language," as it is spoken by the uneducated people in the villages. It is, more than any other, a *lingua franca* all over our district. It used to be described as a dialect of Hindi but those who have investigated it say it is just as much a distinct language as Bengali. It is a language in which, I believe, no literature of any kind exists, with the exception of some tracts published by Mr. Campbell. Bengali is the language which gives me most trouble, for it is hardly ever heard in Chakai. It is common here, being the court or official lauguage of Manbhoom, but in going north to Chakai we pass from the Bengali speaking country into the Hindi speaking province of Behar. But there is no lack of interpreters, as all the Santals about here know more or less Bengali.

Saturday, 15th April 1893.

Last night Mr. Campbell and I took to sleeping in the open air, a luxury in which our friends whose lot is cast in the moist climate of Lower Bengal dare not indulge. Mr. Campbell had been compelled to adjourn from his room to the open during the previous night, but I had been able to get a fairly good sleep inside. Very pleasant it is to sleep beneath the stars, fanned by every breeze and

wakened by the dawn. One is compelled to be virtuous, too, in the matter of early rising, for the people begin to move about before the sun is up. I remember once, when I was staying here and sleeping outside, Mr. Campbell was alarmed during the night to hear painful groans from the direction of my bed. On coming over to where I was, he was relieved to find that the groans proceeded not from me but from a patient who had squatted down beside my bed, determined to get the first word in the morning. Dogs disturbed us once in the very early hours of the morning, but on the whole each of us had a splendid night. These nights in the open air, cool, quiet, and restful, are the redeeming feature of the hot weather, and it is a great blessing that, owing to the dryness of our atmosphere, we can enjoy them without fear. Were it not so, life would be barely tolerable for several months of the year. As it is, I quite enjoy the hot weather, nor have I ever felt the need of a change. My own experience is that a man can stand almost any degree of heat during the day if he is careful of his diet and gets a good sleep at night.

The weather, however, has not yet become very hot. What makes our hot weather really hot is a wind that blows from the west like a blast from a furnace, sending the temperature up to 104°, 106° or even at times to 110° in the shade. What it is in the sun I do not know, for my thermometer at Chakai, evidently of continental make, was never meant for India, as it only registers up to 130°F. Our heat, however, is so dry that I would rather have 110° here than 100° in Calcutta. I prefer roasting to stewing. Our temperature at present is probably some thing between 90° and 100° during the day, for the hot wind has only been coming in fitful gusts.

New patients to-day numbered 14. In the evening I walked down to visit a Santal Christian lad who has been an invalid ever since I knew him. He used to be a teacher, and I believe he was the first convert baptised here by Mr. Campbell. He seems to suffer from locomotor ataxy, which has rendered him helpless for over four years. Once when I visited him with Mr. Campbell, he told us that, when the illness first attacked him, he feared his mind was going to be affected, and going away into the jungle he knelt at the foot of a tree and prayed that if he was to suffer from disease, God would confine it to his body and spare his mind. He believes his prayer was answered, for through all his illness his mind has been clear and strong. He is a gifted hymn-writer, and is altogether one of the finest Christian characters I have been priviledged to meet, in this land or elsewhere. He told me to-night that what weighed most upon his mind was the thought that so many of his friends were still heathen and that he had no longer the strength to preach to them; but I felt that his patience under trial and his unwavering faith were as eloquent a testimony to the power of God's grace as any spoken sermon could be. I did my best to convey to him in Santali the sense of Milton's ode on his blindness,—

"God doth not need
Either man's work, or his own gifts; who best
Bear his mind yoke, they serve him best; his state
Is kingly; thousands at his bidding speed,
And post o'er land and ocean without rest,
They also serve who only stand and wait."

Monday, 17th April 1893.

Yesterday was the hottest day we have had this season, with the hot west wind blowing steadily all afternoon. I took my share in the work of the Sunday School, and preached at the midday service on the Thief on the Cross. A few medical cases had to be attended to. An old Bengali came seeking help for himself and three sons; he himself had a tooth to be extracted, one son had ophthalmia, another quartan fever, and a third was troubled with daily bleedings from the nose.

To-day closes my work here for the present. Having treated a dozen new patients and as many old ones in the morning, I sent off my luggage by bullock cart to Jamtara, and I follow in the evening. The journey from here to Chakai, going round by the railway, is 30 miles on horseback with between 60 and 70 by rail. Leaving here about sunset I hope to get home about sunrise. I would gladly stay longer, but it does not do to be away from home for more than a fortnight when building is going on. I have not been able to vaccinate anyone, as the lymph has not arrived from Calcutta, but Mr. Campbell will attend to that. The baby of the Chakai teacher has also taken smallpox, but all are doing well. A surgical case for operation has just turned up, after my instruments have been sent off, and several others which were to come have not put in an appearance, but I suppose that, however long I stayed, it would in the end be equally difficult to get away.

Mr. Campbell has just received his home mail. The *Oriental* which brought it has broken the record, arriving in Bombay on Friday night, Sunday or Monday being the

usual day. I often think it must be a strange mixture of joy and sorrow that each mail-steamer brings to Bombay, and this week we are much saddened by the news of the death of Colonel Young, one of the oldest and best friends of our mission as of every good work. When we heard a few months ago of the death of his wife, we feared that he would not long survive the shock of her loss, and our fears have been too true.

A Reuter's telegram announces the publication of the Leprosy Commission's Report at last. It does not seem to be of a startling, but rather of a reassuring character. Its conclusion is that the disease is due not to climatic but to hygienic conditions, that it is not hereditary and scarcely contagious, and that it seems to be decreasing in India. Arsenic and Chaulmugra oil are said to be the best remedies, and the theory that the disease is propagated by vaccination is held to be untenable. The only part of the report which comes to me as a suprise is that leprosy is held to be non-hereditary, but of course a disease which is due to insanitary conditions is very likely to affect whole families and so give rise to the belief that it is hereditary. There is no recommendation of compulsory segregation, but voluntary asylums throughout India are called for; a splendid field for missionary enterprise.

CHAKAI,

Tuesday, 18th April 1893.

Got home this morning at 5-30. There is the real hot weather feeling in the air now; even before the day had dawned the breeze was quite warm. I made a push to get in before the sun was up, and when I dismounted at the door and turned round to see the position of the enemy, his face was just appearing above the eastern horizon. Now the temperature in the shade of my verandah, at two in the afternoon, is 103° F. Found all well here; hospital and other buildings in full swing; no serious illness among the people; three cataract cases left in assistant's care gone home all right.

Here, I am sorry to say, my camp journal for the year must end. I had intended going to the great Santal hunt held every year, in the hot season, on Paresnath Hill, but I find that it is fixed to take place at the same time as our Communion. The great day of the hunt is to be Saturday, the 29th, and our Communion is to be on the 30th. Full moon in the month of May used to be the time for the hunt, but two years ago the hunt was broken up and several men killed by a severe thunderstorm. The leaders think they are more likely to avoid such disasters in the future by fixing an earlier date. Hunting in large parties is common throughout the Santal hills in the hot season, but the Paresnath hunt is the most popular, being attended by thousands of men and boys. It affords one of the few opportunities we have of meeting the Santals in large numbers, for they do not congregate to fairs and festivals like the Hindus and Mohammedans.

Among new impressions made or former ones deepened by another season of camp work, I may mention one or two.

In the first place, it is work in which a man's interest and pleasure tend to increase with his experience of it. It is by no means a life of hardship: the daily change of scene, the variety of work, the active, outdoor exercise, the sense of freedom and unconventionality, and the abundant opportunities of doing good, every day and every hour, are stimulating to mind and body alike, while the occasional discomforts which are inevitable would be lightly thought of if they occurred in the course of a picnic at home. The real difficulties and dangers of mission life in India, as far as my experience goes, are not physical, but moral and spiritual. The daily contact with heathenism is deadening, and the only privation which is keenly felt is that of Christian fellowship. But when we suffer in this way, we are perhaps much too prone to blame our surroundings when we ought to blame ourselves. The external conditions of our life in the jungle, in other respects, compare very favourably with those of our fellow-labourers who work in the fetid air and under the leaden skies of our home cities. As for the climate, it *is* a climate, which is more than can be said of what passes for weather at home.

At the same time, there is much in the work which is saddening and depressing in the extreme. There is an ever-growing sense of the physical poverty and misery of the great mass of the people. A *Decennial Review of the Condition of Bengal,* compiled by Mr. Skrine of the Civil Service and published last January, while taking a favourable view of the progress of the peasantry generally, is forced to admit that in this district "the margin between subsistence and famine is perilously small." That people should be in a condition of chronic starvation, in a country where a penny a day per head would keep them

in abundance, may seem hard to believe, but it is true. To be poor here is to be hungry; to possess a few handfuls of rice is to be well-off. The great majority of the diseases treated have been those of poverty, due to insufficient or bad food, to dirt and exposure. It is easy to say that poverty does not excuse dirt, but the poverty of India is a poverty unknown in Europe. The people, including little naked children, have often to sleep on the ground, —not on a floor but on the ground,—all through the year, without walls or roof to shelter them from wet or cold. The entire clothing probably consists of one piece of cloth, to wear night and day, which can never be washed because there is nothing to take its place; nor do I believe that one person in a thousand among my patients ever possessed a piece of soap for personal use. Perhaps a medical missionary is led to take a gloomier view than others would of the social condition of the people, for wherever he goes, and all day long, he is brought into personal contact with the most wretched of them; but in many places the poor and miserable seemed to constitute almost the entire population, and the fact that throughout our district women gladly do a ten hours day of hard, manual labour for $1\frac{1}{4}d.$ is sufficient proof that the poverty is both general and extreme. The figures of many of my poor patients which remain fixed in my memory resemble the spectres of a nightmare rather than human creatures made in the image of God.

The ignorance, indifference and spiritual darkness of the people have been in keeping with their temporal condition. The word we use for "heathen" here is *bedin*, "without religion," and strange to say the Santals at least, are not only not offended when we apply the term to them but even apply it to themselves. I once rebuked a Santal

woman for having sold her daughter. "It is a heathenish custom," I said. "Of course it is," she replied, "and are not we heathen—*bedin*—without religion?" To be without religion here is nearly always equivalent to being without education. Of the 186 villages visited, six had schools, each with an attendance of from three to a dozen boys, and of these, five were outlying Schools of our Pachamba Mission. It is hardly necessary to say that in all these villages we did not meet with a single girl who attended school, or a woman who could read, a fact not to be wondered at when it is remembered that the proportion of the female population under instruction throughout all India is less than 1 in 800.

Many in India speak and write as if the conversion of aboriginal and other non-caste tribes or "depressed classes" were an accomplished fact, or at least as if a steady movement towards Christianity were now established among them. There is no evidence of it here. The people no doubt listened to our message more attentively than they would have done a few years ago and showed a disposition if not to trust us more at least to fear us less; but among the thousands we have preached to I do not know that we have met one who showed any desire to be a Christian. We are still in a part of the field where we must give all our mind to the girding on of our armour, with little thought of the day when we can put it off, and with no temptation to boast ourselves. Among letters awaiting me here to-day was one from Dr. Mowat, of Jalna, in which he tells me that in the course of his winter's tour he has baptised 34 adults and 26 children, and met with as many more who wish to be baptised. I trust that in Chakai, too, the time is coming when the work of reaping the harvest of our camp work will go hand in hand with

that of sowing the seed; but it is not yet. "Duties are ours; events are God's." Since I came to Chakai in 1890, I have baptised 27 converts, including 8 children. Of these, six were boys and girls from the mission school; two were a servant and his wife; two were villagers in the neighbourhood of the mission, many of whose friends were already Christians; and the remaining seventeen were one large family who, although living in a remote village which had never been visited by a preacher, had for years been having the claims of Christ pressed upon them by one of their number, who had become a Christian in our Pachamba School and then an evangelist of the mission. So, as far as baptisms go, I have seen no fruit of camp work in this or previous years.

I say this not with any sense of disappointment, for there has been much to be grateful for, and to make one hopeful, but because it makes one feel keenly the feebleness of any effort we are making to win these people to God. In mission work in Glasgow, we aimed at visiting every non-church-going family in our district regularly once a week at least; here it will require an effort to visit every village in my district once in three years. We know that nothing is impossible with God, that He can save by few as well as by many, that it is not by strength nor by might, but by His Spirit, that the work of the Kingdom is to be done; and were it not for this assurance we might well despair. But it is also scriptural truth that faith comes by hearing and hearing by the word of God. "How shall they believe in Him of whom they have not heard? and how shall they hear without a preacher?" We must teach our people line upon line and precept upon precept, fanning the smoking flax and tenderly handling the bruised reed. There are no old associations

to appeal to, as at home, no half-forgotten truths to recall. We have to sow the seed not in soil which has become hardened through neglect, but in a stony wilderness which has never been ploughed. We attempt to do in a few years what in many other countries it has taken centuries to accomplish. The task before us is so great, and the means of overtaking it so meagre, that all effort at times seems to be paralysed. I recently heard one of our most highly honoured missionaries, who has done his life-work in a centre of Brahman influence, remark that in looking back upon it all the work seemed to be like that of a child hammering a rock. We have not the bigotry of Brahminism nor the fanaticism of Islam to encounter, but open and violent opposition would sometimes seem preferable to the dull, dense, perfect indifference we meet every day.

Still, let us ever remember that the possibilities of the work, even with all its present imperfections and inadequate force, are infinite. I was told lately that one of our most faithful Christians in the mission traces his conversion to the preaching of an unknown stranger who once passed through his village. He knows not whence the stranger came nor whither he went; he had not seen him before, nor has be seen him since. Yet he sowed by the wayside one seed at least which now bears "the white flower of a blameless life." What has occurred may occur again, and if God should own and bless the feeble attempt which has once more been made to make His name and His love known among the people, it will be all the more to the praise of His wondrous grace.

REPORT

OF THE

MISSION HOSPITAL

AND

DISPENSARY

AT

TIENTSIN

IN CONNECTION WITH THE

LONDON MISSIONARY SOCIETY,

For 1894.

TIENTSIN:

THE TIENTSIN PRESS:

1895.

C

4

LONDON MISSION HOSPITAL.

TIENTSIN,

1894.

THE year 1894 has been an eventful one in the history of the Hospital and of the Mission. Dr. F. C. Roberts, after a brief illness,died on June 6th. It is difficult to express in words the loss which his death has created.

In the Spring of 1888, Dr. Roberts succeeded the devoted Dr. Mackenzie. He at once gave himself to the work with the same conscientiousness and ability which characterized him in everything he took in hand, and for six years he laboured here.

It was Christ upon whom his whole life centred: to follow Him and to strive to do His will were the aims of his whole being. He literally prayed and worked. Every morning, before he emerged from his bedroom, he spent a time in prayer and devotion, and was early astir for this very purpose. Often, before and during an operation, one has seen his lips moving in silent prayer. It was not to be wondered at that he succeeded in everything his hand found to do.

His judgment was good, and he had a wonderful power of seeing all round a difficult medical case and of forming a correct diagnosis. He knew his work well: an able surgeon and physician. At any hour, night or day, he was at the command of the sick, and nothing would induce him to allow private engagements to come in the way of professional or religious duties at the hospital. While doing his best for every patient professionally, he never lost an opportunity of trying to lead those in his charge to the Saviour of Sinners, and he delighted in the spiritual side of his work.

He loved the Chinese. The Chinese, one and all loved him. His colleagues loved him. It will be many a day before the memory of his saintly life is forgotten here in China. We sorrow with his devoted sister and with his aged parents; but happy they to have had such a son and brother. "He rests from his labours, and his works do follow him."

STATISTICS.

DISPENSARY.

No. of Patients treated 4,006
„ „ Visits made by patients..... 12,219

HOSPITAL.

No. of In-door patients 494

The Hospital was unavoidably closed during August and September.

OUT-PATIENTS.

It is encouraging to find that the regular preaching in the out-patient department is bearing fruit. We have this year had the joy of seeing some baptized who heard the gospel there. Mr. Fan, too, has, during the year, sold them 27,000 *cash* worth of books, and this represents about

5,000 gospels, catechisms, and tracts. There is no telling how by these means the glad news of salvation is being carried to many a home on the plains of Chihli. As might be expected, the war is seriously affecting the attendance of country people. Whereas formerly often about one-third were from a distance, now there are rarely more than one or two. We are getting a number of soldiers from the camps around Tientsin. We have found Christians amongst their number. One day a soldier greeted us with "I believe in the Jesus doctrine." We found that he was a member of one of the C. I. M. Churches in the South. He left us with the salutation, "God be with you and bless you." It was delightful to have the blessing of this weather-beaten soldier.

A few weeks ago, a scholar came to us from one of the camps beyond Shan-hai-kuan, invalided. We were surprised, one morning, to find him at hospital-prayers—very unusual for an out-patient. On being asked, he told us that he had bought a copy of a gospel, had been reading it at the inn, and got interested. A few days later, he said, "Now, I know that I am a sinner, and my sins are 101. I am an opium-smoker. Will you cure me?" We took him in. We make it a rule to search these patients for opium. Sometimes they bring quite a stock of it. We find it secreted about their bedding and clothes. The other patients were being warned not to give this man any opium, nor any pills, when suddenly he pulled out a piece of paper containing his last bit of opium. As we write this, he has lost his craving, and will now, within a few days, be discharged from the hospital, cured. We pray that by Christ's help he may be kept from ever returning to this terrible habit.

IN-PATIENTS.

The in-patients, practically, become part of a large family. It is with them where we feel that the greatest influence for good is exerted. They, one and all, become our friends, and they soon find out that we love them. Not a few enter into the fuller realization that Jesus loves them. One notices how the hardened faces of the soldiers soften down; and if anything is calculated to unearth the good points in a Chinaman it is this work which we do for the Master.

When making the evening visit on Chinese Old Year's night, the wounded soldiers were sitting round the fire eating nuts. Beside them lay a heap of cash. Thinking that I had possibly interrupted them in a night's gambling, I asked, "What is this money for?" "This money," said they, "has been subscribed by ten of us soldiers to help the poor in the hospital." Very precious does this gift seem! A military mandarin, also from Port Arthur, handed us 10,000 *cash*. Whatever the Chinese may or may not be, one thing we notice: they are grateful.

As they were sitting round, at prayers, a few mornings ago, these patients, who have for weeks daily heard the gospel, were asked, "Who can say, 'Jesus is my Saviour'" Several at once said, "He is my Saviour." We interrupted them and said, "Now stop! You would, we know, do almost anything to please us; but do not say this to please, for it must be said in the sight of God." Again the

question was asked, and one after another calmly answered in the affirmative, until twelve had done so. The others wouldn't, or rather couldn't. The poor opium-smoker looked up with a smile and said, "He is my Saviour too." Three of the soldiers have since given in their names.

We had a soldier from Shan-hai-kuan who came to us three days after a railway accident. He had been run over. His limb was in a putrid condition when he arrived. Amputation was performed, but he got blood-poisoning. One night, as we were about to dress his limb, we noticed that he was dying. On several occasions he had been spoken to about the Gospel. He turned on his side. Feeling that his end was near, I said, "Do you believe in Jesus?" He answered, "Wo Hsin chu." ("I believe in the Lord.") Again the question was asked, and again he gave the same answer, and then his eyes turned up in death. As we stood around in silence watching him passing away, the gates of Heaven seemed strangely near. Shall we not believe that this poor Chinaman's feeble faith received an abundant answer.

A new feature in our work has been created by the war with Japan. A few wounded soldiers from Corea found their way to the hospital. We had five men who were in the terrible retreat from P'ing Yang on the night of the 15th September. The night was wet and dark. For over three miles they were obliged to run the gauntlet of the Japanese cross-fire from their machine guns, which simply swept the road. We extracted two machine-gun bullets; one had gone through the poor fellow's lung. Two of the bullet-wounds were of special interest, they were healed by the time they reached us, and it is probable from the history given by the men that they were caused by the new small-bore bullets.

At the suggestion of Mr. Owen in Peking, we called a meeting of the Tientsin Missionaries with the view of forming a Red Cross Society. The Tientsin Independent Red Cross Society was duly formed, and has for its members those from the foreign community, missionaries, and Chinese. Among others, the London Mission Hospital was placed at the disposal of the Society, and we now fly the Red Cross flag.

After the fall of Port Arthur, the Viceroy gave our Red Cross Society the steamer *Too-nan* to go over there to bring the wounded Chinese soldiers to Tientsin. Five doctors and others volunteered, the expedition being under the guidance of our secretary, Mr. Tenney, the United States Vice-Consul. The Japanese authorities did not see their way to giving us any of the wounded, as will be seen by the following courteous letter from the Commander of the Imperial Japanese Army. By this, however, our Society has received official recognition from the Japanese authorities and it will put us on a proper footing with them when hostilities begin here.

30th November, 1894.

"TO THE MEMBERS OF THE INDEPENDENT
"RED CROSS SOCIETY AT TIENTSIN, IN THE
"STEAMER *TOO-NAN*,

"GENTLEMEN,

"I appreciate the humane object of your voyage to "carry the wounded soldiers to Tientsin in order to be "taken care of by your Society. At the same time, I have "to call your attention to the plain fact that the wounded "enemy's soldiers, however humanely they may be treated

"by the army in whose hands they are, after all, "prisoners of war, so that the carrying of them from a land "occupied by one of the belligerent armies to the country "of the other cannot be called a neutral act. For this "reason, I am sorry to have to reject your offer. Let this "denial, however, be joined with the assurance that it is "the rule of our army to take care of the wounded soldiers, "without distinction of enemy or not enemy, so that the "wounded Chinese soldiers are being actually taken care of "in our field hospitals, and I ask the gentlemen to have no "anxiety about the matter.

"Please to understand that communication has been "made to the Commander of our Fleet that the steamer "*Too-nan* in which you now are, shall be made to leave "the waters about the Reo Jun peninsula before 6 p.m., "30th November, 1894.

"COMMANDER OF THE

"IMPERIAL JAPANESE ARMY.,,

On Christmas day a batch of wounded arrived from Port Arthur. They had made their escape by way of Newchwang. Sixty-two were sent over to our hospital. We did our best to make them comfortable for the night; they arrived late in the evening. Next morning a close inspection revealed the fact that only about one-third of their number were cases for hospital treatment. The others were for the most part quite well. Some were foot sore; one or two had sprains. Each man got a catechism, and they left us with many expressions of thanks. One poor fellow said that at Port Arthur the bullets were flying just like rain.

Amongst those who remained may be mentioned the following cases :

T'sao Teng-hê was wounded at Chin Chou near to Port Arthur on 22nd November. It was dark and about nine at night. They were trying to make their escape. The Japanese were cutting off their retreat and were about one mile distant. He was in the act of firing when a bullet struck his left forearm on its posterior aspect, at a point about the junction of the middle and lower thirds, and ust midway between the radius and ulna. The wound jof exit was on the inner side, about two inches above the tip of the styloid process of the ulna. The ulna was fractured transversely. An operation was performed and the loose fragments of bone removed. The case has done well.

Wang Ü-lin was also wounded at Chin Chou near Port Arthur, and on the same day, but about three in the afternoon. He was in a party of twenty that made their escape. They came upon a small party of ten Japanese soldiers secreted in a rifle-pit. These opened fire when they were within but a few yards. Five or six of the party at once fell; the others escaped. This man had got behind a Chinese grave mound and returned the fire. When he bolted, and when, in the act of running, his right leg was raised to the level of his left knee, a bullet struck him. It traversed the calf of his right leg and the left leg at a point about one inch superior and a little posterior to the tuberosities of the femur. There was a good deal of bagging of pus when he came to us. With free drainage he has made a good recovery.

Li T'ai-hê, a flag-bearer, was wounded in action at a village thirteen miles to the East of Port Arthur. They

were about 8,000 strong. They left camp about six in the morning, and, after marching some seven miles, they came upon the Japanese. When they tried to surround these, they retreated to a hill about ¾ mile away. It was at this distance, while in the act of marching and bearing his flag over his right shoulder, that he was struck by a ricochet bullet. He was swinging his left arm by his side at the time. His arm, said he, suddenly dropped powerless by his side, and, as he expressed it, it felt as if it didn't belong to him.

The wound of entrance was two inches above the tip of the olecranon. The humerus was fractured transversely and longtitudinally downwards towards the elbow joint. He says that the bullet was found just beneath the skin, and this was at a point anteriorly just above the insertion of the deltoid muscle. A Chinese doctor removed it. When he came to us, about a month after, union of the bone had taken place. We treated the wounds antiseptically and they soon healed; but he complained of a sharp piece of bone which was irritating the skin on the posterior aspect of the upper arm—about its middle. He also complained of a hard lump a little to the inner side of this. We cut down, clipped off the sharp piece of bone, and then found that to the inner side was a flattened-out piece of the bullet firmly wedged between the pieces of bone. The wound healed by first intention. On his arrival at our hospital he could only just move the fingers. Under treatment with the interrupted current he gradually improved. A very marked improvement, however, took place after the piece of the bullet had been removed. When he left, the paralysis was practically cured.

LIST OF OPERATIONS.

Eye.

Slitting Tear-duct	6	Entropion and Trichiasis	45
Iridectomy—Artificial Pupil	5	Pterygium	10
„ „ —Glaucoma	3	Excision Conjunctiva	2
Extraction Cataract	4	Grown together eyelids & Symblepharon	1
Paracentesis Anterior Chamber	9	Symblepharon	1

On the Body General.

Amputation Finger	1	Circumcision	1
„ „ Foot	3	Phymosis	3
„ „ Penis	1	Fistula in Ano	19
Excision Elbow	1	Harelip	7
„ „ Tumours	8	Occluded Nostrils	1
Gunshot wounds, Resection	2	Polypus Ear	1
„ „ Removing Bullet	2	Tying Arteries	2
Lithotomy	1	Aspirating Joints	2
Perinæal Section for Ruptured urethra.	1	Opening Deep Abcesses	11
External Urethrotomy	2	Transfusion	2

NOTE.—This list does not include the numerous minor operations that have been performed in the out-patient dispensary. Extraction of teeth, opening carbuncles abcesses, whitlows, tapping hydroceles, etc.

No record is kept of these.

COUNTRY WORK.

In the early Spring, Dr. Roberts, in company with his sister and Mr. Murray, paid a prolonged visit to the Yen-san district. Not being in possession of his diary, the writer is unable to give a detailed account of this last visit of his much-loved colleague. He saw crowds of patients, and was at it from morning till night healing the sick and preaching the gospel.

Mr. Yang, who was appointed to visit the former baptized patients, has been needed for other work. In the absence of another man he had to take charge of the city chapel work. At present, and until things quiet down, this branch of our Christian work must necessarily be in abeyance; in the future, we hope more and more to develop it. In many villages on the plains here, there are men who have been patients in our hospital and who have found Christ as their Saviour. As we are writing this report, an old man, a former patient, has come in from a village 16 miles distant. He was first brought here suffering from cataract of both eyes. For three years he had not been able to see. We performed a successful operation on one eye, and now he has returned begging us to operate on the other eye. Since his return home he has banished all idols from his house. He burnt his gods, and has been preaching to his friends and neighbours all round, "because," said he "I here learnt about Jesus, and didn't I go home seeing." One only needs to look at his beaming face to see what a

change has been wrought in this man. This is just one of the many instances of how the Light has been kindled in many a home and hamlet here. We shall, we fear, miss much of the great end of our work if we do not systematically follow up, and by God's help develop, the results thus gained. Many of these poor fellows, on their return home, hide their light under a bushel. They, most of them, return home to meet with persecution of the most virulent type, *i.e.*, from their own nearest relatives, and of such a kind as the Christians in England are now rarely, if ever, subjected to. In face of this, how very important it is to give them all the help we can. At a village near Tu Liu, there is quite a group of Christians who have been baptized here in conection with our hospital. Dr. Roberts paid these people a visit on his way to Yen-san. One is quite struck, in going there, to find how they look upon us as their parent Church, and to see how they have clubbed themselves together into a little Church of their own to strengthen and help each other.

FINANCIAL.

We have to tender our best thanks to our friends in Tientsin and in England for their liberal subscriptions to our hospital.

After paying our heavy autumn drug bill and all expenses, we begin with the substantial balance of Dollars Mexican 365.78 and a full stock of drugs, dressings, and coals.

We would specially thank the gentlemen of hongs and companies in Tientsin who have sent us such liberal and hearty subscriptions. We deem it a great privilege to attend, at the hospital, to any sick or injured Chinese from the hongs in the settlement.

Our best thanks are due to Mr. E. Cousins, who acts as Auditor.

BALANCE SHEET.

1894.

Receipts.	$	cts.
By Balance	33	11
„ Subscriptions	2,215	78
„ Sales, Trusses etc	39	00
„ „ Books	12	54
„ „ Rice, Hospital Cook..	16	68
„ For Keep of wounded soldiers from The Viceroy	35	59
„ W. A. Belogolovy, Esq. for endowment of a bed..	719	67
	$3,072	37

Expenditure.	$	cts.
To General Expenditure including wages of Native Assistants	999	01
„ Coals	126	93
„ Drugs	719	22
„ Rice	64	29
„ Belogolovy bed for 10 Taku Tug & Lighter Co Shares.	797	14
„ Balance carried forward	365	78
	$3,072	37

ED. COUSINS.

Auditor.

SUBSCRIPTION LIST.

	$
X. Y. Z.	76.04
A Friend	35.22
Hongkong and Shanghai Bank, per A. W. Maitland, Esq., Tls.10	14.08
Miss Macey, Tientsin	4.00
Mr. I. P. Wang, Tientsin	50.00
Per Mr. Ralph Walker	——
Policemen's Class £1.5	10.43
Men's Sunday Class	——
Women's Meeting	——
Children's Missionary Box £8.15	73.02
W. A. Belogolovy, Esq.	10.00
Rev. H. Kingman, Tls.10	14.08
Mr. Wang Shen, Tls.5	6.87
Per Miss Hilda Windsor, Tls.80.93	111.24
Theodore Walker, Esq., Tls.43.32	59.54
Per Miss Eva Walker, Tls.22.20	30.50
Mrs. T. C. Walker's Class Missionary Box Tls.30.67	42.19
X. Y. Tls.35	48.11
E. Lees, Esq.	71.43
Norwood, Selhurst Rd. Church, for Bed in Hospital £5.00	46.15
Rev. C. A. Stanley	6.17
A Friend per T. £20	181.66

Dr. Malcolm	30.00
Miss Mackintosh, for the late Dr. Graham	10.00
Miss Hadfield, Manchester, Tls.13.31	18.48
A Friend, for new Consulting room and Store room	25.00
A Friend	1.00
Rev. H. Kingman, Tls.15	20.76
A Friend per G. Clarke, Esq., C. I. M.	35.00
„ „ of S.S. Li Yuen	5.00
Mr. Wang, Subscription, 1895, Tls.60	85.78
Messrs. Jardine, Matheson & Co., Subscription, 1895, Tls.50	68.96
Messrs. Butterfield and Swire, Subscription, 1895, Tls.50	68.96
China Merchants' Steam Navigation Co., Subscription, 1895, Tls.50	68.97
Chinese Engineering and Mining Co., Subscription, 1895, Tls.50	68.96
China Railway Company, Subscription, 1895, Tls.50	68.96
Imperial Railways of North China, Subscription, 1895, Tls.20	27.58
Messrs. Wilson & Co., Subscription, 1895, Tls.25	34.48
„ Wm. Forbes & Co., „ „ „ 50	68.96
„ Hatch & Co., „ „ „ 25	34.48
„ W. S. Ward & Co., „ „ „ 10	13.80
W. A. Platounoff, Esq., „ „ „ 10	13.80
A. W. Harvey Bellingham, Esq., Subscription, 1895, Tls.10	13.80
Sheridan P. Read, Esq., U. S. Consul, Subscription, 1895, Tls.10	13.80
Messrs. E. Meyer & Co., Subscription, 1895, Tls.25	34.48
Imperial Telegraph Co., „ „ „ 3	4.14

C. Poulsen, Esq., Subscription, 1895, Tls. 7	9.66
Messrs. Carlowitz & Co., „ „ „ 30	41.37
Hongkong and Shanghai Bank, per A. W. Maitland, Esq., Subscription, 1895, Tls.20	27.59
C. D. Tenney, Esq., „ „ Tls.10	13.79
A. D. Startseff, Esq., „ „ „ 50	68.97
Messrs. Collins & Co., „ „ „ 50	68.97
Taku Tug & Lighter Co., „ „ „ 50	68.97
Dr. Atterbury	10.00
Rev. G. Davis, American Meth. Epis. Mission, Subscription, 1895 Tls.25.....	34.48
Mr. Hsueh	15.00
E. Cousins, Esq., Subscription, 1895, Tls.25.....	34.48
A. Brown, Esq., „ „	30.00
Messrs. Ash, Doney & Co., Tls.10	13.79
Tientsin Gas Company, Tls.10	13.79
W. A. Belogolovy Edowment, Bed in Hospital, Half year's interest	34.01
Sundry Native subscriptions	5.03
Total.....$2,215.78	

Dr. Ronaldson, of Edinburgh, and relatives' gift of surgical dressings, etc., value £15.

G. P. Smith.

P 249. - 1898

GLASGOW UNIVERSITY LIBRARY

Free Church of Scotland Mission,

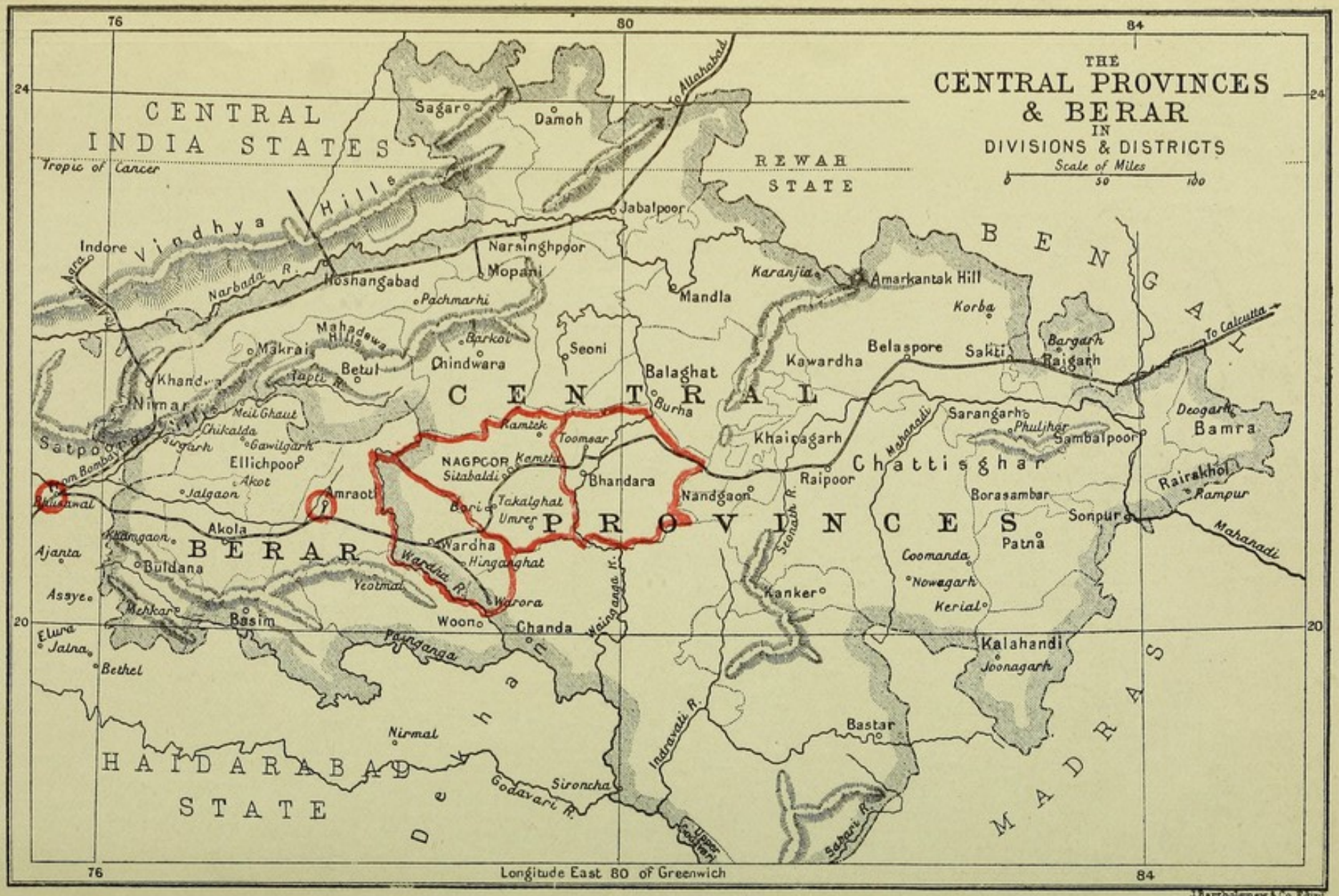
WARDHA, C.P., INDIA.

REPORT, 1897.

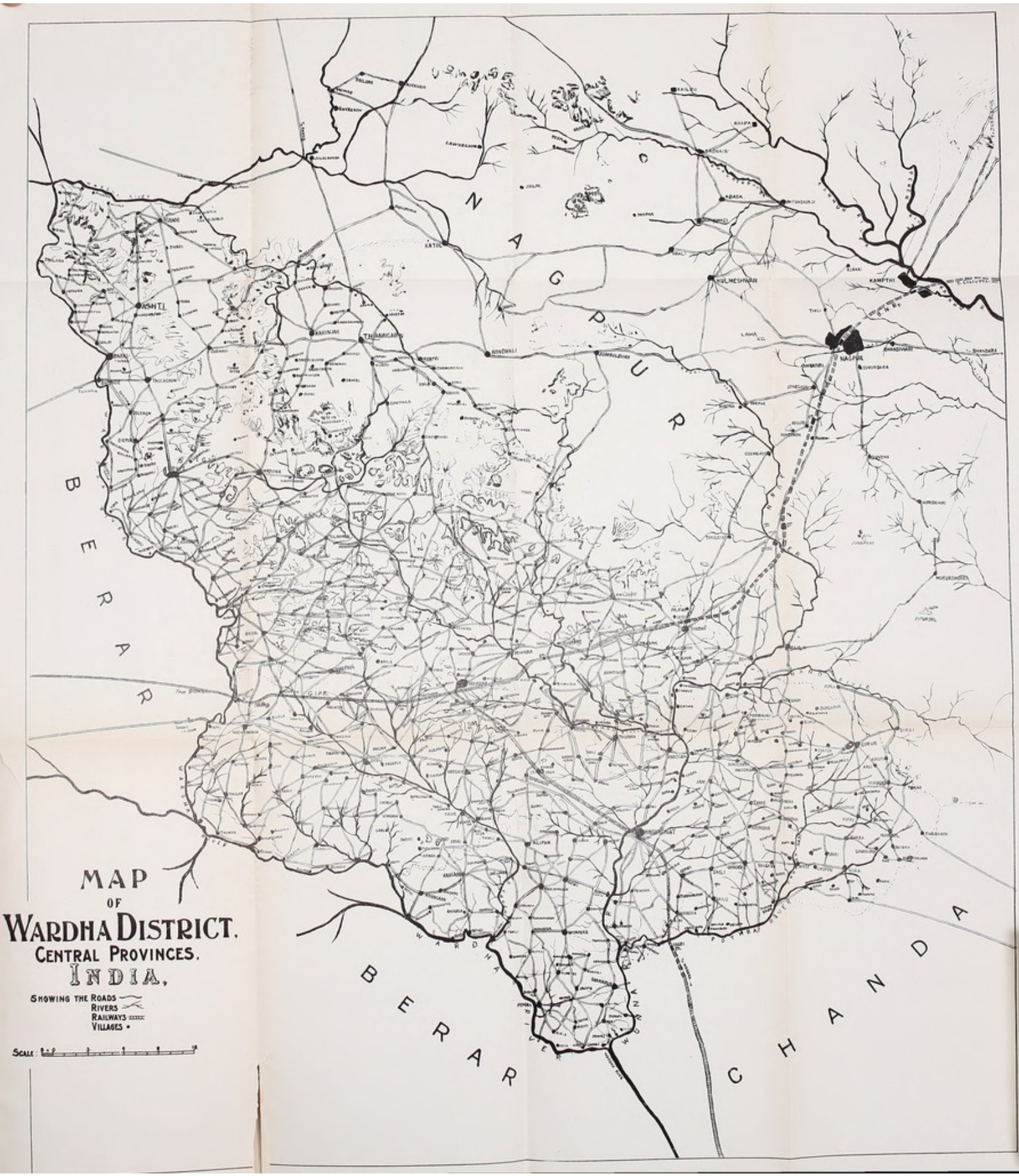
GLASGOW:
PRINTED BY PICKERING & INGLIS.

1898.

5



THE RED MARKS INDICATE THE SPHERE OF INFLUENCE OF THE FREE CHURCH MISSIONS IN THE CENTRAL PROVINCES.


NAGPUR
BERAR
BERAR
CHANDA
WARDHA
WARDHA RIVER
WUNNA RIVER
KATOL
KAMPTHI
NAGPUR
RAMTEK
THARSINGA
MAP
OF
WARDHA DISTRICT.
CENTRAL PROVINCES.
INDIA.
SHOWING THE ROADS
RIVERS
RAILWAYS
VILLAGES
SCALE :

FREE CHURCH OF SCOTLAND

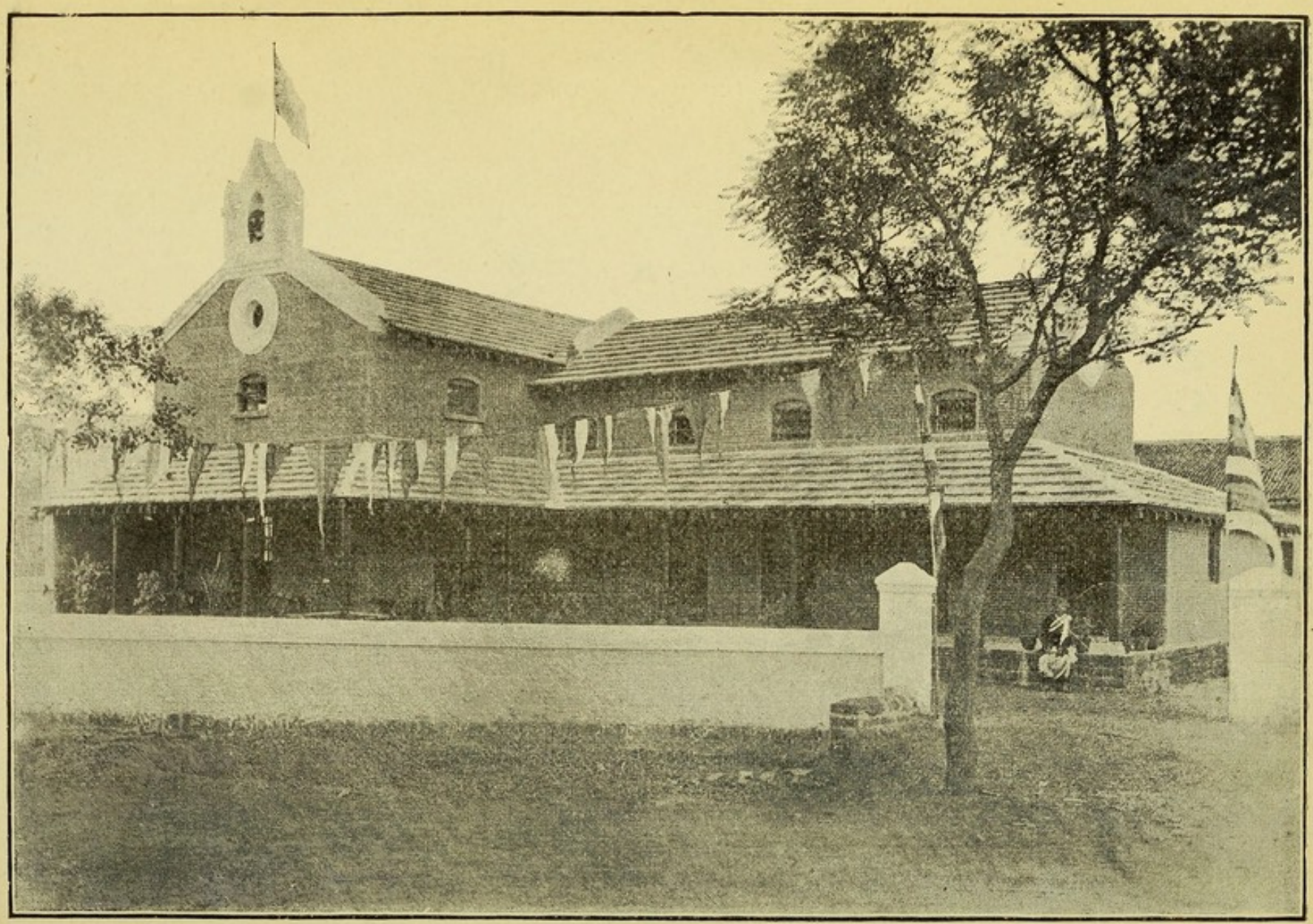
MISSION,

WARDHA,

CENTRAL PROVINCES.

INDIA.

REPORT, 1897.



HALL AND DISPENSARY, WARDHA (OPENING DAY).

Free Church of Scotland Mission,

WARDHA, C.P., INDIA.

Head-quarters: WARDHA.

AGENCIES.

DISPENSARY.	HOSPITAL.
LEPER ASYLUM.	BAZAAR PREACHING.
ZENANA WORK.	COLPORTAGE.

TOURING IN THE VILLAGES.

STAFF.

MISSIONARY: REV. DUGALD REVIE, M.B., C.M. (on furlough).

MISSIONARY IN CHARGE (*pro tem.*): REV. JOHN SANDILANDS, M.A., M.D., Bhandara.

Rev. RANOJI J. SALVI,	Licentiate Catechist.
Mr. P. A. YARDI,	Medical Catechist.
Mr. GYNUBA T. KAKADE,	Catechist.
Mr. BARTHIMEUS (Blind),	Catechist.
Mr. KUSHREL TIRKEY,	Hospital Assistant.
Mr. ANANT MAHIPAT,	Medical Student.
Mr. GEORGE S. CANARA,	Medical Student.
Mr. JOSEPH MICHAEL,	Medical Student.
Mrs YARDI,	Zenana Agent.
Mrs. RANOJI (SALOMIBAI),	Bible Woman.
Mrs. GRACE DAVID,	Bible Woman.

Out-Stations.

1.—WARORA (40 miles, by rail, from Wardha).

Agencies—SCHOOL and BAZAAR PREACHING.

Staff—Mr. ANANT TORAT, Schoolmaster.
(One Hindu Schoolmaster.)

2.—MAHAKAL (4 miles from Wardha).

Agencies—SCHOOL and PREACHING.

Staff—Mr. SHEORAM NARSAYA, Catechist and Colporteur.
(Two Hindu Schoolmasters.)

3.—POWNAR (4 miles from Wardha).

Agencies—DISPENSARY (Weekly) and PREACHING.

Staff—From Wardha.

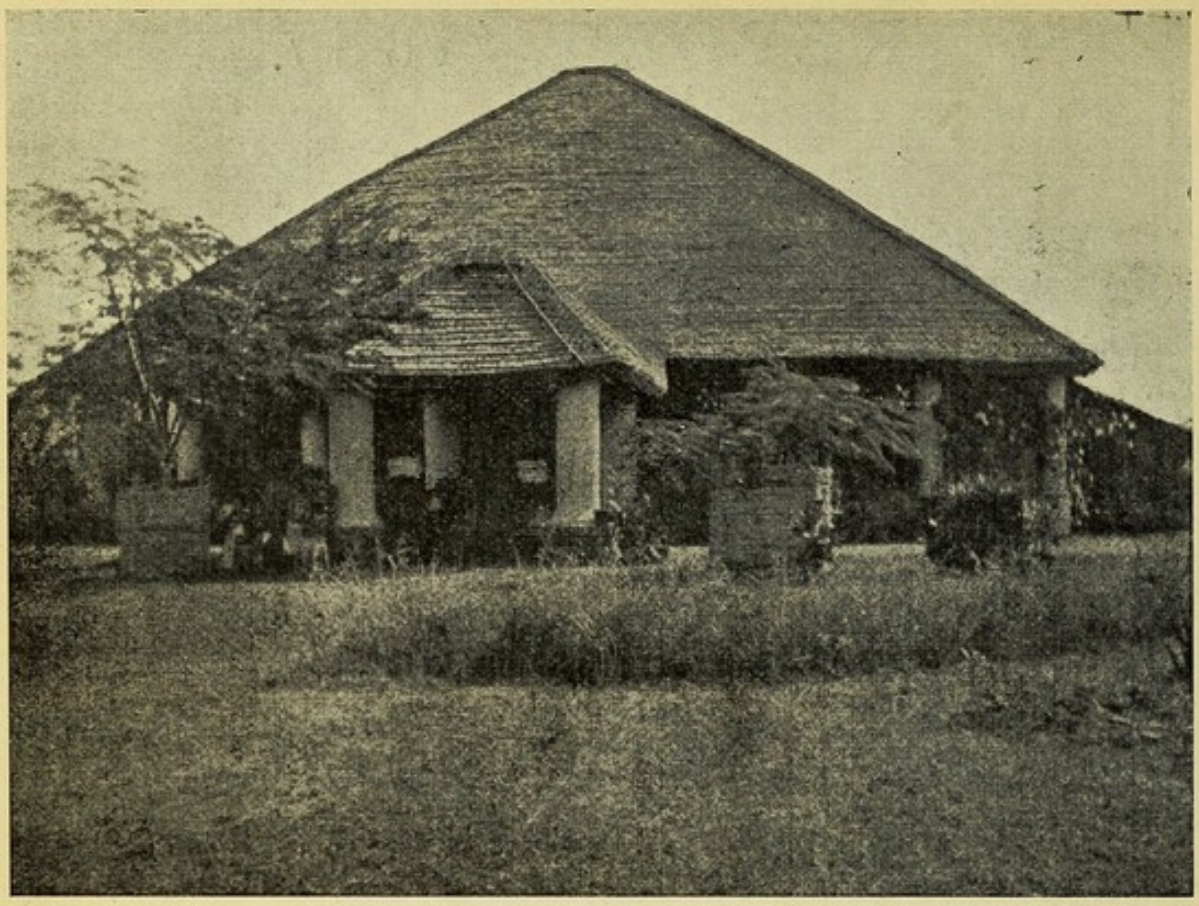
REPORT, 1897.

EIGHT years having elapsed since Mission work was started in Wardha, and being at present in this country on my first furlough, it seems fitting that I should in this Report give some account of these eight years, with a description of the district and the work.

Wardha is the most westerly district of the southern half of the Central Provinces.* It is of triangular form (the apex to the north), and lies between Nagpur on the east and the Province of Berar on the west, being divided from the latter by the River Wardha, a tributary of the Godavery. On the south it adjoins the district of Chanda. The area of Wardha is 2400 square miles, and its population over 400,000. The railway line from Bombay to Calcutta runs through it from west to east, dividing it into two parts—a northern part, hilly and jungly (except along the bed of the Wardha River), and a southern part, level and well cultivated. From Wardha town, which lies in the centre of the district (472 miles east of Bombay), a branch line of railway runs south to Warora in Chanda, where there are coal mines, and where a branch of the Mission is situated. Warora is 40 miles south of Wardha, and about midway between these two places is the town of Hinginghat, which, although not the headquarters of the district, is an older, a larger, and in some respects a more important town than Wardha itself, and is found on many maps which do not mention Wardha. For administrative purposes, the district is divided into three tehsils, each under a native magistrate (a Tehsildar), and named respectively, from north to south, Arvi, Wardha, and Hinginghat. In the district there are 914 villages, about 300 in each tehsil. The towns of Wardha and Hinginghat have between 9000 and 10,000 inhabitants each: ten towns have over 3000; fifty have between that and 1000; and all the rest of the 914 villages have less than 1000 —346 having less than 200, and many consisting only of a few families.

On arriving in Wardha in January, 1890, the only building possessed by the Mission was the bungalow or house in which we were to reside. There was no Dispensary, Church, or Hall, and we found it impossible to rent suitable premises in the town. Being urged to start

*See the Map of the C. P. on second page of Cover, and the Map of Wardha district inserted.



MISSION BUNGALOW, WARDHA.

Medical work at once, one or two of the outhouses, or "go-downs," at the bungalow, were converted into a temporary Hall and Dispensary, and served for that purpose for two years, until, the prejudices of the people having been somewhat removed, we were enabled to hire rooms in the centre of the town, where till 1895 our Dispensary was held. In that year the Commissioner of the district, A. H. L. Fraser, Esq., opened the Hall and Dispensary, which, at a cost of £420, had been built in a prominent position in the town, and where, since that time, our work has been carried on with much comfort and efficiency.

To a Dispensary all kinds of cases come, from the most trivial to the most severe, and it was not long before the necessity for a Hospital forced itself upon us. Almost daily, patients are brought to us who are seriously ill, sometimes from villages many miles distant. Such cases as pneumonia, ascites, liver abscess, severe burns, cancerous tumours, stone in the bladder, cataract, &c. (to name only a few which are of frequent occurrence), cannot be treated at a Dispensary as out-patients. A bottle or a prescription is not sufficient. What they require is careful nursing, and oftentimes surgical operation, which can

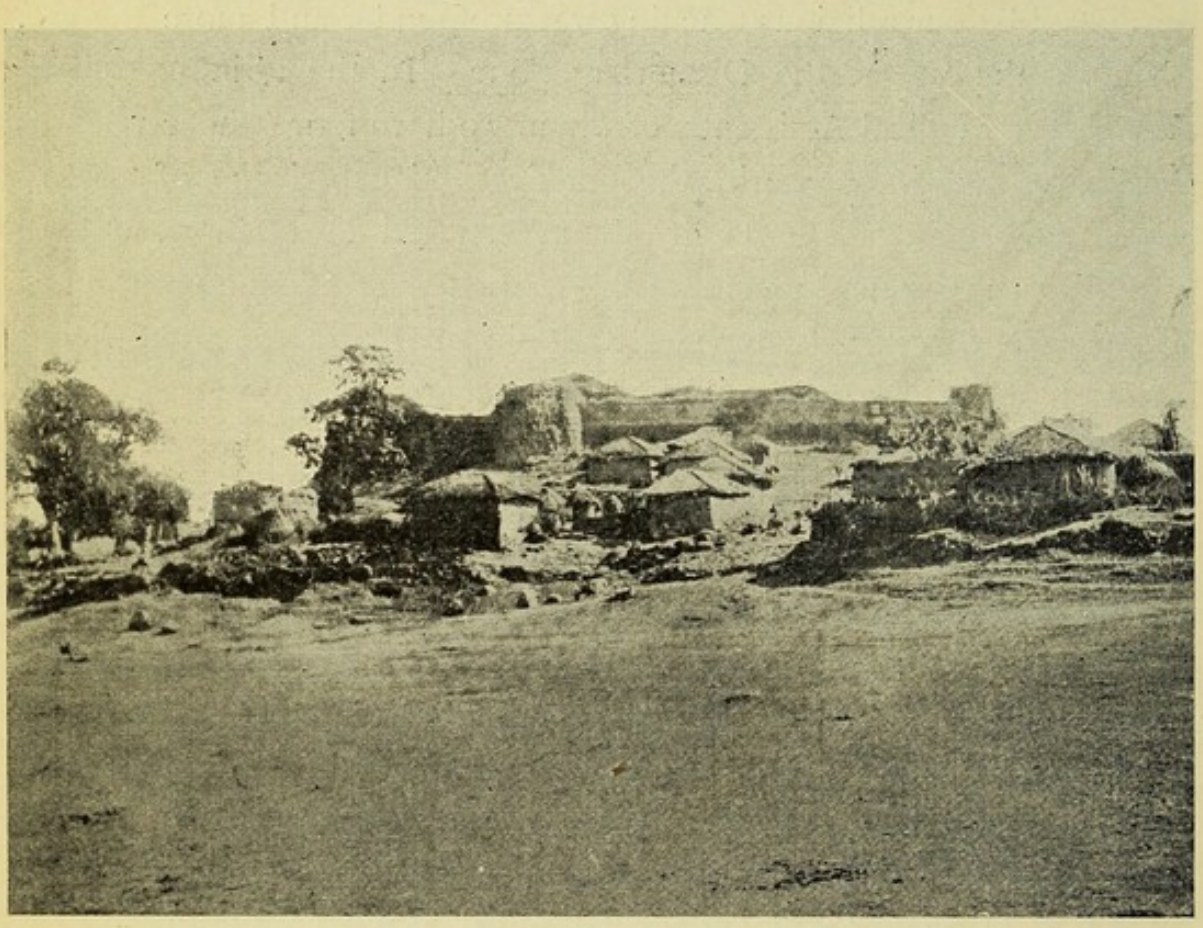
only be afforded in a Hospital. When such patients came before us, we endeavoured to give them all the assistance we could, and although we had no Hospital, we placed beds in any available room or shed, and there nursed them. I have had as many as thirteen at one time being nursed in this way, and as many as a hundred such cases have passed through our hands in one year, each of whom lived with us for days or weeks, and in some cases even for months. As they were in different places, and there were no proper arrangements for nursing, the labour entailed was enormous; but, at the same time, the surgical and medical results obtained were more valuable, and the impression produced by our religious teaching was profounder and more intense, than was the case at the Dispensary alone. In the training, too, of our Native Medical Assistants, of whom we have four (who render us invaluable help in our work), the practice and experience of a Hospital is essential. The longer I am engaged in Medical Mission work, the more importance does this branch of it assume; without a Hospital our work is hampered and hindered, and the professional abilities of the European Medical Missionary are utilised in a very imperfect manner.*

The Foreign Missions' Committee is unable from want of funds to make a grant for the building of a Hospital, but they have sanctioned my appealing to the members of the Church for the sum of £1000 for that purpose during my furlough in Scotland. I have, up to the end of February, received upwards of £500, but I still require other £500, and I would ask very earnestly that all friends interested in this work should assist me. Contributions may be sent either to Mr. A. Ellison Ross, the General Treasurer of the Church, at the Offices, Edinburgh, or to myself, at 11 Shaftesbury Terrace, Glasgow. I have a number of Collecting Cards, which I shall be glad to forward to any person who will undertake to collect for this object. I thank very cordially those friends who have already subscribed; a detailed acknowledgment will be found at the end of this Report. A most excellent site, adjoining the present Dispensary, is in the market, and instructions to purchase it have been sent out to India. In this connection, as well as in reference to the need of a Hospital for the training of Native Medical Assistants, I would direct attention to the letter from A. H. L. Fraser, Esq., C.S.I., which is printed on page 16 of this Report. I thank the

*I would call attention to the remarks on this subject by the Editor of "Medical Missions at Home and Abroad," for March and April, which are printed on page 20.

ladies of Free St. John's, Glasgow, for their kindness in promising to supply sheets, towels, and other articles for the new Hospital.

About four miles north of Wardha is a large village of over 2000 inhabitants, called Pownar. In it, for the last two years, we have held a weekly Dispensary. On Mondays a bazaar or market is held in this village, and on that day we go there, giving out medicine to those who are sick, and preaching to the large crowds which gather round us. A shop has been rented in the market-place, that the work may be carried on with more order, but I should like to build a small and suitable house—£25 or £30 would do it.



MAHAKAL VILLAGE.

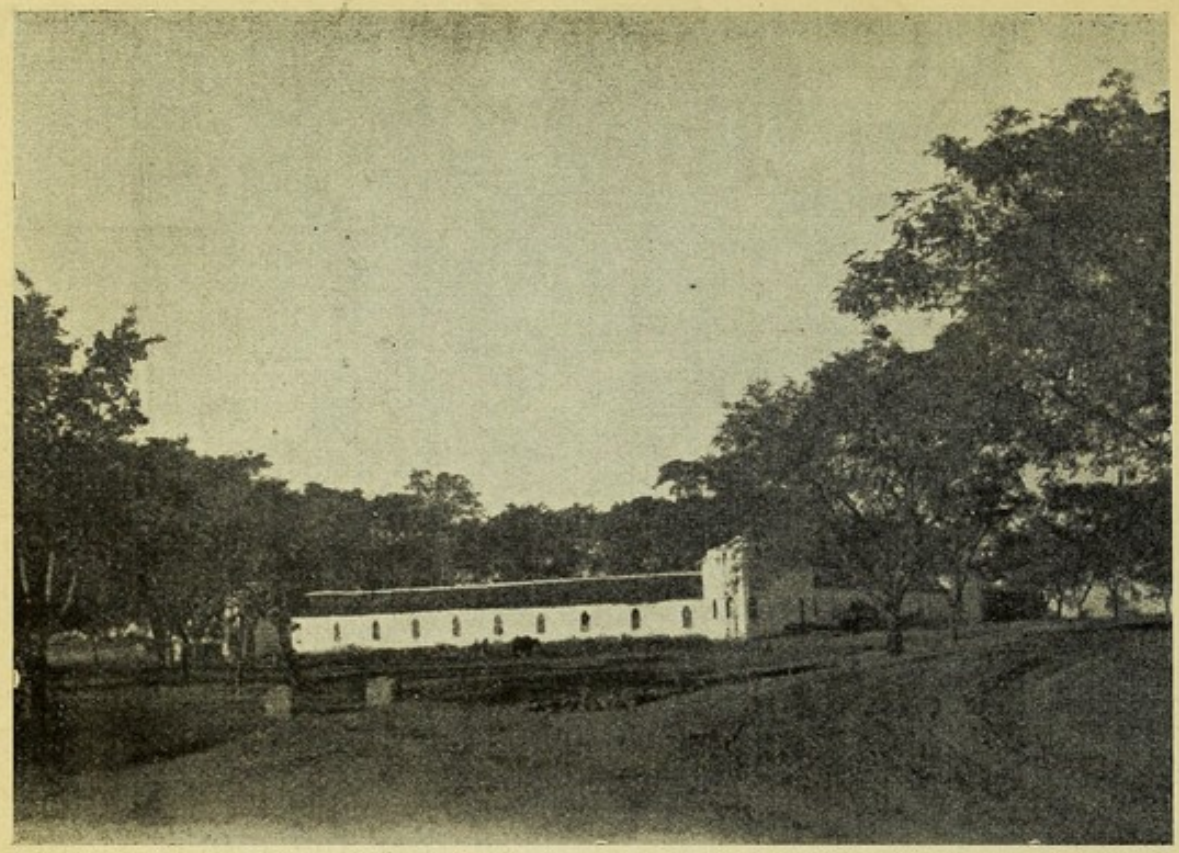
Near Pownar is another village of 1000 inhabitants, called Mahakal, in which we have a school with an average attendance of 20 scholars, chiefly caste Hindus. At Warora, 40 miles south, the terminus of the railway, we have another school with an average attendance of 24 boys, chiefly low caste.

During the cold season, which lasts from November till February, we try to spend as much time as possible amongst the villages. During that time we live in tents, which we take with us from place

A MISSIONARY CAMP.

to place. Sometimes we have travelled over the district rapidly, spending only one night in each camping-place, sometimes more slowly, remaining two or three days in each place; and last February we spent three weeks at Ashti, a large town with over 5000 inhabitants, in the northern part of the district, a part which in previous years had been unavoidably neglected. Ashti contains a large Mohammedan population; there is no Dispensary in it, and none within 18 miles. We were very well received, and were urged by the principal inhabitants, both Hindu and Mohammedan, to open a branch of our Mission, with a Dispensary, in their town, and they promised to do something towards the expense of one. I am prepared to do so, if I had from £30 to £50 per annum for that purpose. During the last eight years most of the 900 villages in the district have been visited at least once, either by myself or my Catechists, and, of course, the villages lying near our stations of Wardha and Warora have been visited many times—are in fact visited periodically.

In addition to our other work, we have, for the last year or two, been carrying on a special work amongst lepers, in connection with the "Mission to Lepers." Leprosy is very prevalent, more so in Wardha than in any other of the Central Provinces. In the Census Report for 1891, something over 600 lepers are stated as being in



WARDHA LEPER ASYLUM—EXTERIOR (EAST END).

Wardha, but, from careful personal investigation made in the villages, I am convinced that the figures are understated, and that 1000 would not be an excessive estimate, the Census having taken no note of cases in which there was no mutilation. I need not describe the fearful ravages which leprosy makes, disfiguring and mutilating the

WARDHA LEPER ASYLUM—INTERIOR (WESTERN HALF).

body. I would just emphasise the fact that there *are* lepers with whom we in India are in daily contact, and whom you at home are apt to forget. They are people who, having become disfigured and loathesome, are, many of them, cast-off by their relations—husbands by wives, wives by husbands—and who, having lost their fingers and toes, are incapacitated from engaging in manual labour, and, being unable to earn their food, have to join the already large army of Indian beggars. Cast-off by their relations, dependent on charity for their daily food, suffering from ulceration in its worst form, and very helpless, these poor people have a great claim on our sympathy. We began work amongst them by setting aside a few hours every Saturday for their special treatment. To those who came regularly we gave a bottle of tonic medicine — enough for eight days — ointment and lint for

WARDHA LEPER ASYLUM—INTERIOR (EASTERN HALF).

their ulcers, which were always dressed for them, and four annas (fourpence). The results of this simple treatment were very satisfactory. One man, who at first took four hours to crawl from his house to the Dispensary—a distance of a mile—came after a few months in half an hour, and this illustrates well the benefit derived by many. Although the disease is incurable, a great deal can be done of a palliative nature. Two years ago we opened an Asylum or Retreat, where we have accommodation for 30 lepers, and during last year we have had more than that number in residence. In previous Reports I have explained the manner in which we obtained the Asylum buildings. I would just repeat here that the buildings, built round two sides of a quadrangle, were a gift from the native inhabitants of Wardha, and that eight acres of land surrounding the Asylum were gifted to it by Government. It only cost us about £70 to put the buildings into thorough repair, and they are now worth at least ten times that amount. Family worship is conducted in the Asylum daily, and on Sabbaths a service is held, attended also by a number of beggars, each of whom receives at the close a dole of one

SABBATH SERVICE FOR LEPERS AND BEGGARS.

pice. I had the great satisfaction of baptising one of the lepers on the last Sabbath I spent in India, and several others appeared not far from the Kingdom. The financial responsibility for this work rests on the Mission to Lepers, of which Mr. W. C. Bailey, 17 Greenhill Terrace, Edinburgh, is Secretary. I would appeal to those members of the

Free Church who are interested in this branch of our work to support it, either by sending their contributions to Mr. Bailey, or to Mr. Ross, Treasurer of the Free Church, in the latter case designating them "For the Leper Work at Wardha." I have to thank the ladies of the Grange Free Church, Edinburgh, for their kindness in undertaking (1) to support Sitaram, the untainted orphan child of a leper, and (2) to supply a number of jackets for the use of the lepers.

My orphans have been sent, the girls to Nagpur and the boys to Bhandara, where I shall remain responsible for them. This is a more satisfactory arrangement than maintaining a separate establishment.

The Rev. Dr. Sandilands, of Bhandara, is supervising the work at Wardha during my absence on furlough, and his Report for the year follows this.

REPORT BY
REV. JOHN SANDILANDS, M.A., M.D.

DR. REVIE left India in the beginning of April, and since then I have been coming to Wardha about twice a month to superintend the work in his absence. At one of these bi-monthly visits I generally go for a day or so to Warora, where there is a School, and at the other I go to Mahakal and Pownar, where we have a School and branch Dispensary respectively. Besides going to these out-stations alternately, I manage at the same time to superintend the main work at Wardha.

ITINERATING.—Before Dr. Revie left, during the month of February and part of March, he toured in the North-West of the district in and around Ashti, and also in the Chanda district round Warora. One special feature in the touring this year was that it was concentrated chiefly round two centres—Ashti and Warora—and from these places the Catechists went out to the surrounding villages. Ashti is a place much in need of a Dispensary, and Dr. Revie hired* a house in the Bazaar and put his medicines in it, and here, daily, crowds came to be treated. In all, 44 days were spent by the

*The house in question was given free of charge.—D R.

Catechists in camp, in four different places. Two evening meetings were held, at which the magic lantern was exhibited, and it is estimated that there were 1050 people at these meetings; 123 villages were visited, 4321 people heard the Gospel, and 844 were treated for bodily ailments.

SCHOOLS.—In the Mahakal School there has not been much progress during the year. We have been unfortunate in the teachers there. The first one left to get a training in Jubblepur, and the one who came in his place has not been able to put any more life into the School. Mr. Sheoram Narsaya has been the Catechist in the village, and has given the Scripture lessons in the School. Warora School has as its headmaster Anant Torat, a trained Normal School teacher. He has a very good manner and a conciliatory spirit, and the School has made progress during the year. One of the assistant masters in this School is an inquirer—his name is Govind Narayan. He comes of a good family and caste, and his people were very much annoyed at his professed leanings towards Christianity. So much did they resent this, indeed, that one of his brothers actually came to Bhandara (to which Govind had heen removed) and took him away forcibly. We have not given up all hopes that he may eventually become a follower of the Lord Jesus.

The Biblewoman this year, as before, is Salomibai (Mrs. Ranoji), and she has been going to various houses in Wardha, taking the Gospel with her. This year she met with a heavy sorrow in the removal by death of the younger of her two sons, Dinkar Ranoji.

The preaching work has been done in the town and the villages by Mr. Gynuba and the Rev. Ranoji Janoji. Mr. Ranoji is a licentiate of the Church, and he takes a general oversight of the preaching work of the station. He is ably helped in this, however, by the majority of the other workers.

The Dispensary has been in the charge of Mr. Tirkey, a third-grade hospital assistant. He was appointed, as a new man, by Dr. Revie, and he has done his work with diligence and intelligence. The numbers are slightly lower than they were last year, but this was just to be expected in the circumstances. The branch Dispensary at Pownar, a village five miles off, is visited once every Monday. Over 800 cases were treated at it by Mr. Yardi, who, besides taking a

general oversight of the work in Wardha during my absence, is a medical student who has passed his second examination.

The Leper Asylum has been under the care of Mr. Anant Mahipat during the year. The numbers have fluctuated very much, a larger number than a normal average coming in owing to the famine prices prevalent outside.

ZENANA WORK.—Two agents have this year, as formerly, been supported by the Women's Missionary Society—Mrs. David and Mrs. Yardi. The work of the former consists chiefly in visiting villages near at hand, whereas Mrs. Yardi has been doing more or less regular work among some pupils in Wardha. She has five pupils who are learning English, seven are learning Marathi, and others are learning needlework. Mrs. Yardi reports :

"I took up Zenana work here in 1894. My work chiefly lies among the higher classes, into whose houses it is rather difficult to find an entrance. The first inquiry is as to what class you belonged before you became a Christian, and when they know you belonged to their own caste, a little prejudice is lost. They will learn what you have to teach very gladly, but they are prejudiced against the Bible. At first they do not like to listen to it, but when they once come to know a little about it, then they listen to it without any hesitation. In some places you are welcomed gladly, and the women of their own accord ask you to read and sing to them, while in others you are looked down upon for the sake of your religion. The words of Christ then come to mind : 'The servant is not greater than his master ; if they have hated Me, they will hate you also.' During the year I lost an intelligent and bright pupil ; she died last hot weather, suddenly, of apoplexy. Her death was a great blow to her poor mother, who for a time would take no consolation. I used to go and read and sing to her some of our hymns of heaven, death, and eternity, and she used to listen to them. As a rule, the hearts of Indian women are very affectionate when they find that you feel for them in their joys and sorrows, and take a real interest in them."

LETTER FROM A. H. L. FRASER, ESQ., C.S.I.

"10 GREENHILL PARK,
"EDINBURGH, *19th January, 1898.*

"DEAR DR. REVIE,

"I am glad to hear that you are getting on with the raising of the £1000 required for your Hospital at Wardha, and that you have hope of raising the whole. I must say, however, that I am a little disappointed that your appeal has not met with more generally prompt and hearty response.

"Perhaps it would have been well if you had emphasised in your appeal the absolute necessity for a Hospital in respect to the training of Native Agents. No doubt the advantages of a Hospital, in enabling a Doctor the more satisfactorily to treat his cases, and in enabling a Medical Missionary the better to get alongside of his heathen patients, are those that occur most readily to the mind. *But I attach the very highest importance to the training of Native Agents*, to which you have already devoted so much attention, with (as it appears to me) so much success.

"Now, *you will never be able to carry out this training to any satisfactory degree of efficiency unless you have a Hospital.* You know the very melancholy experience we have had in Bombay, for example, of paying for the training of Agents who, as soon as they have become qualified, have left the Mission for Government employment. This is due to these two facts—*viz.* (1) That the Students had, during their course of training, got out of touch and sympathy with Missionary work; and (2) that they had meanwhile obtained degrees which enabled them to secure better-paid appointments under the Government.

"I do not believe that they had become a bit more efficient as Medical men for the ordinary run of practice under the superintendence of a European Medical man, by this course of training, than they would have been had they been trained by you. And they certainly could hardly be expected to be as efficient or zealous Missionaries. Now, on the other hand, men trained by you would have stayed with you, both because they would have retained their interest in the work, and also because they would not have possessed the technical qualifications that Government requires.

"I believe that you concur with me in these views of the importance of training Native Agents, which seems to me very great indeed. *I think that you should bring it prominently to notice in appealing for funds for your proposed Hospital.*

"In respect to the information you have received, that Seth Bachraj is willing to sell the site of his serai, with the plinth and buildings already constructed, for Rs.7000 (a little over £400), I think that you should be careful not to miss the opportunity of securing it. I suppose that this would not materially alter your estimate of £1000 as the sum required for the Hospital. For though a site might possibly be obtained more cheaply elsewhere, yet the buildings and materials already on the spot will all come in more or less useful in the construction of your Hospital.

"I think it most desirable that you should secure this site, for it is contiguous to the site of your Dispensary: it is, in fact, its natural extension. You could not obtain any other site which would enable you to have your new Hospital alongside of your present Dispensary, or even near it. To have these institutions apart involves additional establishment and considerable increase in the trouble of supervision. I therefore regard it as an exceedingly fortunate thing that Seth Bachraj wishes to sell, and I advise you not to lose this opportunity of acquiring this site.

"Of course I need hardly add that all the inducements which led you to choose the site of your Dispensary also affect this site and make it suitable for the Hospital. It is a fine open space, with the Police lines adjacent, which will never be built on; and it is also central and in every way convenient. I may add, however, as an inducement to prompt action, that the position of this site in respect to the railway and the town may induce some firm or some merchant to secure it, if you hesitate. You may, perhaps, be able to get Seth Bachraj to take less than Rs.7000, though I am sure he has spent more himself on the site and buildings. But even if you have to pay that sum, it seems to me well worth your doing so to secure such a position.

"Yours very sincerely,

"A. H. L. FRASER."

LIST OF SUBSCRIPTIONS

RECEIVED TOWARDS THE WARDHA HOSPITAL FUND

Up till the 10th of March, 1898.

The Rt. Hon. Lord Overtoun,	£100	0	0
Dr. and Mrs. Loudon, Hamilton,	20	0	0
Peter MacKinnon, Esq., Campbeltown,	20	0	0
John Usher, Esq., Ratho,	20	0	0
Misses Mure, Perceton,	20	0	0
Archd. Coats, Esq., Paisley,	20	0	0
Mrs. Arthur, Barshaw,	10	0	0
Miss Carnegy, Edinburgh,	10	0	0
Jas. Stevenson, Esq., Largs,	10	0	0
Joseph Russell, Esq., Pt.-Glasgow	10	0	0
Sir John Cowan, Bart., Beeslack,	10	0	0
Miss Templeton, Glasgow,	10	0	0
Adam Maitland, Esq., Aberdeen,	10	0	0
Sir Wm. Henderson, Aberdeen,	10	0	0
Frank J. Usher, Esq., Edinburgh,	10	0	0
Alex. Moore, Esq., C.A., Glasgow,	10	0	0
Kilmalcolm F.C. Ladies' Work Party,	10	0	0
John Stephen, Esq., Linthouse,	10	0	0
Geo. Coats, Esq., Innellan,	7	10	0
Rev. Dugald Revie, M.B., C.M., Wardha,	5	5	0
Rev. T. M. B. Paterson, Hamilton,	5	5	0
Dr. A. H. F. Barbour, Edinburgh,	5	0	0
Mrs. Crombie, Glasgow,	5	0	0
David MacLean, Esq., Glasgow,	5	0	0
Miss Abercrombie, Edinburgh,	5	0	0
"M.,"	5	0	0
Messrs. J. & W. Campbell & Co., Glasgow,	5	0	0
Mrs. Leslie, Aberdeen,	5	0	0
M. W. and E. M. O.,	5	0	0
Miss M. S. Scott, Edinburgh,	5	0	0
Miss Stuart, Edinburgh,	5	0	0
A Friend, Alloa,	5	0	0
Glasgow Foundry Boys' Religious Society,	5	0	0
Collection at Whiting Bay Free Church,	4	18	0
A Friend, Alloa,	4	0	0
Enzie F.C., per Rev. A. Kerr,	3	10	0
Rev. Alex. Miller, B.D. Buckie,	3	3	0
Dr. John Moir, Edinburgh,	3	0	0
Miss Boyd, Greenock,	3	0	0
A. B. Kirkpatrick, Esq., Glasgow,	3	0	0
Rev. E. Maclean, Stirling,	3	0	0
R. Hope Robertson, Esq., Glasgow,	3	0	0
Thos. Binnie, Esq., Glasgow,	3	0	0
"Knockearn," Crieff,	3	0	0
Collection at Shotts F.C.,	3	0	0
Mrs. Balfour, Edinburgh,	2	2	0
Robt. MacAdam, Esq., Glasgow,	2	2	0
Dr. and Mrs. Crabbe, Birmingham,	2	2	0
Mrs. Fred. L. M. Moir, Kilmalcolm,	£2	0	0
Prof. A. R. Simpson, M.D., Edinburgh,	2	0	0
Mrs. Chapman, Edinburgh,	2	0	0
Mrs. W. B. Barr, Glasgow,	2	0	0
Mrs. Denny, Dumbarton,	2	0	0
Mrs. Barrett, Edinburgh,	2	0	0
Miss Cleghorn, Edinburgh,	2	0	0
Rev. R. C. Smith, Biggar,	2	0	0
Miss Purdie, Lanark,	2	0	0
A Friend to Medical Missions,	2	0	0
A Friend, Cromarty,	2	0	0
Miss Barr, Gourock,	2	0	0
Mrs. Wemyss, Edinburgh,	2	0	0
Misses Gordon, Edinburgh,	2	0	0
John A. Roxburgh, Esq., Glasgow,	2	0	0
John R. Miller, Esq., Glasgow,	2	0	0
Jas. Henderson, Esq., Hawick,	2	0	0
Prof. A. Moody-Stuart, Glasgow,	2	0	0
Mrs. Brown Douglas, Edinburgh,	2	0	0
Collection at Larkhall F.C.,	1	11	9½
Friends in Crieff, per Mrs. Henderson,	1	5	0
Gourock F.C. Sabbath School,	1	2	6
Collection at Crossford F.C.,	1	2	3
D. M. Watson, Esq., Dundee,	1	1	0
Dr. L. R. Sutherland, Glasgow,	1	1	0
Prof. Sir T. Grainger Stewart, M.D., Edinburgh,	1	1	0
Rev. W. Anderson, Boyndie,	1	0	0
Rev. R. Gilchrist, Shotts,	1	0	0
Rev. Thos. Gregory, M.A., Kilmalcolm,	1	0	0
Miss Sandilands, Edinburgh,	1	0	0
Miss Ferrier, Edinburgh,	1	0	0
D. Carnduff, Esq., Edinburgh,	1	0	0
Miss Stark, Gourock,	1	0	0
Dr. Miller, Edinburgh,	1	0	0
Rev. Dr. Dalzell, Gordon Mem. Mission,	1	0	0
Wm. M. Oatts, Esq., Glasgow,	1	0	0
Hugh Brown, Esq., Glasgow,	1	0	0
Robt. Mackintosh, Esq., Glasgow,	1	0	0
Mrs. Young, Kilmarnock,	1	0	0
Mrs. Crum, Largs,	1	0	0
Mrs. Dr. Guthrie, Edinburgh,	1	0	0
Miss Allan, Edinburgh,	1	0	0
Mrs. Forbes, Edinburgh,	1	0	0
Miss Spreull, Glasgow,	1	0	0
Miss Leiper, Hamilton,	1	0	0
Miss Bartlett, Edinburgh,	1	0	0
Wm. Black, Esq., Kirkcaldy,	1	0	0
Rev. H. T. Gillison, B.D., Irvine,	1	0	0
M. E. B., Edinburgh,	1	0	0

Miss Clarke, Glasgow,	£1	0	0
Alex. Crowe, Esq., Stirling,..	1	0	0
Alex. Breingan, Esq., Helensburgh	1	0	0
Miss Wharton, Gourock,	1	0	0
John Kirkpatrick, Esq., Glasgow,	1	0	0
Chas. J. Guthrie, Esq., Edinburgh,	1	0	0
Mrs. Salmond, Edinburgh,	1	0	0
J. M'Ausland, Esq., Kirktonhill,	1	0	0
Mrs. Laing, Gourock,	1	0	0
Mrs. Beveridge, Kirkcaldy,	1	0	0
Mrs. Corsar, Arbroath,	1	0	0
Mrs. Milne, Dollar,	1	0	0
Jas. Muirhead, Esq., Glasgow,	1	0	0
Robt. Lumsden, Esq., Edinburgh,	1	0	0
Cullen F.C. Sabbath School,	1	0	0
A Friend, Perth,	1	0	0
A. A. Ferguson, Esq., Glasgow,...	1	0	0
Jas. Winning, Esq., Langside, ...	1	0	0
Henry Jackson, Esq., M.D., Aberdeen,	0	10	6
"The Bairns," U.P. Manse, Innellan,	£0	10	0
Per Thos. Griffiths, Esq., West Kirby,	0	10	0
Mrs. Nicol, Shawlands,	0	10	0
Michael Honeyman, Esq., Glasgow	0	10	0
A. M. M. G. Kidston, Esq., Helensburgh,	0	10	0
Miss Morrison, Elgin,	0	10	0
James Auld, Esq., Greenock,	0	10	0
Mrs. Galbraith, Glasgow,	0	10	0
Wm. Maclay, Esq., Glasgow,	0	10	0
Rev. W. Mackenzie, W. Kilbride,	0	7	6
Edinkillie F.C. Sabbath School,	0	6	0
Dugald M'Gilp, Esq., Gourock,	0	5	0
Member of Gourock F.C.,	0	5	0
Alex. Davidson, Esq., Glasgow,	0	5	0
Robt. Russell, Esq., Glasgow,	0	5	0
Rev. H. Stevenson, M.A., Dunblane	0	5	0
Member of Boyndie F.C.,	0	1	0
	£538	1	6½

COLLECTIONS AT MAGIC LANTERN MEETINGS

(Subject to Deduction for Expenses).

Crossford,	£0	3	1½
Alloa,	1	13	7½
Blackfriars' Glasgow Foundry Boys' Religious Society,	1	12	7
Fairbairn Free Church,	1	2	0
Irvine,	£3	0	0
Springburn Free Church,	1	0	0
	£8	11	4

XTRACTS FROM EDITORAL NOTES IN "MEDICAL MISSIONS AT HOME AND ABROAD."

TRUE ECONOMY IN MEDICAL MISSIONS

"IT is a false economy which sends a fully-trained and qualified European Medical Missionary to the field, and does not see to it that he is provided with a Hospital. Some of our Missionary Societies have failed as yet to grasp the truth of this. If the object in any given district is to evangelise as thoroughly as possible, it is not enough either that the Medical Missionary should itinerate or that he should have a Dispensary. He is sent out to heal the sick, in order that such healing should illustrate both the power and reach of the Gospel, and that it should perpetually show forth its spirit. Neither itineration nor the Dispensary give room for this. They do not permit any adequate illustration either of the power or of the reach of the Gospel. The Medical Missionary in such circumstances is limited to the mere surface of things. He never gets to that which constitutes his proper work, *and the effect is proportionate.* If the Medical Missionary is to attract men and women from all parts of his district, it will be because he is able to deal with the vast mass of diseases which are brought before him. Without a Hospital he cannot do this. A Hospital red-hot with spiritual influence, and with the blessing of God on a great range of healing efforts, is fitted to be an enormous Gospel blessing over a whole region. It seems absurd to urge men to perfect themselves for Christ's sake in their profession if they are not to find room to exercise it for Christ's sake. The miserable idea that the Medical Missionary's influence is simply to gather people together that there may be an opportunity to preach to them, lies at the root of the parsimony that sees no special value in a Mission Hospital."—*(March, 1898.)*

THE MEDICAL MISSIONARY and HOSPITAL WORK.

"ONE of the ablest and most successful of Medical Missionaries writes to the Editor: 'Many thanks for your words (in March "Medical Missions") about Medical Missionaries without Hospitals. All the real Christian work of the doctor is done in his Hospital.' It is time that this should be understood. We would not for a moment undervalue Medical work of any kind, and have not a word to say against either the Dispensary or itineration. They are both good. But in Missionary strategy we want the best, and it is the universal experience of Medical Missionaries that *for the spread of the Gospel* a Medical Mission without a Hospital is comparatively a poor and weak instrument. Further, it is absolutely certain that both dispensary work and itineration are shorn of half their value if they do not stand related to a central Hospital. So far as real evangelistic efficiency is concerned, it will repay a Missionary Board to *insist* on a Hospital, however small, rather than on a large Dispensary or extended itineration."—*(April, 1898.)*

9

A 13 - h. 6